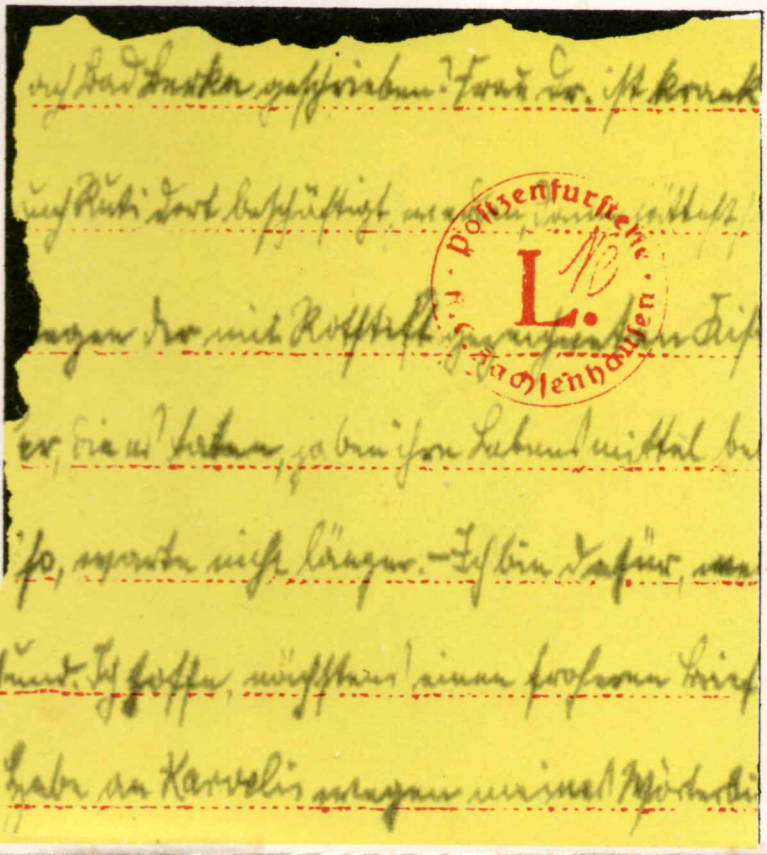
MIKAS ŠLAŽA

ŽVĖRYS ŽMOGAUS PAVIDALU

Bestien in Menschengestalt

MAŽOSIOS LIETUVOS FONDAS
„VAGOS" LEIDYKLA



Mikas Šlaža

ŽVĖRYS ŽMOGAUS PAVIDALU

Bestien in Menschengestalt

Mikas Šlaža

ŽVĖRYS ŽMOGAUS PAVIDALU

Bestien in Menschengestalt

Iš vokiečių kalbos vertė
V. BALVOČIENĖ

VILNIUS
1995

M. S. Michalius

BESTIEN IN MENSCHENGESTALT

Aus dem Konzentrationslager

Sachsenhausen

Inhaltsverzeichnis

der deutschen Fassung des Buches
„Bestien in Menschengestalt“

Vorwort ……	6	197
Der Alex ……..	7	199
Der Empfang ……	10	204
Grauer Patsch!……..	14	212
Die Haftarten……	20	224
Auf Leichen erbaut……	25	235
Zum Appell antreten……..	27	239
Vorarbeiter und Blockälteste…….	30	244
Der Eiserne Gustav……	36	257
Die Juden ……..	40	264
Ausländer im KZ …….	46	276
Der Mord an SU-Kriegsgefangenen ……	53	290
Verkehr mit den Angehörigen ……..	56	296
Kantineneinkauf ……..	59	302
Am Tor ……	61	306
Bock und Pfahl ……	63	311
Die SK …….	66	317
Auf Klinker …….	68	321
Der Industriehof ……..	70	324
Der Arbeitseinsatz ……	74	332
Der Muselmann ……	79	343
„Ist das Kameradschaft?“ ……	82	349
Die Organisation des KL Sachsenhausen ……	85	354
Lauter Paradoxe! …….	89	362
Sonstiges aus dem Häftlingsleben …….	97	378
Der Krankenbau ……..	99	382
Die Sterblichkeit im KL Sachsenhausen …….	101	387
Dillewanger …….	105	394
Der KZ-ler und der Krieg ……	108	400
Auf dem Todesmarsch …….	114	412
Befreit! …….	120	425
Schlusswort ……..	122	428
Nachwort von Domas Kaunas …….	123	430

Vorwort

Es ist nicht leicht etwas objektiv zu berichten, was man selbst in unangenehmer Weise hat durchmachen und erleben müssen.

Über die deutschen Konzentrationslager ist schon manches Buch geschrieben worden und es werden noch viele geschrieben werden. Das ist nicht weiter erstaunlich; denn das im Konzentrationslager Erlebte ist so vielgestaltig, so umfangreich, da ganze Werke darüber entstehen können; nicht nur gewöhnliche Beschreibungen und Schilderungen, sondern auch wissenschaftliche Werke, sogar Lebensromane.

Die vorliegende Broschüre will sich mit keinem Problem eingehender befassen und soll auch keine gewöhnliche Unterhaltungslektüre sein. Ich will nur in groben Zügen das Leben und die Zustände im KZ schildern, wie sie das nationalsozialistische Regime, insbesondere die SS, geschaffen hat. Der Leser soll einen Teil der Methoden kennenlernen, mit denen das deutsche Volk beherrscht wurde, und mit welchen man im Konzentrationslager Menschen aller Rassen bis an den Rand des Wahnsinns oder zu Tode quälte, weil die Verantwortlichen glaubten, daß ihre Verbrechen der Außenwelt verborgen bleiben wurden.

Es werden hier in einer gewissen Reihenfolge Tatsachen aneinandergereiht und in ihrer Nacktheit unverblümt geschildert.

Das Leben im KZ war äußerst hart.

Darum ist es nicht verwunderlich, daß auch die Sprache dieses Buches hart ausfällt, daß hier und dort Aus-

drücke und Redewendungen auftauchen, die den Leser vielleicht stutzen lassen.

Hart sind auch die aus den Geschehnissen und Tatsachen hier und da gezogenen Folgerungen, weil jede Begebenheit im Lager, auch die unscheinbarste, harte Folgen nach sich zog. Es war sozusagen ein Leben zwischen Extremen.

Ich möchte ausdrücklich hervorheben, daß das, was hier beschrieben wird, keine Übertreibungen sind. Im Gegenteil, niemand wird imstande sein das in Worte zu kleiden, was man Jahre hindurch Tag für Tag erlebt und gesehen hat.

Das hier Geschilderte ist nicht nur keine Übertreibung, sondern erreicht nicht einmal die gewesene Wirklichkeit.

Der Leser, der das KZ nicht aus eigener Anschauung kennt, wird so manches Mal beim Lesen auffahren und ausrufen: Das kann doch nicht möglich sein!

Lieber Leser, sei beruhigt: was du hier liest, ist nicht nur möglich gewesen, sondern die Wirklichkeit war noch viel schlimmer. Im KZ hat man langes Reden verlernt. Darum: N i m m u n d l i e s !

Der Zweck des Buches? — Eine ernste Mahnung an unsere Kinder und eine Warnung an alle diejenigen, die noch an ihre besondere Sendung glauben.

Beendet am 6. Juni 1945
im Fliegerhorst Hagenow.

Ein langjähriger Konzentrationär

Der Alex

„Sie haben die Frachheit besessen, das Reichsgebiet wieder zu betreten! Dafür werden Sie ins KZ gesteckt! Herr Naussed, veranlassen Sie das Weitere!" So wurde ich vom Kommissar der Gestapo, einem kaum 25jährigen Bengel angeschrieen. Mein ganzes „Verbrechen" bestand darin, daß ich, 1939 ausgewiesen, nach langwierigen und eingehenden Rückfragen bei der Heimatbehörde von der Deutschen Gesandtschaft in dem Gastlande die Genehmigung zur Rückreise erhalten und den Heimatboden wieder betreten hatte. Ich erwiderte dem Kommissar, daß ich mir keines Vergehens bewußt bin, daß seinerzeit auch meine Ausweisung nur auf Grund der falschen eidesstattlichen Erklärung eines gewissenlosen Denunzianten, eines SA-Angehörigen, erfolgt ist und daß ich verlange, ein Gerichtsverfahren gegen mich einzuleiten. Da sprang er mich aber an wie ein Tiger und schrie mit wutverzerrtem Gesicht: „Ja, das würde Ihnen so passen!" und schlug die Tür hinter sich zu.

Dieser Herr Naussed, Gestaposekretär, führte mich hinunter in den Keller. Nach neun Wochen ungewisser Wartezeit erhielt ich den bekannten roten Schutzhaftbefehl, von dem Henker Heidrich in Berlin unterzeichnet, wobei mir gleichzeitig eröffnet wurde, daß ich nach dem Konzentrationslager Sachsenhausen überführt werde.

Nach drei Tagen kam ich zum erstenmal in meinem Leben in den Affenkäfig (Arrestantenwagen der Eisenbahn) und auf Transport Richtung Berlin. Unterwegs kamen immer neue hinzu.

In Stettin, kaum hatten wir den Affenkäfig verlassen, schnappten die Handschellen um die Handgelenke, zwei und zwei wurden beieinandergeschlossen. Ein nicht zu beschreibendes Gefühl, wenn du zum erstenmal dies Eisen um deine Handgelenk fühlst! Eine Entehrung, die man früher sich nicht hätte vorstellen können! Zum Verbrecher, zum Auswurf der Menschheit wirst du gestempelt, und das in einer bestimmten Absicht. Eine an sich sonst unnötige Maßnahme; denn es bestand unter den Umständen auch nicht die geringste Möglichkeit zu einer Flucht, weil wir von allen Seiten von grimmig dreinschauenden Polizisten mit schußbereiten Gewehren und Maschinenpistolen umgeben waren. Aber trotzdem dieser Akt der Anlegens der Handschellen, der mehr symbolischer Natur sein sollte.

Am folgenden Tage weiter, nach Berlin. Die Affenkäfige, ihre Zahl inzwischen in der „Freiheit" des Dritten Reiches beträchtlich angewachsen, wurden auf ein Nebengleis geschoben. „Alles aussteigen!" Auf der Rampe ein Aufgebot, als ob es tausend Raubmörder zu bewachen gäbe. In vergitterten und äußerst scharf bewachten Polizeiautos geht es zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz, zum berühmten und berüchtigten Alex, über den man unterwegs die unglaubichsten Sachen erzählen hörte. Registrieren und die üblichen Formalitäten. Und dann der ganze Haufen hinein in einen der drei unterirdischen Gemeinschaftssäle.

Dumpfe Luft und Massengemurmel schlägt entgegen, als die Saaltür geöffnet wird. Ein düsterer, stickluftiger, stinkiger, von einigen Lampen spärlich erhellter Raum. An der Tür der sogenannte Saalälteste, der uns in seiner Art willkommenheißt, ein ausgesprochener Zuhältertyp von St. Pauli.

Der Raum 8 m im Geviert, davon ist die Abortanlage in den Ausmaßen 2×3 m abzuziehen, also ein Raum mit einer Bodenfläche von etwa 58 qm. An 150 Menschen sind schon da. An den Wänden entlang Bretterpritschen und Schemel darauf. Kein Strohsack, keine sonstige Sitzgelegenheit. Der Schmutz starrt aus allen Ritzen und Winkeln, der Gestank legt sich schwer auf die Brust. Es vergeht keine Stunde, wieder öffnet sich die Tür, und wieder schiebt sich ein Haufen von etwa 50 Gestalten herein. So geht es bis zum Abend, so daß zuletzt an 300 Menschen in dem Raum zusammengepfercht sind. Zu essen gibt es am ersten Tage nichts mehr, weil wir erst am Nachmittag eingetroffen sind, es schon nach dem Mittagessen ist.

Wie soll da aber die Nachtruhe vor sich gehen? fragt man ängstlich. Man hat sich inzwischen mit der Innenräumlichkeit und dem Publikum vertraut gemacht. Ein internationales Volk im wahrsten Sinne des Wortes. Die verschiedensten Nationen vertreten: Deutsche, Franzosen, Russen, Polen, Juden, Italiener, Ungarn, Griechen, Jugoslawen, Türken, Araber, Chinesen, Neger, Mongolen — „wer zählt die Völker, nennt die Namen, die unfreiwillig hier zusammenkamen". Auch in anderer Hinsicht ein kunterbuntes Gemisch: politische Häftlinge, auf der Flucht Ergriffene, Internierte, Raubmörder, Hochstapler, Einbrecher, Meckerer — die allermöglichsten Kategorieen des Strafgesetzbuches. Und alle haben diese ungastliche Stätte nicht zum ständigen Aufenthalt, sondern nur als „Absteigequartier", Durchgangsstation, sei es nach dem Gefängnis, Zuchthaus oder ins Konzentrationslager.

Der Abend bricht herein, alles übermüdet. Verschiedene schlafen im Stehen, am Pfeiler oder an der Wand, wo es noch möglich ist. Auf eine Pritsche oder zu einem Schemel zu kommen, ist unmöglich — man ist Neuzugang. Diese Bequemlichkeiten haben längst die mit Beschlag belegt, die hier schon wochen — und monatelang kampieren und auf Abtransport warten.

Die Zeit rückt vor, und immer mehr Volk wird hereingeschoben. Gegen Mitternacht verkündet der Saalälteste Nachtruhe. Die älteren Insassen legen sich dicht bei dicht, wie die Heringe in einer Salztonne, auf die Pritschen, andere setzen sich auf die Schemel, die in Reihen dicht hinter- und nebeneinander zusammengestellt werden. Und das Gros muß sich auf dem Steinboden einrichten. Alles wird reihenweise mit angezogenen Knien zusam-

mengesetzt. Die Beine kann man nicht nach vorn, noch nach rechts oder links ausstrecken. Das ist die Schlafstellung im Alex. An ein Aufstehen in der Nacht ist nicht zu denken. Wenn man sich aus seiner Stellung befreien will, gibt es ein Gefluche und Geschimpfe. Und ist man nach vielen Bemühungen aus dem Knäuel heraus, kann mit einem Zurückkommen unter keinen Umständen mehr gerechnet werden. Es bleibt nichts andres übrig, als dann die ganze Nacht im Stehen zu verbringen.

Zu alledem kommt das größte Geschenk des Alex hinzu — das Ungeziefer. Flöhe, Läuse und Wanzen gibt es da in solcher Fülle und Rassenzüchtung, daß man glaubt, alle Wanzen Berlins hatten sich da ein Stelldichein gegeben. Läuse von verschiedenster Art, Rasse, Färbung, Größe und Beschaffenheit. Wer für ihre Artforschung ein besonderes Interesse hat, braucht nur nach dem Alex in einen solchen Gemeinschaftssaal zu gehen, da findet er für seine Studien das herrlichste Material. Ob es irgendwo noch einen zweiten Ort in dem Ausmaße, ein Eldorado dieses unholden Ungeziefers gibt, entzieht sich meinem Wissen. Alex dürfte darin kaum übertroffen werden.

An Schlaf ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Die unbequeme Sitzstellung, das Ungeziefer, die anhaltende Unruhe die ganze Nacht hindurch lassen auch den Übermüdeten nicht einschlafen. Es vergeht kaum eine Stunde, daß die Tür sich nicht öffnet und eine Stimme in den Saal hinein Listen verliest derjenigen, die auf Transport gehen. Kaum hat ein Trupp den Raum verlassen, kommt ein neuer herein. Ein Gehen und Kommen die ganze Nacht hindurch.

Um 4 Uhr etwa beginnen die Morgenvorbereitungen. Alles reckt die eingeschlafenen Glieder, stemmt sich mit Mühe in die Höhe. Da können natürlich auch die Übrigen nicht liegenbleiben, sondern müssen mit aufstehen, weil man über die Liegengebliebenen nicht hinwegkäme. Schlangen stehen an den Waschkränen.

Da erkennt man eine neue Form des Lebens und Treibens im Alex, den Handel. Der sucht nach einer Zigarette, jener ein Stückchen Seife, dieser ein Taschentuch

oder ein Handtuch und jener ein Hemd. Meist ist es ein Tauschhandel, der da blüht. Tabak und Zigaretten der begehrteste Artikel. Schon hat sich ein pfiffiger „Zigarettenfabrikant" etabliert. Er hat sich ein Paket Tabak gekauft (für ein Päckchen 5 Mark gezahlt), und aus diesem Päckchen hat er Zigaretten gedreht, aus einem Päckchen 15—18 Stück, die natürlich in ihrer Stärke auch demnach sind. Diese verhandelt er für eine Mark das Stück und findet reißenden Absatz; denn Tabak ist ein rarer Artikel.

Hier kannst du alles bekommen, von der Tabakspfeife bis zur goldenen Uhr. Besonders macht man sich an diejenigen Neulinge heran, die ins Kazett sollen. Sie werden eingeschüchtert, da bei der Ankunft ins KZ alles abgenommen wird, was man an Wertsachen bei sich habe. Da ist es verständlich, daß auf diese billige Weise die Geier des Alex zu Spottpreisen zu den besten Sachen kommen. Sie sind aber auch so gerissen, daß sie Wege und Möglichkeiten finden, was draußen von Wert, im Alex aber wertlos ist, hinauszuschaffen. Für eine Rolle Priem oder ein halbes Päckchen Tabak wird ein guter Mantel wegegeben, und für einige Stückchen Seife bekommst du prima Schuhe. Verschiedengestaltig, wie das hier versammelte Publikum, ist auch der schwungvolle Handel, der sich nach der Nachfrage richtet. In den letzten Kriegsjahren wurden alle Artikel rar. Das machte sich auch im Alex bemerkbar.

Und gestohlen wird erst! Was du nicht bei dir oder unter dir hast, gehört dir im nächsten Moment schon nicht mehr. Die Kehrseite hierzu: Wird z.B. ein Paar Schuhe gestohlen und du meldest dies dem Saalältesten, sofort wird eine mit großem Geschrei angelegte Suchaktion vorgenommen. Die Schuhe sind natürlich längst über alle Berge. Diejenigen, die sich am wildesten an dieser „Razzia" beteiligen, wissen am besten, wo sie zu suchen wären.

Der Alex ist auch eine Art von Unterwelt. So geht es da zu, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Ein dauerndes Kommen und Gehen, ein Summen und Gemurmel, ein Gefluche und Gestank. Wer nie da gewesen ist und einige

Tage und Nächte zugebracht hat, der kann sich keine Vorstellung von dieser Welt machen.

An ärztliche Hilfe ist nicht zu denken. Wenn man krank wird, und das kann sehr leicht vorkommen, irgendwelche Hilfe ist nicht zu erreichen: Hilf dir selbst! Kannst du es nicht, dann verrecke! Was macht dem machtlüsternen Hitlerschen Regime schon aus, daß ein „Verbrecher" aus dem Leben scheidet! Die Garde des Schwarzen Heinrich hat dann um einen sich weniger zu kümmern.

Man fragt sich, wie so etwas im 20. Jahrhundert noch möglich ist, dazu im Nazi-Deutschland, das nicht nur Europa, sondern die ganze Welt mit seiner Kultur beglükken wollte. Man hat vordem Schilderungen über die trostlosen Verhältnisse in den Gefängnissen verschiedener Länder gelesen; aber die Wirklichkeit auf dem Alex, in der Reichshauptstadt Berlin, übertrifft alles bis dahin geschilderte.

In der dritten Nacht, die ich dort in der Gesellschaft von Alex-Flohen, Läusen und Wanzen zubringen mußte, bevor ich die letzte Etappe meiner Reise ins KZ antrat, waren über 500 Menschen in unserem Saal. Geradezu fürchterlich! Der ganze Körper wie gerädert. Kaum ein Glied kann noch bewegt werden. Das Atmen fällt schwer, es liegt wie ein Stein auf der Brust. Müde zum Umfallen. Da erschallt um 3 Uhr in der geöffneten Saaltür eine Stimme: Transport nach dem Konzentrationslager Sachsenhausen raustreten! Namen werden aufgerufen. Wir sind 62 an der Zahl, Angehörige verschiedener Nationen. Bekommen eine halbe Schüssel Kafeebrühe und eine Scheibe trockenes Brot in die Hand gedrückt. Und ab geht es wieder zur Registratur: Aufstellen, Gefluche, Namensaufruf. Dann unter schärfster Bewachung hinein ins Polizeiauto und zum Bahnhof.

Der Empfang

In früher Morgenstunde geht es mit der Vorortbahn hinaus aus Berlin, nach Oranienburg, wo sich das Konzentrationslager Sachsenhausen befindet. Während der Fahrt unterrichten uns die Polizeimannschaften: Wenn Sie in Oranienburg ankommen und es heißt „Aussteigen!", machen Sie es fix; denn die SS hält viel darauf und Sie ersparen sich manche Unannehmlichkeit.

Nach einer Stunde Fahrt hält der Zug. Verschüchtert schauen wir zum Fenster hinaus. Auf dem Bahnsteig steht schon eine Abteilung SS in schwarzer Uniform mit geschultertem Gewehr oder Maschinenpistole, dahinter ein mit schwarzer Plane überspannter Kraftwagen. Zu langen Betrachtungen haben wir keine Zeit. „Aussteigen!" heißt es. Alles drängt sich mit ängstlichem Gesicht zur Tür hinaus. Draußen wird schon geschrieen: „Na, wird es bald?!— Zu fünfen antreten, ihr Drecksäcke! Wo kriechst Du hin, lumpiger Hund, Bolschewik! Ja, jetzt ist es aus mit der Herrlichkeit, ihr verfluchten Schweine! Hier heißt es zackig! — Was ist da los? Könnt ihr nicht bis fünf zählen? — Vordermann! Seitenrichtung!" Ein SS-Scharführer zählt die Häupter seiner neuen Opfer — 62 an der Zahl.

„Marsch in den Wagen! — Seid ihr noch nicht drin? Soll ich euch nachhelfen, verfluchtes Pack!"

Das Hinterbrett des Lastwagens ist heruntergeklappt, hat keinen Aufsteigetritt, der Wagenboden befindet sich aber in Brusthöhe. Da stelle einer sich das Gadränge vor: jeder will als erster hinauf und hinein. Es gibt Kolbenstöße, Peitschenhiebe, Aufschreien und Gefluche der schwarzen Bestien. Die ersten haben sich nicht weit genug nach vorne in den Wagen gequetscht, die letzten können nicht mehr hinein. Da springt ein Schwarzer an den Wagen und bearbeitet die vor ihm im Wagen Stehenden, bis diese schreiend ihre Vordermänner soweit vorgedrängt haben, bis auch die letzten unter Kolben- und Peitschenhieben auf dem Wagen verstaut sind.

Der Wagen fährt an und saust über den unebenen Boden dahin, nimmt in voller Fahrt die Kurven, so daß wir durcheinandergeschüttelt werden, wie Kartoffeln in einem Korb beim Abspülen.

Man muß es mit durchlebt haben, wenn man sich die seelische Verfassung in diesen Minuten vorstellen will. Es ist einem nun gleichgültig was geschieht, auch der Tod. Wenn diese Horde mit ihren Opfern so verfuhr, da mancher Zuschauer, wenn auch nur aus einer gewissen Entfernung zugegen war, wie geht es da erst im Lager zu?! Aber trotzdem versuchen den Kopf hochzuhalten: „Fürchte Dich nicht, glaube nur! Glaube an die ausgleichende Gerechtigkeit!"

Der Wagen hält. „Raus! — Seid ihr noch draußen, ihr Banditen!" Dasselbe Bild wie beim Einsteigen, vielleicht noch ärger. Alles springt aus dem Wagen, rücksichtslos einer auf den andern. Was stürzt, bleibt liegen, die Nachfolgenden springen darauf. Und dabei hagelt es wieder Kolbenschläge und Fußtritte.

„Hier antreten! Seid ihr noch nicht ran! Könnt ihr nicht bis fünf zählen, ihr Misthammel!" Es wird angetreten, und der Trupp marschiert durchs Tor, hinein ins Kazett.

Vor uns ein großer, halbkreisförmiger Platz, der Appellplatz, rings um ihn, halbkreisförmig angeordnet, die Giebel der Häftlingsbaracken, der hölzernen Wohnblöcke. Die Turmuhr zeigt 7 Uhr 5 morgens.

Zunächst werden alle, zu fünf hintereinander, ans Tor gestellt. Da bleiben wir ungefähr zwei Stunden stehen. Man wagt nicht sich umzusehen; denn hinter uns und an den Seiten kommen dauernd SS-Leute vorbei, die jede Gelegenheit wahrnehmen loszutoben, Ohrfeigen und Stiefeltritte zu verabfolgen. Wir stehen mit dem Gesicht zur Mauer.

Ein SS-Rottenführer tritt an meinen Nebenmann heran und fragt ihn: „Warum sind Sie hier?" — „Ich habe gemeckert," erwidert der mit zitternder Stimme. Ratsch — hat er einen Hieb ins Gesicht, daß er zu Boden stürzt. Von selbst kann er nicht mehr hoch.

„Na, tu doch nicht so!" und der Rohling versetzt ihm noch einen Fußtritt. Wir Nebenstehenden helfen dem Geschlagenen auf die Beine. Der Peiniger läßt von seinem Opfer ab.

Geht einige Glieder weiter: „Wie heißt du?" — „Walter Rosner." „Warum hier?" — „Ich weiß nicht." — „Was, das weißt du nicht?" Ratsch — ein Schlag ins Gesicht.— „Du weißt nicht? Warum nicht? Ich werde deinem Gedächtnis etwas nachhelfen!" und schon fällt der zweite nicht minder kräftige Schlag. Da hat der Mißhandelte noch soviel Geistesgegenwart, daß er schnell irgendetwas findet und hersagt. Mit einem Fußtritt gegen den Unterleib verabschiedet sich der Henker von seinem Opfer.

Ein SS-Obersturmführer kommt auf uns zu, ein Mann, vor Gesundheit und „Männlichkeit" aus den Hosen platzend. Man wundert sich, daß ein solcher Hüne nicht an der Front ist. Ich denke, dieser wird sich doch anders benehmen, er ist doch ein Offizier. Falsch, glattweg vorbeisinniert! „Kommen Sie da her!" greift er einen aus dem Haufen. „Warum sind Sie hier?" Wir können nicht hören, was er antwortet. Ratsch — bekommt er einen Faustschlag ins Gesicht. Uns ist, als ob die Welt unterginge, wenn sich sogar die Führer der SS zu derartig gemeinen Handlungen hinreißen lassen. Inzwischen sind mehrere Unterführer hinzugetreten, die wollen anscheinend angesichts ihrer Vorgesetzten sich nicht als der schwächere Teil zeigen.

Endlich, nach zwei qualvollen Stunden, kommt ein SS-Unterscharführer aus der Blockführerstube im Turm, mit einem teuflischen Lächeln im Gesicht:

„Links schwenkt-marsch!"

Haben kaum 20 Schritte hinter uns, schreit er los: „Hinlegen!"

Das geht ihm aber nicht schnell genug:

„Was, das nennt ihr hinlegen? Na, das wollen wir ein wenig üben. Auf, marsch, marsch!"

15—20 Schritte gelaufen:

„Kehrt! Marsch, marsch! — Hinlegen! — Auf, marsch, marsch! — Hinlegen! — Auf!"

So geht es etwa 10 Minuten. In dieser Zeit kann man sehr wohl außer Atem kommen.

Endlich, als er uns wieder einige Schritte in Ruhe läßt, glauben wir, daß er sich damit begnügen wird. Doch wir kannten nicht die SS, wie sie in Wirklichkeit aussah, versteckt vor der Öffentlichkeit. Etwas Neues kommt, was niemand auch im geringsten von uns ahnt. „Hinlegen!" schreit es los. „Rollen!" Was ist das? fragen wir uns am Boden. Wir zögern, überlegen, was wir da tun müßten. Da bearbeitet er schon den ihm am nächsten Stehenden mit den Füßen: „Wirds bald! Rollen! habe ich gesagt. Wirds nun endlich!" Und wir rollen, so lang wir am Boden liegen, in der Kleidung, in der wir gekommen sind, mit dem Gepäck, das jeder mit sich hat. „Auf! Marsch, marsch! — Hinlegen! Rollen!" Und so geht es mit Hinlegen! Auf! Marsch, marsch! Rollen! Zurück! den Weg hin und her, bis die Entlausung erreicht ist.

Endlich stehen wir vor der Entlausungsbaracke. Der Scharführer reißt die Tür auf, die nur so breit wie eine normale Zimmertür ist: „Marsch! Rin!" Alles drängt sich auf einmal hinein. Ihm ist das aber nicht schnell genug: „Ich werde euch die Beine langziehen, ihr Lumpenpack!" Er stellt sich neben die Tür und stößt mit den Füßen in die hineindrängende Masse, gleichgültig, wohin er trifft. Es ist natürlich, daß in diesem Gedränge die Tür sich ganz verstopft, weil jeder der erste sein will.

In der Entlausungsbaracke müssen wir wieder zu fünfen antreten. Inzwischen haben sich 6—8 dieser Henkergestalten eingefunden. An der einen Seite stehen Tische, auf die sich diese mit herunterbaumelnden Beinen gesetzt haben. Der uns hergebracht hat, fragt den ersten:

„Warum bist du hier?"

„Wegen kommunistischer Tätigkeit!"

„Du roter Hund! Marsch an den Tisch!"

Der tritt an den Tisch.

„Komm doch dichter ran, du verfluchter Hund! Hast du Angst? — Warum bist du da?" schreit ein SS-Unterscharführer, der auf dem Tisch sitzt, ihn an.

„Wegen kommunistischer Tätigkeit!"

„So, also Bolschewik!" und schon hat er einen Fußtritt in den Bauch. „Weggetreten!" Der nächste ist inzwischen

an einen andern Tisch getreten, auf dem auch zwei Geier hocken.

„Warum bist du hier?"

„Fremdenlegionär!"

„Solch ein Schwein!" und gibt ihm eine Ohrfeige: „Wegtreten!"

Zum nächsten:

„Was bist du?"

„Jude!"

„Du jüdische Sau! Hierher! Hundert Kniebeugen!"

Nach einem Weilchen fragt er den Juden:

„Wieviel Kniebeugen hast du schon gemacht, du Judenschwein?"

„Ich weiß nicht!"

„So, du hast nicht einmal gezählt, auch dazu bist du zu faul, du Blutsauger! Machst 1000 Kniebeugen, bis du umfällst, du jüdischer Drecksack!"

Nach einiger Zeit kann der Ärmste kaum noch jappen.

„Na, wirds nun, oder soll ich da ein bißchen nachhelfen?"

Versetzt ihm einen Fußtritt, daß der Erschöpfte liegen bleibt.

Die wildgewordene Bestie bearbeitet ihn so lange, bis dieser, von Kameraden gestützt, sich erhoben hat.

Jemand antwortet, nach der Ursache seiner Verhaftung gefragt, daß er nicht wisse.

„Was, du weißt nicht, warum du hier bist? Dann muß ich deinem Gedächtnis etwas nachhelfen. Hierher!"

Und ehe er sich versehen, hat er einen Kinnhaken weg, daß er zu Boden stürzt. Erhebt sich.

„Warum bist du hier?"

„Ich weiß nicht!" Ratsch — hat er den zweiten sitzen, bis er merkt, daß es gefährlich ist zu behaupten, man wisse nicht, warum man verhaftet wurde. Da sucht er schnell einen Grund, um seinen Peiniger loszuwerden.

Wenn es einen besonders interessanten Fall gibt, z.B. es handelt sich um einen Homosexuellen, da finden sich 2 bis 3 Scharführer ein, die ihn mit groben SS-Fäusten ins Gesicht und mit Fußtritten in den Unterleib traktieren.

Oder: 4 bis 6 Blockführer haben sich im Kreise verteilt. Der Zugang wird in die Mitte geschickt. Einer ruft ihn heran, unterhält sich mit ihm, natürlich nicht in freundschaftlichen Ton, schreit ihn plötzlich an und stößt den Ahnungslosen vor die Brust, daß er zurücktaumelt. Und nun beginnt das „Schlittenfahren". Beim Fallen fühlt er den genagelten SS-Stiefel im Kreuz, kommt nicht zur Besinnung, was mit ihm geschehen ist, fliegt wie ein Trainingsball schon auf einen andern zu. Der gibt ihm einen Kinnhaken: „Was willst du von mir, du elender Misthaken?" Und schon fliegt er auf den dritten, der ihn wieder in einer sehr unsanften Weise einem andern zuschanzt. So torkelt der Unglückliche hin und her, bis er besinnungslos, aus Nase und Gesicht blutend, liegenbleibt. Es ist, als ob Hunde ein Schaf hin und her zerren.

Länger als eine Stunde dauern diese Einführungszeremonien. Man kann es nicht beschreiben, wie schrecklich es ist, das alles mit ansehen und erleben zu müssen. Dazu die sadistischen Gesichter dieser Bestien, die, trunken von Wollust, den Menschen so entwürdigen, in grausamster Weise quälen und durcheinanderschreien. Jeder Gedanke entschwindet dir, Du fühlst, daß jede Regung in dir erstarrt, die Glieder sind wie gelähmt, und du hast keinen eigenen Willen mehr. Dir ist alles so gleichgültig, was nun auch kommen mag. Diese Torturen wurden an den Zugängen absichtlich gemacht, um jede Willenstätigkeit der Neulinge zu unterbinden. Es sollte sich ihnen nämlich schon in dieser Stunde fest ins Bewußtsein einprägen, daß sie hinfort jedes Eigenleben eingebüßt und sich gedankenlos zu fügen hatten. Das entsprach ja auch allgemein der Grundtendenz des Hitlerismus.

Nachdem die Blockführer ihre tierischen Triebe befriedigt hatten, zog die ganze Horde johlend davon und ließ uns allein zurück. Der Vorarbeiter der Politischen Abteilung hieß uns an einen Tisch treten, um die Personalien zu den Akten zu geben. An einem andern Tisch mußten wir alles abgeben, was wir bei uns hatten. Nicht einmal den Ehering durften wir behalten, auch der wanderte zu den Effekten. Alle Wertsachen wurden zwar

eingehend registriert, aber wir haben sie nie wiedergesehen.

Wir haben uns ausziehen müssen und betraten den Entlausungsraum. Sämtliches Haar wurde abgeschoren, auch unter den Achseln, auf der Brust und am Unterleib. Nach dieser Schurprozedur ging es unter die Brause und dann hinein in die zebragestreifte Häftlingskluft.

Eine Rekruteneinkleidung ist Gold dagegen, wie hier verfahren wird und was du da bekommst. Dir wird eine Hose zugesteckt, bei der das eine Hosenbein 10 bis 20 cm kürzer ist als das andre. Oder ein Hüne von 1,85 m bekommt eine Hose, die möglicherweise noch für einen in der Größe von 1,65 m passen würde. Auf seine Einwendung, er könne unmöglich die Hose anbekommen, bekommt er zur Antwort: „Die Hose ist nicht zu kurz, sondern deine Beine sind zu lang; dafür konnte doch der Schneider nichts". Oder die Jacke hat nur anderthalb Ärmel. Die Schuhe mit Holzsohlen und so plump, daß man wie in Oderkähnen darin einherwatschelt. Und zuletzt ein Käppchen aus Zebrastoff, das sich kaum auf dem Hinterkopf halten kann, oder es ist so weit, daß die Ohren nicht mehr ausreichen, das Herunterutschen zu verhindern.

An dieser Stelle muß noch eine kleine Charakteristik der in der Entlausung tätigen Häftlinge gemacht werden. Wenn der Sturm der Ohrfeigen, Kinnhaken und Fußtritte vorbei ist, schleichen die schaffenden Häftlinge wie Schatten der Unterwelt umher und machen in ihrer Stummheit und ihren schleichenden Handlungen den Eindruck, als ob auch dies in das Vexierbild der SS sich hineingepaßt hat.

Wie Clowne eingepuppt traten wir draußen vor der Baracke an und wurden von einem Häftling nach der Isolierung, zum Zugangsblock, gebracht.

Einige Zeit vor unserer Ankunft in dem Konzentrationslager Sachsenhausen sind die Zugänge noch viel schlimmer empfangen worden. Abgesehen von diesen Mißhandlungen kleineren Ausmaßes ist noch so manches geschehen, um den ersten Eindruck um so kräftiger in dem

neuen Konzentrationär zu hinterlassen, daß er von nun an voll und ganz sich in der Gewalt und Willkür der SS befindet. Im Winter z.B. sind die Zugänge nach dem Heißwasserbad draußen nackt vor die Baracke gestellt worden, nur mit dem Zebrakäppchen auf dem Kopf und die bloßen Füße in den Holzpantinen. Hose, Jacke und das Hemd hatten sie auf dem Arm zu halten. Und damit sie nicht frieren, ließ man sie zur Abwechslung im Schnee rollen. Das war nichts Seltenes, sondern eine übliche Erscheinung, die sogar noch im Dezember 1941 bei den Zugängen zur Anwendung kam. Erst nach Stunden wurden sie zum Zugangsblock geführt.

Früher hat man immer einen Teil der Neuzugänge mit den Segnungen des KZ vertrautgemacht, nämlich mit Bock und Pfahl. Die Zugänge wurden nach den Formalitäten in der Entlassung aufgestellt, jeder 3. oder 5. Mann abgezählt, der links heraustreten mußte. Dann wurden diese „Auserwählten" nach hinten gebracht. Ein Teil mußte über den Bock und bekam je nach Laune der anwesenden Blockführer 15 bis 25 Schläge, die übrigen wurden 15 bis 20 Minuten an den Pfahl gehängt. Erst nach diesen Martern kamen sie zum Zugangsblock.

Grauer Patsch!

Jeder von uns hatte bei der Aufnahme in der Entlausung eine Nummer bekommen. Im Juli 1941 war die laufende Häftlingsnummer im KL Sachsenhausen über 38 000. Aus dem lebendigen Menschen wurde durch die Nummer ein entrechtetes Subjekt, ohne eigenen Willen, ohne das geringste Verfügungsrecht über sich selbst, man wurde eine N u m m e r. Wohin man sich auch wendete, in welcher Angelegenheit man auch angesprochen wurde, man war n u r eine N u m m e r, der Häftling Nummer soundsoviel. Wurde man aufgerufen, bekam man nicht seinen Namen zu hören, der doch das äußere Kennzeichen einer Persönlichkeit ist, sondern es hiess nur noch: Nummer... Kam man in ein Kommando, der Vorarbeiter schrieb auf:

Nummer... Gingst du zur Ambulanz und verlangtest deine Ambulanzkarte, hiess es durchs Schiebefenster: Welche Nummer? Warst du zum Strafrapport beschieden, so rief der Blockälteste: Nummer... zum Strafrapport! Wenn es ab und zu vorkam, daß einer entlassen wurde, erscholl es morgens vom Tor aus: Nummer... zum Rapportführer! Starb jemand, so wurde dem Blockältesten mitgeteilt: Nummer... verstorben. Zehntausende und Aberzehntausende Entrechtete und Geknechtete, auf diesem winzigen Raum zusammengepfercht, haben ihr Leben innerhalb der mehrfachen Mauern des KZ im Zebrakleid als Nummern verbracht. Erreichte doch die laufende Häftlingsnummer in den letzten vier Jahren zum Schluß 150 000, abgesehen davon, daß eine große Zahl von Zugängen im letzten Winter im KL Sachsenhausen selbst nicht mehr erfaßt, sondern nach anderen Lagern weitergeschickt wurde.

Als Zugangsblock, zu dem wir damals kamen, galt der Block 35. Streng vom übrigen Lager isoliert, unter einem noch strengeren Regime, um an Disziplin und Ordnung, wie sie die Totengräber des deutschen Volkes die SS auffaßten, gewöhnt zu werden. Der Blockälteste, ein alter Kumpel, der viele Jahre wegen kommunistischer Betätigung im Zuchthaus gesessen und in der Verbannung gelebt hatte, empfing uns mit dieser Ansprache:

„Grauer Patsch! Ihr wißt nun, was ihr seid — grauer Patsch! Ihr seid jetzt im KZ, da gibt es keine Herren und Knechte, da sind wir alle gleich, sind alles Häftlinge. Ihr tut immer das, was befohlen wird — dann ist es gut. Es wird so verlangt, und da heißt es nicht: Ich will nicht! Ich kann nicht! Was befohlen — wird getan! Strengste Disziplin! Und vor allen Dingen — alles zackig, besonders wenn jemand von der SS da ist. Die spaßen nicht. Soweit es möglich ist, geht ihnen aus dem Weg. Könnt ihr ihnen nicht mehr ausweichen, dann blitzschnell das tun, was befohlen wird, ohne auch im geringsten zu überlegen; denn hier im KZ darf man nicht denken. Sonst setzt es schnell was ab. Verstanden, grauer Patsch! — Und nun zu fünf angetreten, der Größe nach!"

Die üblichen militärischen Übungen des Antretens, Aufstellens, Ausrichtens, Stillestehens, Sichrührens, die Wendungen, das übliche Marschieren und Schwenken werden geübt. Um 12 Uhr hören wir vom Appellplatz das Glockenzeichen zum Mittagessen. „Wegtreten!" In den Block hinein.

Der Block so, wie alle andern, aus Brettern zusammengefügt und aus zwei Flügeln, den Flügeln A und B, bestehend. Zwei Türen führen in den Block. Durch die Tür des Flügels A stößt man geradeaus auf das Klosett (mit Wasserspülung), durch die andre Tür auf den Waschraum. Schwenkt man nach dem Passieren der Außentüren nach links (auf Flügel A) bzw. nach rechts (auf Flügel B), erreichst den Tagesraum und hinter diesem den Schlafraum. In jedem Tagesraum stehen 6 lange Tische, Bänke und einige Schemel, an den Wänden oder zwischen den Tischen sind Spinde, nach Art der Militärspinde in den Mannschaftsunterkünften.

Die Zugänge werden an die einzelnen Tische gesetzt. Jeder Tisch hat seinen Tischältesten, dessen Anordnungen widerspruchslos Folge zu leisten ist, da er in jedem Fall die Unterstützung des Blockältesten finden wird. Er beaufsichtigt das Essenausteilen an seinem Tisch, schneidet und verteilt das Brot und die Portionen (Margarine, Wurst usw.) Jeder empfängt eine Eßschüssel, einen Becher, Löffel, Messer, Geschirrtuch, das auch als Tischtüchlein benutzt wird, und ein Handtuch, die nach Gebrauch im Spind untergebracht werden.

An unserm Zugangstag, es war ein Sonnabend, gab es mittags Mangoldsuppe, natürlich nicht mit Butter oder sonstigen Herrlichkeiten zubereitet, sondern schön in blankem Wasser gekocht und eine undefinierbare Fettigkeit hinzugetan. Die Blätter und Blattstrünke waren so lang, daß sie noch gerade in die Eßschüssel hineinkamen. Der Geschmack — man soll Begrabenes lieber nicht mehr aufrühren, weil es nicht besonders angenehm riechen soll. Von Kartoffeln sind, nach gründlicher Analyse, gerade noch Spuren zu entdecken. Als Gewürz findet man am Boden der Schüssel schön ausgewaschenen Sand (sind

wir doch in der „Streusanbüchse des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation"). Und das Fleischliche nicht zu vergessen? Was der Zivilist als Fleisch bezeichnet, davon kann natürlich keine Rede sein. Als neugebackene Kazettler denken wir schon in andern Kategorien. Ein paar Schnecken sind zu finden, zur Garnierung hat man selbstverständlich ihnen das Schneckenhäuschen belassen.

Vom Abtransport und den ersten Eindrücken ist man so zermürbt, daß auch ein rechtes Mittag uns nicht viel gedient hätte, höchstens eine Pulle Schnaps. Vor dem Essen erklärt der Tischälteste: „Beim Essen herrscht lautlose Stille, es darf nicht gesprochen werden. Und daß dabei nicht geschlürft wird!" Der Leser soll über diese letzte Bemerkung sich nicht wundern; denn diese Gesellschaft ist wirklich sehr bunt und zusammengewürfelt.

Nach dem Essen wird das Geschirr gewaschen und mit dem Wischtuch sauber abgetrocknet. Manche Schüssel und die Löffel sind von den Vorbenutzern in einem nicht gerade blitzenden Zustand zurückgelassen, hier und da hat schon der Rost versucht, mit seinem Zahn anzunagen. Da muß man vor die Tür, etwas Sand, genauer gesagt, etwas Dreck, nehmen und blankputzen; denn abends wird der Tischälteste das Geschirr sich vorzeigen lassen. Die Mittagspause dauert bis 2 Uhr.

Es muß hinzugefügt werden, daß wir Zugänge Mitte 1941 in der glücklicheren Lage waren, schon am Zugangstage verpflegt zu werden. Sonst war es üblich, daß die Zugänge erst am nächsten Mittag ihr erstes KZ-Essen bekamen, bis dahin nichts, mußten hungern. Und dabei wurden sie nach ihrer Einlieferung in die Isolierung noch viel schlimmer behandelt. Am ersten Tag wurde nicht exerziert, sondern sie haben die längste Zeit in Kniebeuge mit dem „Sachsengruß" verbracht. Da ist es oft vorgekommen, daß schon der Zugangstag für manchen auch sein Abgangs- und Entlassungstag für immer geworden ist, nämlich der Abgang aus dieser gemeinen Welt.

Um 2 Uhr die Lagerglocke. „Antreten!" Fortsetzung der am Vormittag begonnenen Übungen. Zwei Stunden Exerzieren mit Gang im Schritt und Laufschritt in den ver-

schiedensten Wendungen. Und dabei immer: Du grauer Patsch! Staub genug zu schlucken. Wer diesen Staub nicht gesehen und geschluckt hat, kann auch keine Vorstellung von seiner Beschaffenheit und Tücke haben. Er ist so fein und wirbelig, daß er überall eindringt, auch in das, was man sonst staubdicht nennt.

Auch hier muß man erkennen, wie relativ der Mensch das Leben erkennt und nimmt, wie sehr er alles mit seinen Augen sieht, mit seinem Maßstab mißt. In Wirklichkeit ist es in vielem anders, als wir elenden Menschengeschöpfe uns vorstellen und handeln.

Aber zurück zum KZ-Staub von Sachsenhausen. In kürzester Zeit hat er uns im wahrsten Sinne des Wortes in grauen Patsch verwandelt, so daß diese Bezeichnung nun voll und ganz auf uns zutrifft.

In der Reichhaltigkeit des Programms darf das „Mützen ab!" nicht vergessen werden. Es ist wie das Vaterunser in der Kirche, spielt auch im spätern Leben des Kazettlers eine sehr wichtige Rolle. Geht an dir einer von der SS vorüber, und wenn es auch nur ein ganz lumpiger SS-Mann ist, hast du 6 Schritt vor ihm die Mütze vom Kopf zu reißen und die Finger an der Hosennaht lang an ihm vorbeizugehen, bis er an dir vorüber ist. Gnade dir Gott, wenn du das übersehen oder nicht schnell genug machen solltest! Dann gibt es Sport mit Kniebeuge, Hüpfen und Rollen, solange es der SS-Bestie paßt. Darum wurde immer und immer wieder das „Mützen ab!" geübt. Das Abnehmen hatte auch bei der Masse zu klappen, als ob das von einem einzigen ausgeführt wird, und wenn es 20 000 auf dem Appellplatz auf einmal machten. Klappte und schallte das nicht, dann wurde eine Viertelstunde nach dem Appell auf dem Platz geübt. Ja, ein Kapitel für sich, dies „Mützen ab!"

Um 4 Uhr die Lagerglocke. Schluß — es ist Sonnabend. Die ganze Isolierung (außer unserm Zugangsblock gehörten noch vier andre Blocke dazu, auch die SK) tritt an, jeder Block vor seiner Baracke. Es wird ausgerichtet, alles auf Vordermann und Seitenrichtung. Das Ganze wie nach einer Schnur gezogen, wie bei einer Militärparade,

als ob die Oberbestie, Himmler selbst, erwartet wird. Endlich, nach viertelstündiger Arbeit, nach viel Geschrei und Geschelte über den grauen Patsch, das Kommando: „Stillgestanden! Mützen — ab! Augen — rechts!" Von rechts kommt eine SS-Gestalt, aufgeblasen wie ein schwammiger Giftpilz, mit dem Blick eines blutrünstigen Panters, mit der Fresse eines Bullenbeißers übelster Strassenkreuzung und der Haltung eines Halbgottes aus der Unterwelt. Ja, das wollen die zukünftigen Weltschinderer sein!

Der Blockälteste tritt vor und meldet: „Zugangsblock Isolierung mit... Häftlingen angetreten!" und überreicht dem Blockführer auf einem Block den Bestand seines Blockes, den Soll- und Istbestand, mit genauer Angabe, wo der Rest sich befindet. Der schwarze Gimpel geht die Reihe entlang, zählt, schnauzt hier und da, verteilt da und dort Ohrfeigen und Kinnhaken, wie und wo es ihm einfällt, vergleicht seine Zahl mit der vom Blockältesten gemeldeten, macht sein Zeichen und nimmt den Block mit ans Tor, zum Rapportführer.

Zu gleicher Zeit ist das gesamte Lager angetreten. Diese Appelle sind überhaupt ein Markstein im Leben des KZ, sie haben eine Unzahl von SS-Sklaven das Leben gekostet. Nach geraumer Zeit erscheint dies Ungeheuer vor der Isolierung und gibt die von den Isolierungsblöcken eingesammelten und dem Rapportführer gemeldeten Blökke wieder zurück. Faßt einer nicht schnell genug nach den ausgestreckten Blöcken, wird diese Herrlichkeit natürlich nicht lange warten, sondern wirft sie in den Staub und stolziert, um einen Sieg reicher, mit hocherhobener Nase davon. Nach länger als einer Stunde ist der Appell zu Ende: „Wegtreten!"

Um 6 Uhr Abendbrot. Das besteht aus einer Brühe, die Kaffee genannt wird, einem Kanten Brot (in der KZ-Sprache Kule) von etwa 400 g, einem Kleckschen Margarine, dessen Gewicht schwer feststellbar ist, nicht wegen seiner Übergröße, sondern wegen der Winzigkeit. Nach diesem feudalen Abendbrot werden die Zugänge in den Schlafraum befohlen, damit sie sich ansehen, wie Betten ge-

baut werden. Denn Bettenbauen ist im KZ etwas außerordentlich Wichtiges, zum mindesten ebenso wichtig wie das „Mützen ab!" Das Bettenbauen hat manchen zum Krüppel gemacht.

Die Bettstellen in der Isolierung waren eisern, natürlich ohne Matratzfedern. Dafür gab es einen Stroh-, besser gesagt, Spreusack, der an sich etwas weicher als ein Brett war und die stattliche Dicke von 40 cm hatte. Dieser mußte tüchtig aufgeschüttelt und nach allen Seiten hin kantig geklopft und gestrichen werden. Darüber kam das Laken und darüber in einem Bezug zwei eingezogene Decken und der ebenfalls bezogene Kopfteil. Die Betten mußten so gebaut und ausgerichtet sein, daß die ganze Bettreihe in einer schnurgeraden Linie abschloß, auch nicht um Fingerbreite an einer Stelle sich aus der Reihe hervorhob — alles wie an der Schnur. Dies wurde uns am ersten Abend vorgemacht und am nächsten Sonntagvormittag geübt. Um 9 Uhr die Glocke zum Einfahren, zum Schlafengehen.

Am nächsten Morgen, obgleich es Sonntagmorgen ist, um 4 Uhr Wecken: Aufstehen! Alles raus, aber schnell. In der Tür steht einer in der verhaßten Uniform und wettert wie ein Wahnsinniger: „Seid ihr Drecksäcke noch nicht aus den Betten! Wie lange dauert es? Soll ich euch Beine machen!"

Wie der Blitz aus dem Bett; denn man hört schon Schläge mit dem Gummiknüppel. Mit entblößtem Oberkörper, ohne Hemd, laufen die aus den oberen Bettreihen in den Waschraum. Die unteren Bettreihen ziehen inzwischen ihre Decken ein, bauen die Betten und gehen dann zum Waschen. Aber alles schnell, schnell, zackig, als ob das Jüngste Gericht hereinbreche. Einige werden für die laufende Woche bestimmt, den Schlafraum zu saubern, der Tagesraum ist schon am Abend vor dem Einfahren gefegt.

Bis 5 Uhr muß alles so weit sein, daß Kaffee getrunken werden kann. Zum Kaffee bekommt man nichts weiter zugeteilt; denn das Brot am Abend wurde für 24 Stunden ausgegeben. Die nächste Brotzuteilung erfolgt erst am

Abend: für den Abend und den nächsten Morgen. Wer sein Brot schon abends aufgegessen hat, muß sich morgens mit Kaffee begnügen.

Um 3/4 6 Antreten zum Appell. Um 6 Uhr beginnt Appell, der über eine halbe Stunde dauert. Da es Sonntag ist, damals kannte man noch eine Sonntagsruhe, wird am Vormittag nicht exerziert, sondern es gibt eine sogenannte Arbeitszeit im Block. Da darf man natürlich nicht untätig sitzen oder am Tisch ein Nickerchen machen, sondern man hat sich irgendwie zu beschäftigen: immer in Bewegung sein. Das Geschirr ist sauberzumachen, das Spind zu scheuern, auch das Bettenbauen wird geübt, daß es morgens besser klappt und man schneller fertig wird. Die Nummern werden an Jacke und Hose genäht, fehlende Knöpfe angenäht, denn meistens waren keine mehr vorhanden, alte Löcher zugeflickt und so manches andere. Jeder hat sich zu beschäftigen, ohne Beschäftigung darf niemand sein, denn „Arbeit macht frei!" heißt es ja. Das Rauchen war in der Isolierung verboten. Natürlich wurde heimlich geraucht, drei Mann eine Zigarettenkippe, die jemand aus dem Sande irgendwo hervorgeklaubt hat. Man durfte sich nur nicht erwischen lassen. Es war im allgemeinen so, daß im KZ alles verboten war, aber alles getan wurde, nur durfte man sich dabei nicht ertappen lassen, denn dann gab es die berüchtigten Fünfundzwanzig. Kaum etwas war erlaubt, überall hieß es: Verboten! Es ist verboten! Wer befähigt war, etwas zu tun, ohne geschnappt zu werden, der kam am besten weg. Wenn man aber gekappt wurde, konnte mit allem gerechnet werden; denn man durfte nicht auf die geringste Milde rechnen, ob man sein Vergehen zugab oder nicht. Gab man zu, konnte man sich noch manche Folter ersparen, die Strafe blieb aber dieselbe.

War doch das ganze im KZ so aufgebaut, daß der Häftling auf diese oder jene Weise eingehen sollte. Dies war allgemein der Zweck des KZ. Deshalb eine Disziplin, die man zu definieren nicht imstande ist.

Darum braucht auch ein solcher Fall nicht zu wundern: Im Zugangsblock war ein Zuchthäusler, der 8 Jahre

Knast hinter sich hatte. Seiner Schilderung nach wurde das Leben dort durch gewissenlose und zum Menschenschinden veranlagte Aufseher nicht leicht und wünschenswert gemacht. Als er ins KZ fuhr, erklärte er auf der Fahrt:

„Was ich im Knast durchgemacht habe, könnt ihr euch nicht vorstellen. Da kann das KZ schlimmeres auch nicht bieten."

Er ist kaum drei Tage im KZ. Da kommt er zum berühmten Mangoldmittag und sagt ganz verzweifelt:

„Mensch, lieber noch 10 Jahre im Zuchthaus sitzen als einen Monat in dem verdammten KZ!" Auch später hat er sich oft nach seinem Zuchthaus zurückgesehnt.

Allein dies kleine Beispiel zeigt, daß das KZ etwas Besonderes im nationalsozialistischen Staat darstellte.

Der Kommandant des Konzentrationslagers Sachsenhausen hatte damals in bezug auf den Charakter des Lagers nicht unrecht, als er uns Zugängen am Montagmorgen bei der Vorstellung erklärte:

„Ihr seid hier in einem Lager besonderer Art. Hier sollt ihr Gelegenheit bekommen, euer Leben zu bessern. Wir sind streng, doch gerecht. An euch liegt es, den Aufenthalt hier zu verkürzen oder zu verlängern. Ihr sollt zu tüchtigen, arbeitsfreudigen, disziplinierten Menschen erzogen werden, damit ihr euch später in die Gemeinschaft einreihen könnt, sobald ihr dazu tauglich seid."

Wenn man sich als Konzentrationär nach Jahren diese Worte in Erinnerung ruft, muß man sagen, daß sie keine geringere und weniger infame Lüge darstellen wie alle sonstigen Reden dieser Verbrecher an der Menschheit, ob es Hitler, Goebbels, Himmler oder einer ihrer Trabanten und Antreiber war. Die Lagerführung hat nie, auch nicht im geringsten, daran gedacht, diese zu leichenhaften Nummern herabgewürdigten Gestalten dem Leben wiederzugeben.

1944 hat der Reichsjustizminister Dr. Thierack in einer Rede über die Ausgestaltung der Reichsjustiz sehr eindeutig gesagt, daß dies der Auswurf der Menschheit sei,

der außerhalb des Gesetzes stehe und rücksichtslos vernichtet werden mußte. So war es auch im KZ: Der Häftling stand in jeder Hinsicht ausserhalb des Gesetzes. Jeder, der Gewalt über ihn bekam, wenn es auch ein Mithäftling war in der Gestalt des Blockältesten oder Vorarbeiters, durfte dich zu Tode quälen und für den Schornstein reifmachen, du durftest dich dagegen nicht auflehnen, sonst — drohte dir der Strang.

Mir ist kein Fall bekannt, daß jemand, der den Tod eines Häftlings verschuldet hat, jemals zur Verantwortung gezogen wäre. Immer hat es in den Sterbepapieren geheißen: Es ist hier nicht bekannt, daß der Tod des Vorstehenden durch irgend eine strafbare Handlung herbeigeführt wäre. Als im Mai 1944 auf Klinker ein Posten zwei alte Häftlinge, die er absichtlich zu einer Diskussion über die Kriegsaussichten provoziert hatte, mit seiner Maschinenpistole niederknallte, hieß es in seiner Meldung an die Kommandantur: Die Häftlinge haben einen tätlichen Angriff auf den Posten versucht. Die Todesursache lautete: Wagen Angriff auf den Posten erschossen.

Der Häftling befand sich in einem rechtlosen Zustand. Wehe, wenn er mal wagen sollte, sich über eine Ungerechtigkeit oder Mißhandlung zu beschweren; er mußte da mit allen Folgen rechnen, sogar mit den allerschlimmsten.

In der Isolierung lernten wir am dritten Tage unseres Aufenthalts eine der grausamsten Martern des Konzentrationslagers kennen, das Stehen. Stundenlang, von morgens bis Mittag, und nachmittags bis zum Abendappell, den ganzen Tag hindurch mußte man zu fünfen angetreten, in Reih und Glied ausgerichtet, im Stehen verbringen. Wehe dem Einzelnen und der ganzen Gruppe, wenn ein SS, der vielleicht zufällig vorbeiging, jemanden dabei ertappte, daß er nicht in der Grundstellung stillestand, oder sich etwa mit seinem Nebenmann unterhielt! Dann mußte der Betreffende oder das Ganze in Kniebeuge gehen und in dieser Haltung bis zu einer Stunde und noch länger verharren, bis die Beine abgestorben waren. Man hütete sich, dabei schwach zu werden, weil man wohl

beiseite getragen wurde, aber Gefahr lief, von einem hinzugekommenen SS-Mann mit schwergestiefelten Füßen bearbeitet zu werden. In einer solchen unmenschlichen Lage blieb uns nichts übrig, als einen Ausweg zu suchen. Es wurden Aufpasser ausgestellt, die darauf zu achten hatten, ob sich nicht von irgendwoher ein SS-Mann näherte. Wurde eine Henkergestalt entdeckt, rief er den anderen halblaut „Achtzehn!" zu. Das sollte heißen: Achtung!, sollte zur Vorsicht mahnen. Denn die Scheusale tauchten alle Augenblicke auf, bald hier, bald dort, nach einem Opfer Ausschau haltend.

Wenn ein SS vorüberging oder vor dich hintrat, tat man gut, ihn nicht anzusehen, sondern vor sich geradeaus zu starren, um nicht durch den Blick seine Aufmerksamkeit zu erregen. Wurde er auf jemand aufmerksam, schrie er ihn an: „Was glotzt du mich an, du Varräter!" Und schon hatte er einen Kinnhaken weg, oder einen Fußtritt in den Unterleib. Wenn man vor Schmerz das Gesicht verzog und sich krummte, bekam man noch einen zweiten versetzt: „Hast nun genug, du Saupelack?" Und laut lachend ging er weiter, bis er ein andres Opfer erwischte. Furchtbar diese Stunden des Stehens: so mancher ist da blutiggeschlagen worden.

Nachdem am Montag der Kommandant die obengenannten Worte zu uns gesprochen hatte, wurden wir fotografiert, für das Verbrecherarchiv. Dann gings zur Politischen Abteilung, zur Aufnahme der Personalien an Hand der Akten. Wieder Stunden des Grauens!

Im Aufnahmezimmer war etwa ein Dutzend Chargierter anwesend, teils Personal der Politischen Abteilung, teils Blockführer, die mal wieder ihr Mütchen kühlen wollten. Wir standen in einer Reihe hintereinander. Vor mir war ein jüdischer Mischling 2. oder 3. Grades. Er wurde befragt: Name, Vorname, wann und wo geboren, Religien usw. Auf die Frage nach seiner Religion antwortete er:

„Katholisch!"

„Was, du bist katholisch? Ein Jude bist du!" Er bekommt einen Faustschlag ins Gesicht, daß das Blut hervorspritzt.

„Was bist du?"

„Katholisch!"

Da springt ein Blockführer mit einem meterlangen, daumendicken Stock auf ihn zu:

„Bücke dich!"

Er bückt sich.

„Tiefer!"

Und jener zieht ihm fünf über das Gesäß.

„So, was bist du?"

„Katholisch!"

„Bücke dich!"

Zieht ihm diesmal zehn über, aber die sich gewaschen haben:

„Ein Jude bist du! Was bist du?"

Der sieht ein, daß das Schlagen kein Ende nehmen wird, wenn er bei der Wahrheit bleibt, und antwortet:

„Jude!"

„Siehst du, wie schon das Streicheln geholfen hat, du lausiger Jude! Nun weißt du, was du bist!"

Und haut ihm noch einmal mit der Faust auf die Nase, läßt ihn aber denn unbehelligt. Wendet sich einem neuen Opfer zu, einem Homosexuellen, dem er an die 15 Schläge gibt, daß der vor Schmerz wie ein gepeinigtes Tier aufbrüllt.

Bei der Aufnahme erfuhr wohl jeder Zweite aus irgendeinem Grund eine Mißhandlung. Wir waren froh, als wir den Turm hinter uns hatten und wieder vor unserem Zugangsblock standen.

Wir waren eine ganze Woche in der Isolierung, eine verhältnismäßig kurze Zeit. Andere sind 2, 3, 4, mitunter bis 6 Wochen auf dem Zugangsblock gewesen, je nachdem, wie der Block freigemacht werden mußte. Eine Woche nach unserem Eintreffen kam ein größerer Franzosentransport an, meist Bergleute aus Frankreich, über 180 an der Zahl. Wir mußten den Block räumen, sonst wäre es für uns alle zu eng geworden. Die Baracken wa-

ren nur für 120—160 vorgesehen. Später hat man diese Norm bis über das Vierfache gesteigert. Am Sonnabendnachmittag, nach dem Abendappell, empfingen wir unsre Tagesration, Brot und Marmelade, verließen die Isolierung und wurden vor die Schreibstube geführt. Dort verteilte man uns auf die einzelnen Blöcke, je nach der Haftart, ob man zu den Politischen, BV-Berufsverbrecher oder anderen gehörte.

Die Haftarten

Aus dem bisher geschilderten kann man entnehmen, daß ein Konzentrationslager Häftlinge verschiedener Art umfaßte. Die wichtigsten Haftarten waren:

1) Politische (**Pol.**) — Als Kennzeichen trugen sie früher über der Nummer ein rotes Stoffdreieck mit der Spitze nach unten. Die Tschechen unterschieden sich von den andern Nationen dadurch, daß ihr Dreieck, der Winkel, unterhalb der Nummer mit der Spitze nach unten angebrach war. Später wurden wegen Stoffmangel diese sogenannten Winkel nicht mehr gesondert angebracht, sondern mit entsprechender Farbe vor der Nummer auf die weiße Nummernleinwand aufgetragen.

Als nach 1942 die Zahl der ins KZ verschleppten Nationen anwuchs, kam zum roten Winkel noch der kennzeichnende Buchstabe hinzu: Die Reichsdeutschen hatten neben der Nummer nur den Winkel, ohne unterscheidenden Buchstaben. Die andern Nationen den betreffenden Buchstaben: B — Belgier, C — Tscheche, Dn — Däne, F — Franzose, G — Grieche, H — Holländer, I — Italiener, K — Kroate, L — Litauer und Lette, Lux — Luxemburger, N — Norweger, P — Pole, R — Russe, Sl — Slowake, Slowene und Jugoslawe, Sp — Spanier, U — Ukrainer, Un — Ungar.

Zu den politischen Häftlingen wurden alle diejenigen gerechnet, die in die andern Kategorien nicht hineinpaßten. Hierzu gehörten die wirklich politischen Häftlinge, wie Angehörige der Kommunistischen, Sozialdemokratischen oder andern Partei, Fremdenlegionäre, Spanierkämpfer, sogenannte Meckerer, aber auch Arbeitsverweigerer, „Rassenschänder" (zu denen auch die gerechnet wurden, die z.B. ein Verhältnis mit einem nichtdeutschen Mädchen gehabt hatten). So mancher Politischer konnte eher zu den BV gezählt werden. Man fragte sich bei vielen, was sie in Wirklichkeit mit der Politik hätten zu tun haben können. Bekamen aber den roten Winkel und galten als Politische.

2) Berufsverbrecher (**BV**). Diese bekamen einen grünen Winkel als Kennzeichen, der ursprünglich ebenso aus grünem Stoff mit der Spitze nach unten getragen wurde, später mit grüner Farbe vor der Nummer. Zu den BV wurden alle gerechnet, die wegen eines oder mehrfacher Verbrechen im Zuchthaus gesessen hatten. Für viele paßte der Ausdruck „Berufsverbrecher" nicht, man konnte da eher von einem Gewohnheitsverbrecher sprechen.

Was die Vorstrafen dieser BV anbetraf, so erlebte man die kuriosesten Dinge. So stand einmal hinter dem Block, zu dem ich gehörte, auf dem Appellplatz ein BV — Block. Mittagsappell. Da kommt eine sogenannte Kommission an uns vorbei, Angehörige der Wehrmacht, an 30—40 Personen, geführt vom Lagerkommandanten selbst. (Solche „Kommissionen" kamen öfter, um das Unikum KL zu bestaunen. Für uns waren sie völlig belanglos, höchstens daß manchmal, wenn wir Schwein hatten, ein bißchen besseres Mittag bekamen). Der Kommandant führt seinen Besuch zu dem BV — Block und will die schlimmsten Verbrecher, die je Europa gesehen hat, vorführen. Er bleibt vor einem etwa 40jährigen stehen und fragt:

„Wieviel Vorstrafen haben Sie?"

„96!"

Der Kommandant wendet sich mit triumphierendem Gesicht an den führenden Offizier:

„Da sehen Sie, Herr Major, Sie finden hier bestätigt, was ich Ihnen schon vorhin gesagt habe — wir haben hier im Konzentrationslager die schlimmsten Elemente, die man sich denken kann. Ein verhältnismäßig noch junger

Mensch und soviel Vorstrafen!" Da fragt der Major den „Erzverbrecher":

„Und wieviel machen Ihre Vorstrafen insgesamt aus?"

„Alles in allem 2 Jahre und 4 Monate!"

Der Kommandant bekommt Stielaugen; der Major schmunzelt.

Diese Vorstrafen, mit denen der Kommandant so glänzen wollte, haben das Interesse dieses Offiziers der Wehrmacht erregt. Er fragt den nächsten:

„Und wieviel haben Sie absitzen müssen?"

„Nicht ganz 3 1/2 Jahre!"

„Wieviel Vorstrafen haben Sie gehabt?"

„25!"

„Was haben Sie denn berissen?"

„Ach, verschiedenes: Betteln, Landstreicherei, Jagdvergehen und einiges andre."

Der Kommandant verzichtet auf weitere Vorführung der „größten Banditen Europas", und der Major will auch nicht zu unhöflich sein und den Kommandanten in eine vielleicht noch größere Verlegenheit bringen. So zieht der Kommandant mit seiner „Kommission" ab, ohne sich weiter aufzuhalten, nach dem Tor.

Die BV waren von den andern getrennt auf besondern Blöcken untergebracht.

Sie waren bei allen Kommandanten und bei fast allen Lagerführern nicht schlecht angeschrieben und wurden als Vorarbeiter in den Arbeitskommandos bevorzugt, besonders dort, wo es galt, bei der Arbeit anzuwichsen, anzutreiben, aus den ausgemergelten Gestalten das letzte an Menschenmöglichem herauszuschinden. Es hat verschiedene Vorarbeiter gegeben, BV, die sich wie die wildesten Bestien aufgeführt und an Schlägen nicht gespart haben. Das Verhältnis zwischen ihnen und den Politischen ist immer gespannt gewesen. Die einen möchten die andern nicht. Es hat zwar auch unter den Politischen Kreaturen gegeben, die im Schinden und Mißhandeln vor jenen nicht zurückgeblieben sind, oft diese sogar übertroffen haben.

3) Die Sicherungsverwahrer (**SV**) waren sozusagen eine Abart der BV, hatten denselben grünen Winkel, aber mit der Dreieckspitze nach oben. Die Nazijustiz hat bekanntlich sich nicht damit begnügt, den Verbrecher zu töten oder für lange Jahre ins Zuchthaus zu sperren, sondern hatte noch eine Verschärfung des Strafvollzuges. Das Gericht konnte bei der Aburteilung beschließen und zugleich rechtskräftig verkünden, daß der Angeklagte nicht nur zu einer Reihe von Jahren Zuchthaus verurteilt werde, sondern daß er nach Verbüssen seiner Strafe nicht mehr in die menschliche Gesellschaft zurückkehrt, sondern für Jahre, oft sogar lebenslänglich in Sicherungsverwahrung genommen werde, die er in einer Sicherungsverwahranstalt, einem Arbeitshaus oder im Konzentrationslager zubringt.

Im KZ hatten wir mit der Zeit SV, die aus einem Arbeitshaus, also schon aus der Sicherungsverwahrung heraus, dahin gebracht waren. Irgendwelche Normen gab es hierfür nicht, wie an sich die Hitlerische Rechtspflege grundsätzlich nur das sogenannte „beste Wissen und Gewissen" des Richters, der in vielen Fällen nicht die geringste Lebenserfahrung besaß, die persönliche Auffassung und Einstellung des urteilsprechenden Richters gelten ließ. Es bestanden zwar Paragraphen, über deren Wortlaut und Sinn sich jeder Richter hinwegsetzen konnte, daß er ja nach dem „germanischen Rechtsempfinden" urteilen durfte und sollte, mit andern Worten — willkürlich das Urteil fällen konnte. Wenn es ihm also beim Aburteilen einfiel, diesem Verbrecher kannst du nach deiner „Rechtsauffassung" im „Interesse des Volkes" noch etwas mehr aufknacken, schon wurde Sicherungsverwahrung über den Betreffenden ausgesprochen.

Von allen SV, die schon eine kurze Zeit im KZ zugebracht haben, konnte man immer wieder die Bemerkung hören: Wie gerne würde ich in mein früheres Zuchthaus (oder in das letzte Arbeitshaus) zurückkehren, wenn ich nur aus dieser Hölle hinauskönnte!

Obgleich dort zum Verbrecher, zum Zuchthäusler gestempelt, zum Auswurf der Menschheit gemacht, mit dem

die menschliche Gesellschaft nichts mehr gemeinsam haben sollte, hat er sich dort noch wenigstens subjektiv als Mensch gefühlt, wurde auch von dem schlimmsten Aufseher als ein menschliches Geschöpf angesehen. Im KZ dagegen wurde ihm restlos alles genommen, was ihn überhaupt an seine Persönlichkeit, an sein Menschentum, erinnern konnte. Da ist er zu einer Nummer herabgesunken, die keine Selbstachtung mehr fühlen darf. Sein Wille wird tagtäglich mehr und mehr unterdrückt, bis er zur Willenslosigkeit herabgesunken ist, physisch und moralisch. Und ein willensloser Mensch ist kein Mensch, kann als solcher nicht mehr angesehen werden. Selbst ein Tier, sei es ein Pferd, ein Hund, eine Gans, ein Rind — auch das darf und soll gewisse Willensäußerungen zeigen, nur nicht der SS-Sklave im KZ.

4) Die Bibelforscher (**Bife**), Mitglieder der IBV, die im KZ waren, hatten fast durchweg ihre Jahre im Zuchthaus hinter sich. Gewöhnlich war es so, daß das Gericht, meist waren es Sondergerichte, sie zu einer nicht so sehr hohen Anzahl von Jahren Zuchthaus verurteilten. Noch bevor die Zeit um war, wurden sie im Zuchthaus, meist durch den Hausvater, sehr oft auch durch den Gefangenengeistlichen, dahin bearbeitet, ihre Einstellung aufzugeben. Und viele ließen sich schließlich dazu bewegen, daß sie von der bisherigen Überzeugung abrükken, den Jehovaglauben aufgeben, alles bedauern und künftighin keine Propaganda in der bisherigen Richtung mehr ausüben werden. Nach dieser eingegangenen Verpflichtung entließ man sie an die Heimatbehörde.

Es haben sich aber auch viele fanatisch überzeugte Bibelforscher gefunden, die eine solche Verpflichtung, die sie mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren konnten, nicht abgaben. Diese hat man nach Ablauf der Zuchthausjahre sofort ins KZ gebracht, oder einzelne wurden auch nach Hause entlassen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich das reiflich zu überlegen. Taten sie es nicht, hat die Gestapo sie wieder geholt und hinter die Mauern des KZ gesteckt.

Der Empfang bei ihrer Einlieferung ins KZ ist immer grausam und entwürdigend gewesen. Die Feder sträubt sich, das niederzuschreiben, was sie schon am Zugangstage auszustehen hatten an Beschimpfungen ihrer Person und Überzeugung und an Mißhandlungen. Bis zum Jahre 1944 waren sie, streng von den andern Häftlingen isoliert, in einem besondern Block untergebracht. Auch die geringste Vergünstigung, soweit man überhaupt im KZ von Vergünstigungen sprechen kann, wurde ihnen vorenthalten. Sie sollten mürbe gemacht werden, nachgeben oder — eingehen. Auch im KZ wurden sie einzeln wiederholt zum Lagerführer bestellt und befragt, ob sie sich schon überlegt hatten.

Es gibt Unmenge von Beispielen, wie schrecklich die Bibelforscher behandelt worden sind, wie man sie auf jede erdenkliche Art und Weise, was ein SS-Hirn nur ersinnen konnte, mißhandelt hat. Nur einige Fälle sollen hier angeführt werden, um dem Leser einen kleinen Einblick zu geben, obgleich auch dann das Bild hinter der Wirklichkeit zurückbleibt.

Wir stehen einmal zum Appell angetreten, nicht weit von unserm Block der Block der Bibelforscher. Da geht ein SS-Rottenführer, wir nannten ihn „Knopfreiher", mit seinem Zivilnamen Näherle, nicht einmal 30 Jahre alt, die Front der Bibelforscher entlang, bleibt plötzlich vor einem Sechzigjährigen stehen und fragt:

„Was sind Sie?"

„Bibelforscher!"

Taksch — haut er ihn mit der Faust ins Gesicht. Wiederholt die Frage:

„Was sind Sie?"

„Bibelforscher!"

Hat den zweiten Fausthieb weg. Aus der Nase rinnt das Blut. Noch einmal:

„Was sind Sie?" Bekommt dieselbe Antwort:

„Bibelforscher."

Da haut ihn der Blockführer zwischen die Augen, zerbricht das Nasenbein und versetzt ihm noch Stöße mit den nagelbesohlagenen Stiefeln in den Unterleib, so

daß der Alte zusammenbricht. Der SS bearbeitet den am Boden Liegenden mit Fußtritten und schreit:

„Du Lump, du verdammtes Schwein, Jehovas Knecht, du sollst verrecken! Ich werde dir schon beibringen, wer dein Jehova ist!" Der Appell geht weiter, kein Vorgesetzter kümmert sich um die Roheit dieses Teufels in Menschengestalt. Lachend und pfeifend, die Hände bis zum Ellenbogen in die Hosentaschen vergraben, schlendert der Allgewaltige weiter.

Ein Fall aus den letzten Tagen: In der ersten Aprilhälfte 1945. Auf einem Arbeitskommando in Berlin. Rüstungsarbeit. Da ist auch ein Bibelforscher, ein Holländer (Nr. 101 001), ein junger Mann von 55 Jahren. Er weigert sich, die ihm zugeteilte Kriegsarbeit auszuführen. Da springt ein SS auf ihn zu:

„Was, Sie wollen Sabotage treiben!"

Er erwidert:

„Als Diener Jehovas darf ich nichts tun, was die Kriegführung fordert."

Der zieht seine Pistole und knallt ihn nieder. Die Leiche wurde in die Leichenhalle eingeliefert, ohne nähere Angaben. Erst als die Sektion ergab, daß der Tote durch einen Schuß getötet ist, und die Häftlinge nachforschten, kam der Tatbestand ans Tageslicht; aber natürlich ohne Folgen für den Mörder.

Viele andre Beispiele könnten noch angeführt werden, wie grausam die Bibelforscher behandelt wurden. Die meisten aber blieben standhaft und ließen sich durch nichts einschüchtern. Wenn sie nach ihrer Einstellung gefragt wurden, sagten sie jedem, wenn es selbst der Lagerführer war, ihre Meinung frei heraus.

Im April 1945. Ein Bibelforscher wird zur Politischen Abteilung bestellt. Man hatte Ostern bei den Bibelforschern nach Bibeln gesucht und einige gefunden, auch einige Artikel und mit der Schreibmaschine geschriebene Lieder. Das gab wiederum Anlaß zu einer Aktion. Verschiedene Bibelforscher wurden verhaftet und im berüchtigten Block 58 untergebracht. Dieser Block war für solche Aktionen bestimmt. Die Vernehmungen fanden meist in

der Politschen Abteilung statt. Da fragt den Vorgeladenen der Lagerführer, ein SS-Untersturmführer:

„Glauben Sie noch immer an Jehova?"

„Jawohl!"

„Warum?"

„Jehova ist der Höchste"!

„Wir haben aber doch unsern Führer, Adolf Hitler."

„Der ist nur Jehovas Werkzeug. Wenn Jehova nicht will, existiert auch Adolf Hitler nicht."

„Wie denken Sie sich das Kriegsende? Kommt der Bolschewismus über Europa?"

„Er kommt. Dann kommt aber das Reich Jehovas!"

„Aber unser Führer hat doch gesagt, daß nach diesem Kriege es weder Sieger noch Besiegte geben wird. Und er hat immer den Frieden gewellt."

„Darüber kann kein Adolf Hitler bestimmen, darüber bestimmt nur Jehova. Und darum ist nicht Hitler der Führer, sondern einzig und allein Jehova."

„Wissen Sie auch, was Sie gesagt haben? Ist Ihnen klar, was Ihnen diese Worte bedeuten können?"

„Jawohl!"

„Ich lasse Sie erschießen!"

„Sie möchten es vielleicht, können aber nicht von sich heraus tun, wenn Jehova es nicht will."

Etwaige Weiterungen hat diese mutige Haltung des Bibelforschers für ihn nicht ergeben, vielleicht weil die Zeit für irgendwelche Maßnahmen schon zu kurz war. Kaum zwei Wochen später wurde das Lager auf den Todesmarsch gesetzt.

Ein junger Bibelforscher, Hugo Tinnemann, aus dem Oldenburgischen, 28 Jahre alt, bekam im September 1939 von seiner Heimatsbehörde den Wehrpaß zugestellt und wurde zur Politischen Abteilung zur Unterschrift gerufen. Er weigerte sich, den Paß zu unterschreiben, mit der Begründung: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden." Trotz allen Zuredens unterschrieb er nicht, sondern blieb bei seiner Weigerung. Dies wurde nach Berlin gemeldet, und in 24 Stunden kam der Befehl, ihn zu erschießen. Die To-

desverfügung wurde am 20. September 1939 vor dem versammelten Lager vollstreckt, an der Stelle, wo man in späteren Jahren höhnischerweise zu Weihnachten den Lichterbaum aufstellte. Der Ermordete ließ seine junge Frau mit 2 kleinen Kindern zurück.

Zur Zeit des grausamen Kommandanten Boronowski, der wegen seiner außerordentlichen Körperfülle „Vierkant" genannt wurde, kam ein 19jähriger Bibelforscher ins Lager. Der Kommandant ließ ihn rufen und drohte mit allem Möglichen, um ihn zur bewußten Unterschrift zu überreden. Doch der Jüngling blieb fest, weigerte sich mit aller Entschiedenheit gegen ein solches Ansinnen. Als „Vierkant" sah, er werde sein Ziel nicht erreichen, erklärte er: „Sie werden morgen erschossen!" Und er wurde streng isoliert. Am nächsten Tage wurden alle Vorbereitungen für die Erschießung getroffen und der Junge an die Wand gestellt. Aber die Drohung wurde nicht verwirklicht. Unter den gemeinsten Beschimpfungen hat man ihn zurück nach der Isolierung gebracht. Das wurde dreimal wiederholt. Als man einsehen mußte, daß er auch dadurch nicht mürbe wird, sondern in seiner Standhaftigkeit beharrt, ließ man ihn zuerst über den Bock gehen, wo man ihn halbtot peitschte, und dann wurde er erschossen.

Es sei genug, weitere Grausamkeiten, die an den Bibelforschern begangen sind, zu schildern. Auch diese Beispiele sagen genug, welchem ungeheuren Terror die Insassen der Konzentrationslager Tag für Tag ausgesetzt waren. Keine Minute waren sie ihres Lebens sicher. Die SS fand stets etwas, wie sie ihre sadistischen Regungen an den Wehrlosen befriedigen konnte. Das Erschießen war nichts Außergewöhnliches.

Zum Schluß muß noch eins über die Bibelforscher erwähnt werden. Obgleich sie wegen ihrer Überzeugung und Standhaftigkeit so verhaßt waren, sie wurden von den Lagerführern und Kommandanten überall da bevorzugt, wo es sich um einen sogenannten Vertrauensposten handelte. Man war allgemein der Ansicht, daß sie ehrlich seien und nicht „organisieren" werden, wie z.B. die BV.

5) Die Homosexuellen (175er, d.h., die sich gegen den § 175 des StGB. vergangen hatten) waren übel daran. Die meisten sind in der SK eingegangen. Als Markierung trugen sie einen rosafarbigen Winkel, zu dem in den meisten Fällen ein grüner, wenn sie als Berufsverbrecher gekennzeichnet werden sollten, oder ein roter, als politische, getragen wurde. Auf eine Entlassung aus dem KZ konnten sie ebenso wenig, ja noch weniger denken, als die SV. Es war von vornherein auf ihre Vernichtung abgesehen. Besonders bis 1943 ist es selten vorgekommen, da ein 175er länger als sechs Monate, in ganz wenigen Fällen ein Jahr, ausgehalten hätte.

In den letzten Jahren haben verschiedene mit diesem Laster Behaftete versucht, ihre Entmannung zu beantragen, in der stillen Hoffnung, daß einmal vielleicht eine Entlassung möglich sein könnte. Doch jeder, der sich zur Entmannung stellte, mußte einen Revers unterschreiben, daß er nach erfolgter Entmannung keinen Antrag auf Entlassung stellen werde, auch darauf nicht abgesehen habe. Trotzdem haben einige diesen Weg des Freikommens versucht. Sie wurden entmannt, in vielen Fällen haben sie dies nicht lange überstanden, erreichten aber nicht ihre Entlassung.

6) Noch eine größere Gruppe ist zu erwähnen: die Asozialen (Aso), mit dem schwarzen Winkel. Darunter sollten alle diejenigen fallen, die arbeitsscheu waren, rumlandstreicherten und herumbettelten oder sich sonstwie asozial draußen benahmen. Um das sogenannte asoziale Element in Hitler-Deutschland auszurotten, wurde im Juni 1936 eine besondere Aktion durchgeführt, im KZ als Juniaktion bekannt. Diese Treibjagd hat mit neuen Tausenden die Mauern der Konzentrationslager gefüllt. Darunter ist so mancher gefallen, der nichts mit dem Asozialen gemein hatte, aber aus irgendwelchem Grunde seiner Verwandschaft oder der Gestapo unbequem war, den man auf diese leichte Weise loswurde.

Ein besonderes Kapitel innerhalb der Asos waren die Zigeuner, in den ersten Jahren die deutschen, später vor allem die ungarischen, die Sohne der Pußta. Sie wurden

den Asos zugeteilt, nicht weil sie sich irgendwo und irgendwie asozial benommen hatten, sondern weil sie Zigeuner waren, als solche schlechthin als asoziales Element galten.

Da ist ein Fall, daß der Zigeuner Karl, in Freiburg i.Br. beheimatet, bei Kriegsausbruch mit seinen Brüdern in der Schweiz musizierte. Später überschreitet er die Grenze und kehrt in die Heimat zurück. Wegen unerlaubten Grenzübertritts wird er gefaßt und zu kurzer Gefängnisstrafe verurteilt. Nach Verbüßung seiner Strafe wird er nach einigen Tagen von einem Gestapobeamten auf der Straße angesprochen, er möchte doch nach oben, d.h. zur Gestapo, kommen, es wäre da eine Kleinigkeit zu klären. Am nächsten Morgen geht er hin und landet — im KZ. Das war im Sommer 1940. Er kam nach Flossenbürgh, in den Steinbruch, und nach einigen Jahren schwerster Steinarbeit ins Konzentrationslager Sachsenhausen, das er erst am 21. April 1945 mit den Andern verließ. Was hat dieser 28jährige Zigeuner verbrochen, daß er unter den schwersten Lebensbedingungen 5 Jahre im KZ verbringen mußte? Diese Frage, man kann mit ruhigem Gewissen sagen, ist fast bei allen Häftlingen der Konzentrationslager berechtigt.

7) Wohl das traurigste Kapitel ist das der Juden (mit einem Stern gekennzeichnet, der dadurch entstand, daß über ein gelbes Dreieck, mit der Spitze nach unten, ein zweites, rotes, mit der Spitze nach oben, gelegt wird). Weil diese Frage, wie die Judenfrage allgemein im Dritten Reich, eine Stelle einnimmt, wie die Weltgeschichte sie nicht kennt, soll hier nicht näher darauf eingegangen werden, sondern sie wird als ein Kapitel für sich an einer andern Stelle dieses Buches behandelt.

8) Später sind noch einige Haftarten hinzugekommen: W e h r m a c h t s a n g e h ö r i g e n (SAW — Sonderabteilung der Wehrmacht, Kennzeichen: roter Winkel mit der Spitze nach oben) und die P a r t e i a n g e h ö r i g e n (ungefärbtes Dreieck, rotumrandet).

Früher, bis 1942, gab es noch die sogenannten „Knochenmänner", Angehörige der SS, die in einem besondern

Block untergebracht und auch besonders behandelt wurden. Sie verschwanden mit den Jahren und wurden später als Parteiangehörige gekennzeichnet. So mancher Sturmführer und Sturmbannführer ist im KZ gelandet. Nur in ganz wenigen Fällen waren es Menschen, die vielleicht wegen gegenteiliger Überzeugung da hineingekommen waren. (Denn man kann von einem Charakter eines SS-Angehörigen, ob hoch oder niedrig, nicht sprechen. Diese Sorte von Menschen war charakterlos, sonst wären sie nie in die SS eingetreten, in die Garde des Schwarzen Heinrich.) Wenn dieser oder jener ins KZ gebracht ist, dann sind es Gründe gewesen, die nichts mit dem Charakter oder einer bessern Einsicht des Betreffenden zu tun hatten, sondern irgendeine Gemeinheit hat da eine Rolle gespielt. Entweder, er war so raffgierig geworden, hatte sich derartige Verbrechen materieller Art zuschulden kommen lassen, daß ihn niemand mehr zu decken vermochte oder wollte. Oder er war ein gefährlicher Mitwisser der Niederträchtigkeiten der andern, vielleicht seiner Vorgesetzten, daß man ihn nicht mehr in der Freiheit belassen konnte, wollte man nicht Gefahr laufen, selbst verraten zu werden. Darum steckte man die drohende Gefahr ins KZ, da war er unschädlich. Niemand konnte mehr zu ihm hin, niemand konnte ihm helfen, er wurde rechtlos und unglaubwürdig — der Giftzahn war der Schlange gezogen.

Auf Leichen erbaut

Das Konzentrationslager Sachsenhausen ist mit allem, was zu ihm gehört, nicht durch die SS oder sonst jemanden aufgebaut, sondern von den Häftlingen selbst. Wo sich das Lager mit den großen Bauten und Werkstätten erhebt, war früher auf märkischem Sand hochgeschossener Wald. Erst mußte der Wald gerodet werden. Diese Rodearbeit hat Hunderte von Todesopfern gefordert. Du staunst, lieber Leser, und kannst dir nicht vorstellen, wie es möglich sein kann, daß gewöhnliches Waldroden so-

viel Tote fordern kann. Die Arbeit selbst hatte noch am wenigsten dahingerafft, aber die Art und Weise, wie dabei vorgegangen ist und wozu dies benutzt wurde.

Die in ihren grausamen Methoden findige SS sah im Fällen der Bäume eine willkommene Art des Mordens. War ein Baum soweit eingesägt, daß er bald stürzen konnte, schickte der Posten oder Blockführer 10—20 Häftlinge in die Baumkrone hinauf. Sie hatten hochzuklettern, so hoch, wie es nur geschafft werden konnte. Wer nicht wollte, dem half das vorgehaltene entsicherte Gewehr nach. Wem die Kräfte höherzuklettern nicht mehr ausreichen wollten, wurde durch die Nachkletternden weiter nach oben gedrängt. Nun war er schon so erschöpft, daß er auch in der Todesangst sich nicht mehr festklammern konnte. Dann stürzte er eben in die Tiefe und brach sich das Genick. Das war doch der Zweck des Hinaufkletterns. Unten wurde weitergesägt, bis der Baum zu Boden krachte und alle, die mit angstverzerrten Gesichtern in seinen Asten hingen, von sich schleuderte. Da hat es Arm- und Beinbrüche gegeben, Hirnerschütterungen, Rückgratzerstörungen und andres, selbstverständlich auch Tote, abgesehen davon, daß von den Schwerverunglückten ein Teil unter qualvollsten Schmerzen noch später gestorben ist.

Die umgelegten Stämme wurden in lange Stücke geschnitten, dann auf den Schultern über Hunderte von Metern, sogar kilometerweit, transportiert. Für jeden Stamm wurden nur soundsoviel Leute der Transportkolonne abgezählt, eine Zahl, die in den meisten Fällen kaum das notwendigste Minimum erreichte. Dann ging es im Karacho, im Laufschritt, los. Da gab es nicht: Kimmst nich hiede, kimmst doch morgē! Sondern Laufschritt, nur im Laufschritt! Und die Posten mit Gewehrkolben und langen Stöcken nebenher und hinterdrein, mit den üblichen Bemerkungen, die sogar ein ungebildeter Mensch kaum in den Mund nimmt. Man hatte hier aber keine Menschen vor sich, sondern nur Banditen, der Persönlichkeit beraubte Nummern. Warum sollte die SS sich da auch den geringsten Zwang auferlegen!

Das Beschaffen und Heranschaffen des übrigen Materials ging in ähnlicher Weise vor sich, ob es sich um Sand, Zement oder Mauersteine handelte.

Der Sand oder Kies wurde auf Loren herangebracht. Manchmal mußte er mehrere Kilometer weit über unebenes Gelände geschoben werden. Bergauf gab es keine Atempause, neben dir stand ein SS mit einem Knüttel oder der Hundepeitsche in der Hand. Oftmals hat die SS zu ihrer Belustigung, um Abwechslung zu haben, die halbgeleerte Lore gefaßt und ohne jede Warnung und Bemannung bergab sausen lassen. So mancher ist auf diese Weise zwischen die einhersausenden Loren geraten und zerquetscht worden.— Menschenleben bedeutete im KZ nichts, der Häftling war eine Null, eine wertlose Null.

Das Tragen der Zementsäcke. Jeder Sack wog gut seinen Zentner. Den hatte man auf die Schulter zu schwingen, ohne zu verweilen, denn der Hintermann stand schon hinter dir, auf den der Posten einpeitschte, warum er dastehe und sich nicht rühre. Und mit dem Zentnersack im Laufschritt zur Aufladestelle! Dort mußten sie bis zu einer Hohe von drei Metern aufgeschichtet werden. Nun stelle dir vor, den ganzen Tag über, 10 Stunden, oft auch noch länger, die Zentnersäcke pausenlos im Laufschritt zu schleppen! Wer dabei liegenblieb, blieb eben liegen, wurde mit Kolben und Fußtritten bearbeitet, bis die Bestie überzeugt war, daß der „Hund" bald verrecken wird. Da erst ließ er ihn beiseite schleppen, trat von Zeit zu Zeit heran, gab ihm einem Fußtritt: „Bist du, blöder Hund, noch nicht verreckt?"

Oder die großen, schweren Mauersteine. Nicht einzeln, sondern mehrere auf einmal im Laufschritt kilometerweit bis zur Baustelle. Auch hier alles Laufschritt, nur im Laufschritt! Wenn ein Blockführer irgendwo einhaken konnte, war es ihm ein Vergnügen, die Kolonne über die vorgesehene Zeit hinaus arbeiten zu lassen. So kam es täglich vor, daß mehrere Kolonnen abends um 10, 11, sogar erst um 12 Uhr ins Lager einrückten. Die Steckrübensuppe oder der Kaffee waren schon längst kalt. Und wer dachte da vor Übermüdung noch ans Essen! Jeder

war froh, sich auf den Boden zu einem kurzen Schlaf hinhauen zu können, denn um 4 Uhr wird es wieder heißen: Aufstehen!

Nicht allein die SS, sondern auch viele Vorarbeiter aus den Reihen der Häftlinge selbst haben den Tod ihrer Mithäftlinge durch unmenschliches Antreiben verschuldet. Man hat immer, besonders vor 1942, solche zu Vorarbeitern gemacht, von denen es feststand, daß sie ihre Aufgabe, Mörder der Mitkameraden zu sein, erfüllen.

Um ein Beispiel herauszugreifen, soll hier der Vorarbeiter Beermann, der beim Garagenbau 1939 im Menschenschinden sich besonders hervorgetan hat, erwähnt werden. Beim geringsten Anlaß hat er mit einem Brett, einer Eisenstange oder was er sonst in dem Augenblick zu fassen bekam, die Leute bearbeitet.— In seiner Kolonne war ein Journalist Bonin, der bei der Rückgliederung des Memelgebietes ans Reich im März 1939 verhaftet war. Er hat viel von diesem Vorarbeiter, nicht weniger auch von den Blockführern, auszustehen gehabt. Besonders ein SS rief ihn jeden Tag drei- bis fünfmal zu sich und stellte ihn mit dem Rücken gegen einen Wasserbehälter. Dann versetzte er ihm einen Faustschlag ins Gesicht: Da hast du eins, du Winkelkonsulent! daß er rücklings ins Wasser stürzte. Kam er wassertriefend heraus, mußte er im Sand rollen, erhielt dazu noch Stiefeltritte in den Unterleib und gegen den Kopf. Es war im Hochsommer, die Sonne hatte den nackten Oberkörper stark versengt. Die Schmerzen, bei sonnverbranntem Oberkörper ins Wasser, dann im Sand rollen und die Mißhandlungen dazu! Schob er die Lore bergan, stand der Blockführer hinter ihm und half nach. Einmal stürzte er dabei, die Lore verlor den Halt und stieß auf ihn. Der Blockführer machte eine Meldung, er habe Selbstmord verüben wollen. Gegen Weihnachten 1939 ist Bonin den Mißhandlungen erlegen.

Nicht nur das Dritte Reich als solches war auf Blut, Tränen und Leichen aufgebaut, sondern auch das Konzentrationslager Sachsenhausen, die Hölle, die Himmler, Heidrich und Konsorten erdacht haben, ist auf Blut und

Leichen errichtet. Die Häftlinge haben erst die Unterkünfte für ihre Folterknechte mit ihrem Schweiß und Leben schaffen müssen, dann, zum Schluß, für sich das Lager. Das haben sie in einer verhältnismäßig kurzen Zeit, in paar Jahren, geschafft. Wieviel haben dabei ihre Gesundheit eingebüßt, sind zeit ihres Lebens zu Krüppeln geworden oder durch den Schornstein gegangen. Wenn man auf dem Appellplatz stundenlang im prasselnden Regen oder bei klirrendem Frost stehen mußte, tauchten im Geiste die Gestalten auf, die hier geschuftet haben, gemartert sind, die ihre Lieben nicht mehr wiedersehen werden. Uns galt der Konzentrationshäftling nicht als der aus der menschlichen Gesellschaft Auszustoßende. Wir haben gewußt, daß viele entweder ganz unschuldig oder wegen einer nichtssagenden Kleinigkeit ins KZ gekommen sind. Darum war unser Mithäftling nicht der Verbrecher, der hier eine Untat zu sühnen hätte. Er war in unsern Augen der Mensch, nicht aus einem sogenannten Zusammengehörigkeitsgefühl heraus, nicht der Kumpel oder Leidensgenosse, sondern schlechtweg der Mensch. Und darum überfiel die Vorstellung der an diesem Marterort sich zugetragenen Mißhandlungen und erduldeten Leiden jeden, der nicht ganz dem Leben gegenüber abgestumpft war. Ein grausiges Gefühl überkam dich in dunkler Stunde, wenn in dem Moment einfiel, da vielleicht gerade an der Stelle, wo du augenblicklich stehst, vor einigen Jahren ein Unglücklicher vor Mißhandlungen und Erschöpfung zusammengebrochen ist, den Geist aufgegeben hat. So duster wie das Weiterleben und die Existenz des Lagers, so duster und unheimlich ist auch seine Entstehungsgeschichte — ein Ort des Grauens.

Zum Appell antreten!

Dreimal am Tag wurde die Zahl der Häftlinge beim Appell überprüft. Morgens, meist 1 bis 1 1/2 Stunden nach dem Aufstehen hieß es: Raustreten! Der Block trat

in fünf Gliedern vor seiner Baracke an. Der Blockälteste überzeugte sich, daß keiner in der Baracke zurückgeblieben war. Es durfte niemand im Block bleiben. Auch die Toten, die in der Nacht verstorben waren, mußten mitgenommen werden. Auf Decken schleifte man sie mit auf den Apellplatz; denn, ob lebend oder tot,— die Zahl mußte stimmen. Hatte der Stubendienst die Barackentür abgeschlossen, marschierte der Block ab und stellte sich auf den ihm angewiesenen Platz.

Solange der Appellplatz die Zahl der Häftlinge noch leicht fassen konnte, standen immer drei Blöcke, jeder 150—180 Mann, nebeneinander. Diese drei Blöcke hatten sich aufeinander auszurichten, ebenso die einzelnen Glieder in den Blöcken. Wehe dem Block, der sich nicht schnurgerade auf den Nachbarblock ausgerichtet hatte! Fiel es irgendeinem Blockführer ein sein Mütchen zu kühlen, so ging er die Seitenstraße hinunter und schaute die einzelnen Glieder entlang. Stand irgendwo ein Häftling etwas zu weit vor oder zu weit zurück, so daß die gerade Linie gestört war, und wenn auch nur um ein winziges Stück, kam der Blockführer, im Zivil vielleicht ein gewöhnlicher Bierkutscher, wenn er überhaupt mal einen Beruf gehabt hatte, wie eine Furie angeschossen, kanzelte den Blockältesten ab, schlug dem Schuldigen das Gesicht blutig und der ganze Block mußte in Kniebeuge gehen.

Waren alle Blöcke aufmarschiert, was nur einige Minuten dauern durfte, öffnete sich das Tor, die Blockführer kamen wie hungrige Wölfe hereingeschossen und stürzten sich auf den zugewiesenen oder ihm passenden Block. Der Blockälteste mußte wie ein Hund wachsam sein, um rechtzeitig seinen Block zu melden. „Stillgestanden! Mützen — ab! Die Augen — links!" Trat vor den Blockführer und meldete in strammer Haltung: „Block X mit ... Häftlingen angetreten." Der Blockführer ging den Block entlang und zählte nach. Oft kam es vor, daß ein besonders eingebildeter, aber wenig gebildeter Blockführer sich verzählte, noch einmal zählen mußte, was natürlich zu seiner Besänftigung nicht beitrug. Dann ging er vor das Tor

zum Rapportführer, um zu melden, daß der Block mit ... Häftlingen angetreten ist. So lange, mußte der Block die ganze Zeit stillstehen, manchmal 10—20 Minuten. Niemand durfte auch die geringste Bewegung wagen, weil man nicht wußte, ob nicht in der Nähe ein andrer Blockführer stand und die Bewegung bemerken konnte.

Waren alle Blöcke dem Rapportführer gemeldet, summierte er die gemeldeten Zahlen. Ergaben diese die Gesamtzahl der Lagerstärke, war der Appell zu Ende. Stimmte aber die Zahl nicht, so wurde nachgeforscht, wo der Fehler steckt. Morgens war der Appell am kürzesten, weil nichts von der Arbeitszeit verlorengehen sollte.

Nach dem Appell hieß es vom Tor: Arbeitskommandos! Da säumte niemand, sondern stürzte zu seinem Kommando, wo er hingehörte. Man stelle sich vor: es sind 10 000, zum Schluß waren über 20 000 Menschen aufmarschiert. Und auf einmal löst sich diese Masse auf. Jeder bahnt sich den Weg zu seinem Kommandoplatz. Einer stößt den andern. Wer stürzt, sehe zu, wie er sich aufrappelt. Alles im Laufschritt! Und plötzlich tauchen vor dir zwei, drei Blockführer auf, teilen Fußtritte und Faustschläge aus, tun so, als ob sie den Weg für sich frei haben wollen. Unwillkürlich weicht man zurück. Dabei natürlich nicht vergessen, die Mütze vom Kopf zu reißen, sonst hast du eins sitzen; er notiert sich womöglich deine Nummer und der Sport am Sonnabendnachmittag oder am Sonntag ist dir sicher. Man weicht aus, aber die Nachdrängenden stoßen dich nach vorn, den Bestien in die Arme. Wenn man nach dem Appell zu seinem Kommando lief, spähte man wie ein Habicht umher, ob nicht ein Blockführer in der Nähe ist.

Waren die Arbeitskommandos angetreten und hatten sich geordnet, so rückte eins nach dem andern durchs Tor hinaus und du wußtest nicht, ob du mit heilen Knochen mittags heimkehren wirst.

Mittags, nach dem Einrücken, wieder Appell. 1941 und 42 hat die Mittagspause nicht ganz anderthalb Stunden gedauert, begann um 12 Uhr und endete um 13^{20}. Später wurde sie auf eine Stunde verkürzt, im letzten

Winter sogar auf 30 Minuten. Es klingt viel — bis anderthalb Stunden Mittagspause. Wie ging sie aber drauf? Nehmen wir an, du gehörtest zu einem Kommando, das nur zehn Minuten vom Appellplatz entfernt arbeitete. Bis dein Kommando eingerückt war, zeigte die Uhr meist schon 12^{15}—12^{20}. Du ranntest zu deinem Block, der sich langsam auffüllte. Günstigenfalls waren die Blöcke um 12^{30} so weit, daß der Appell beginnen konnte.

Dieselbe Prozedur: Abzählen, Melden. Nun stimmte aber aus irgends einem Grunde die Gesamtzahl nicht, entweder lag ein Rechenfehler vor oder die einrückenden Kommandos waren am Tor in der Blockführerstube aus Versehen nicht richtig abgestrichen — kurz, es handelt sich vielleicht um eine Differenz von nur einem Häftling. Dann steht das ganze Lager so lange, bis der Fehler gefunden ist. Die Turmuhr zeigt schon 12^{45}, 12^{50}, 13^{00}, 13^{10}. Endlich ist es so weit. Die Blöcke marschieren zu ihren Baracken, alles stürzt zu seinem Eßgeschirr, schnell an den Tisch, das Essen gefaßt und eiligst hinuntergewürgt. Vor 1/2 2 ertönt schon die Glocke zum Antreten in den Arbeitskommandos. Wie oft ist es, besonders in den früheren Jahren, vorgekommen, daß das Mittagessen stehengeblieben ist, weil keine Zeit mehr vorhanden war, es noch schnell hinunterzuschlingen. Jedesmal, wenn man mittags ins Lager einrückte, fragte einer ängstlich den andern: Hoffentlich dauert der Appell heute nicht zu lange!

Am schlimmsten war der Abendappell. Da wußte man von vornherein: unter ein bis zwei Stunden geht es nicht ab. In Gedanken richtete man sich darauf schon ein. Die Blöcke waren, sagen wir, um 18 Uhr angetreten. Die Uhr zeigte schon 18^{30}, 18^{45}, 19 Uhr. Das Tor öffnet sich noch immer nicht, die Blockführer stehen noch draußen. Da kommt schon die Reihen entlang durch: Das Waldkommando (oder ein anderes) ist noch nicht eingerückt! — Aha, einer ist also getürmt! Hoffentlich wird er bald erwischt, ist unser heimlicher Wunsch. Wehe uns, wenn man ihn nicht bald kappt! Wir können sonst stehen, bis wir schwarz werden. Es ist tatsächlich vorgekommen, daß

in bitterster Dezemberkälte das ganze Lager, über 15 000 Mann damals, bis 12 Uhr nachts gestanden hat, dann sich hinlegen durfte und um 2 Uhr morgens wieder auf dem Appellplatz sein mußte. Die Arbeitszeit kam heran, die Kommandos rückten aus. Es waren nämlich einige getürmt. Am nächsten Abend wieder das Stehen. Erst in spätester Nachtstunde durften die Blöcke in ihre Baracken abrücken, nachdem die Flüchtigen gefaßt waren. Und das war keine Einzelerscheinung in Sachsenhausen. Es hat Monate gegeben, wo der Abendappell nicht unter zwei Stunden gedauert hat, dazu war es meist bei kaltem oder schlechtem Wetter. Tausenden hat der Appell, das zermürbende Stehen auf dem Appellplatz, die Gesundheit für immer geraubt.

Nun sagst du vielleicht: Seid ihr aber schon dumm gewesen! Wenn kein Blockführer dabeistand, konntet ihr euch doch irgendwie das Stehen erleichtern, konntet zusammenrücken, niederkauern oder auf andre Art euch bequemer machen.— Ja, wenn das so einfach gewesen wäre! Manche haben zum Abendappell sich einen Stock mit einem kleinen Brettchen daran mitgeschmuggelt. Aber was hat das genutzt! Man wußte nicht, ob nicht zufällig gerade dein Block vom Fenster des Rapport- oder Lagerführers aus beobachtet wird. Vielleicht steht eine dieser Bestien hinter dem Fenstervorhang und äugt mit dem Fernglas den Appellplatz ab. Dann kann sich der Block gratulieren, bei dem eine solche Unregelmäßigkeit entdeckt wird. Es ist oft vorgekommen, daß ein Block deswegen, weil die Leute nach stundenlangem Stehen zusammengerückt waren, für Stunden in Kniebeuge mit vorgestreckten Armen oder mit dem „Sachsengruß" gesetzt wurde (man hält in der Kniebeuge die Hände am Nacken ineinander verschränkt).

Januar 1942. Da haben wir mal abends von 17—22^{30} bei einer Kälte von 20 Grad und schärfstem Nordwind gestanden, daß wir unsre Beine nicht mehr fühlten und am Zusammenklappen waren. An diesem Abend mußten über 200 ins Revier getragen werden, von denen eine Anzahl an den erlittenen Frostwunden gestorben ist. Auch ein Mittel, die Banditen loszuwerden!

Vorarbeiter und Blockälteste

Die SS hat jedes erdenkliche Mittel angewendet, die Konzentrationäre bis zum äußersten auszupumpen, dann fertigzumachen und ins Jenseits zu befördern. Die Aufgabe der menschlichen Kraft hatten die Vorarbeiter zu erfüllen, die des Beseitigens die Blockältesten. Obgleich die Blockführer und die Posten der SS schon von sich aus alles taten, die Unglücklichen bis zum letzten auszupressen und diejenigen, welche nicht mehr konnten zu erledigen, bedienten sie sich dazu mit Vorliebe der Häftlinge selbst, dazu, um nötigenfalls sagen zu können: Das haben die Häftlinge selbst gemacht, nicht die SS!

Zu Vorarbeitern wurden in den meisten Fällen solche Kreaturen ausgesucht, die infolge ihres rohen Charakters und physisch imstande waren die Häftlinge bei der Arbeit anzutreiben, sie entsprechend zu behandeln und zu mißhandeln. Es waren Rohlinge, meist langjährige Zuchthäusler, welche sich nicht scheuten mit Geschimpfe, Geschrei und Handgreiflichkeiten anzutreiben und das möglichste aus den Arbeitssklaven herauszuholen. Der Vorarbeiter hatte für sich nichts zu fürchten, wenn er einem Häftling mißhandelte, zum Krüppel machte oder totschlug. Wie die SS selbst das Schlagen und Mißhandeln zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte, so blieben auch die Vorarbeiter darin nicht zurück.

Da war z.B. aus Eisenbahnwagen Sand zu schippen. Ich habe einmal einen Fall miterlebt, daß an einen Wagen absichtlich nur ein Häftling gestellt wurde, der allein den Sand zu entladen hatte. Ein körperlich schwacher Mensch, an einem schweren Herzfehler leidend. An den anderen Wagen schippten 2—3 Mann. Er aber mußte allein in derselben Zeit fertigwerden, und niemand durfte ihm helfen. Aus welchem Grunde? Der Häftling war ein Geistlicher, der Vormann ein ehemaliger Fremdenlegionär. Als er die Arbeit nicht rechtzeitig beenden konnte, kam der Vormann wie ein Wahnsinniger auf ihn zu gesprungen, hieb mit einem meterlangen Knüppel auf ihn ein, bis diesem vor Anstrengung das Herz aussetzte und er zu

Boden stürzte. Da stieß ihn das Raubtier vom Wagen. Ein Glück, daß die Böschung steil war und er infolgedessen von selbst, der Schwerkraft nachgebend, nach unten kollerte. Es hätte vielleicht diesem Menschenschinder nichts ausgemacht, die anderen anzutreiben, den Sand aus dem Wagen auf den Daliegenden zu werfen. Und niemand durfte wagen, den Mund aufzutun, auch nur die leiseste Bemerkung darüber fallen zu lassen.

Da dieser Unglückliche mit einigen andern, die auch schon Muselmänner waren, an dem Tag zum erstenmal mit diesem Kommando ausgerückt war, wurden sie auch beim Verteilen des Mittagessens benachteiligt. Sie empfingen beim Essenausteilen nur die Hälfte von dem, was die andern bekamen, die ständig dem Arbeitskommando angehörten. Sie mußten sich auch einem andern Platz zum Essen suchen, durften nicht mit den übrigen sich in den Schatten setzen. Beim Nachschlag wurden sie überhaupt nicht berücksichtigt.

Der Vormann ließ den Schwerleidenden auch während der Mittagspause nicht in Ruhe, sondern hieß ihn vortreten, wie zu einer Schaustellung, und machte allerlei Anspielungen und unflätige Bemerkungen über seinen Beruf. Zum Schluß drohte er: „Heute werde ich dich fertigmachen! Du sollst an diesen Tag zurückdenken!" Und er hat seine Drohung verkwirklicht, hat es geschafft: kaum konnte der Arme abends, von den Kameraden gestützt, ins Lager zurückkommen. Er mußte dann sofort in den Krankenbau, hat lange an den Folgen dieser schuftigen Behandlung liegen müssen und ist als Muselmann später aus dem Revier entlassen worden — wog nur noch 48 kg bei 1,75 m Körpergröße.

Ein andrer Fall: Ein großer Flußkahn mit mehreren Tausenden Ziegeln ist zu entladen. Das haben 20 Mann in knapp 1 1/2 Stunden zu schaffen. Es werden zwei Ketten gebildet, in einem Abstand von 3—4 m von Mann zu Mann. Die Ziegel sind etwa 40 m von dem Kahn schön aufzustellen. Es geht los. Mindestens 3 Ziegeln auf einmal müssen dem Nebenmann zugeworfen werden. Wer einmal eine solche Arbeit in einer Kette versucht hat,

wird sich die entsprechende Vorstellung machen können, besonders wenn es mit Karacho gehen soll. Schon nach einigen Minuten gibt es blutige Hände. Doch man muß den Schmerz verbeißen, fängt die Ziegel auf und wirft sie schnellstens dem Nächsten zu, ohne weiter darauf zu achten, ob der sie aufgefangen hat oder nicht. Denn man darf nicht versäumen, die nächsten schon heranfliegenden aufzufangen, weil sonst der Vorarbeiter mit fletschenden Zähnen und hochgeschwungenem Stock hergesprungen kommt, wenn ein Ziegel fallen gelassen wird. Man findet nicht die Zeit, den zu Boden gefallenen Ziegel aufzuheben. Er hatte aber angedroht, dass demjenigen die Abendsuppe entzogen würde, bei dem er am Schluße Ziegel am Boden fände.

Oder die Vorarbeiter, die mit Häftlingen bei Bauarbeiten beschäftigt waren, deren Ausführung Privatfirmen übernommen hatten. Es hat oft gewissenlose Unternehmer gegeben, die die Vorarbeiter spickten, ihnen Geld, Tabak u.a. zusteckten, und diese dafür die arbeitenden Häftlinge anwichsten. Man hat gesehen, wie der Vorarbeiter eine Zigarre nach der anderen schmauchte, eine Konservenbüchse nach der anderen verzehrte, das Brot dick mit Butter bestrich. Woher das alles? — Mit dem Werkmeister stand er auf bestem Fuß, der es nicht unterließ, die Schaffenden auch von sich aus noch anzuranzen. Die Posten standen dabei und machten ihre schlüpfrigen Bemerkungen, prügelten zur Abwechslung auch dazwischen.

Wo war der Ort, wo der zerschundene Häftling sich beschweren konnte? Nirgends. Wagte mal ein Neuling, der im Lagerleben noch keine Erfahrung hatte, seine Beschwerde beim Lageräl testen oder der Lagerführung anzubringen, blieb er der Dumme. Jedenfalls zog er den Kürzern. Ihm wurde kein Glauben geschenkt: „Ach, Sie wollen sich bloß von der Arbeit drücken! Sie glauben wohl, das Konzentrationslager ist ein Sanatorium!" Mit solchen und ähnlichen Bemerkungen, und Fußtritten dazu, wurde er zur Tür hinausexpediert. Wenn er kein Glück hatte, baldigst sein Arbeitskommando zu wech-

seln, war er geliefert: in den meisten Fällen wurde er dann für den Schornstein, für das Krematorium, reifgemacht. Der „tüchtige" Vorarbeiter blieb auch weiter auf seinem Posten. Je größer ein Vorarbeiter als Antreiber galt, um so beliebter war er bei der Lagerführung und den Blockführern: er war ihr Mann, der die Verantwortung abnahm.

Kam es doch mal vor, daß einer gar zu arg die Arbeitenden mißhandelte, auf dem Posten nicht mehr gehalten werden konnte, wurde er abgelöst, kam auf ein andres Kommando. Kaum war aber eine Woche vergangen, sah man ihn schon wieder mit der Vorarbeiterbinde am Arm umherlaufen, und er konnte auf der neuen Stelle weitertoben. Nur dann wurde ein Vorarbeiter abgesagt, wenn er der SS gefährlich geworden war, so daß die mit ihm in Berührung kamen, für sich zu fürchten hatten.

Ja, lieber Leser, du schüttelst ungläubig den Kopf, daß es Vorarbeiter gegeben hat, vor denen sich mitunter auch die SS fürchtete. Es war aber Tatsache, daß es solche Fälle gegeben hat, und nicht vereinzelt; denn es gab auch so gerissene Brüder, die verstanden haben, sich nach Möglichkeit zu decken, die SS aber, mit denen sie zu tun hatten, derartig einzuwickeln, daß sie diese in der Hand hatten: platze ich — platzest du mit! Aber nur für eine gewisse Zeit, bis sich einer fand, der den Vorarbeiter zu erledigen wußte. Und in Hinsicht waren die Schwarzen nicht wählerisch; wenn es um die eigne Haut ging. Da wurde auch der tüchtigste und schlagkräftigste Vorarbeiter, man könnte richtiger sagen — der Mitarbeiter, ans Messer geliefert; denn jedem ist schließlich der eigne Kopf lieber und teurer als ein ehrloses Subjekt.— Man konnte seitenlang darüber schreiben, was die Vorarbeiter mit den Häftlingen angestellt, wie sie diese mißhandelt und ausgenutzt haben.

Als ab Weihnachten 1943 Pakete empfangen werden durften, begannen für die Vorarbeiter und Blockältesten die fettesten Jahre. An den Paketen der Mithäftlinge haben diese sich gemästet. Wenn jemand 1/2 Pfund Butter, ein Pfund Speck oder andre Genüsse seinem Moloch

brachte, regelmäßig, brauchte er für sich nichts zu fürchten. Er wurde nicht angetrieben, bekam stets die leichteste Arbeit, wo er sich nicht anzustrengen brauchte. Um so schlimmer waren dafür diejenigen dran, die keine Paketempfänger waren. Kam ein Neuer in ein Arbeitskommando, erkundigte sich der Vorarbeiter direkt oder indirekt, je nach der Veranlagung und Intelligenz, ob er Pakete bekäme oder nicht. Das Übrige fand sich von selbst.

Dies hat auch mit dazu beigetragen, daß später, als größere Norwegertransporte ankamen, die andern Häftlinge die Norweger mit schiefen Augen ansahen. Die Norweger erhielten nämlich die meisten Pakete, so daß viele sich um das Lageressen nicht weiter kümmerten, sie hatten an ihren Paketen genug. Wenn es einem um leichtere Arbeit ging, brauchte er nur mit seinem Paket anzutreten, schon hatte ers. Das hat natürlich zu einer Mißstimmung gegenüber den Norwegern geführt, was man andrerseits aber auch nicht so ganz gelten lassen kann; denn im KZ war der Grundsatz trotz allem Gerede von Kameradschaft und gleichem Schicksal: War kann, hilft sich selbst; wer sich auf andre verläßt, ist schon verlassen! Da konnte man den Begünstigten auch nicht verdenken, daß sie jedes Mittel ergriffen, ihr Leben zu erleichtern und zu erhalten.

Die Parallele zu den Vorarbeitern waren im Lager die Blockältesten. Diese wurden allgemein nach der Einstellung des jeweiligen Kommandanten und der Lagerführung den einzelnen Haftarten gegenüber ausgewählt. Es gab Zeiten, wo die Politischen die Blockältesten stellten. Dann hat es wiederum Perioden gegeben, wo man die Grünen und Schwarzen, BV und Asos, als Blockälteste bevorzugte. Aber entscheidend hierfür war immer das Bestreben, die Zwietracht zwischen der einen Häftlingsart und der andern nicht schwinden zu lassen: die Häftlinge selbst sollten sich gegenseitig fertigmachen. Das war ein Grundsatz, der bei der Auswahl der Blockältesten entscheidend war.

Hinzu kam ein zweiter: der Blockälteste sollte innerhalb seines Machtbereiches die Schinderei fortsetzen, die andernorts die SS begonnen hatte. Nicht nach ihrem moralischen Wert wurden die Blockältesten berufen, sondern, so kann man sagen, nach ihrem moralischen Unwert. Je schlimmer die Vergangenheit eines solchen Individiums aussah, je roher er war und je kräftiger er zuschlagen konnte, um so höher stand seine Kandidatur. Zuhälter, Raub- und Lustmörder wurden zu Blockältesten gemacht und hielten sich in dieser Position am längsten.

Der Blockälteste war in seinem Block der unumschränkte Diktator. Schlug er dir ins Gesicht, so durftest du nicht wagen auch nur den kleinen Finger gegen ihn zu rühren. Bemerkte er die leiseste Bewegung, dann ging es erst recht los: „Was, du willst mich angreifen! Das ist Meuterei — du bekommst eine Meldung!" Eine Meldung bedeutete aber Versetzung in die SK (Strafkolonie), günstigenfalls ein schweres Arbeitskommando, wie Klinker oder andere.

Besonders in den früheren Jahren war es keine Seltenheit, daß mancher Blockälteste jede Woche mehrere seiner Mithäftlinge ins Jenseits beförderte. Die verschiedensten Mittel wurden angewandt. Keins war ihm unverlaubt. Er durfte dir teilweise das Essen entziehen, dich draußen stundenlang in Regen und Frost in Kniebeuge stehen lassen, unter die Brause stellen und daraufhin in den Schnee hinausjagen, kurz — alles mit dir tun, was er erdenken konnte. So hat man die verschiedensten Beispiele von grausamster Mißhandlung, und der Blockälteste — blieb ungestraft.

Im Gegenteil, es hat Blockführer gegeben, SS-Rottenführer und-Scharführer, die den Blockältesten dazu aufforderten, ja den direkten Befehl gaben, Häftlinge umzubringen. Da war z.B. der sogenannte „Knochenbrecher" SS-Scharführer Willy Müller aus Berlin, der abends zu seinem Block kam, den Blockältesten auf einen Häftling wies, manchmal auf jemanden, der ihm gerade in die Finger lief, und im Befehlston sagte: „Den will ich morgen nicht mehr sehen!" Und er brauchte ihn nicht mehr

lebend zu sehen; denn er lag beim Morgenappell, in einer Decke eingerollt, tot neben seinem Block. Todesursache — Herzversagen! So hat der „Knochenbrecher" und andere Bestien von Blockführern eine Unzahl von Menschenleben durch willfährige Blockälteste auslöschen lassen.

Es klingt selbst den Häftlingen unglaubhaft, was noch 1945 im Männerlager Siemens — Haselhorst geschehen ist. Die größte Mehrheit waren dort Juden, die zu vernichten man sich alle erdenkliche Mühe gab. Da war ein Blockältester, ein achtbarer Mann aus Graz, ein Österreicher. Sein Blockführer ist an ihn herangetreten: „Ich will jeden Tag zwei tote Juden sehen!" Der Blockälteste, der jahrelang selbst verschiedentlich nahe am Tode vorbeigrutscht war, tat alles, um diesem teuflischen Ansinnen nicht stattgeben zu müssen. Es ist ihm auch gelungen, zwar unter allergrößten Schwierigkeiten, die man ihm sogar unter Mithilfe des Lagerältesten des Stammlagers Sachsenhausen bereitete.

Wenn ich diesen Blockältesten, der kein williges Werkzeug der SS sein wollte, als ein Beispiel hier besonders hervorhebe, möchte ich einige nähere Angaben über ihn selbst machen, die allgemein für die SS und ihre Konzentrationslager typisch sind:

In Österreich hatte er eine bedeutende kaufmännische Stellung. Als aufrichtiger Mensch konnte er nicht stillschweigend darüber hinwegkommen, wie das Reichswehrministerium bei der Festsetzung der Preise für die Rüstungslieferungen österreichischen Firmen gegenüber verfuhr. Er protestierte gegen die ungerechte Handlungsweise. Diese Eingaben an die zuständigen Behörden wurden ihm als Verächtlichmachung einer hohen Dienststelle ausgelegt, er wurde verhaftet und ein Gerichtsverfahren gegen ihn eröffnet. Das Sondergericht verurteilte ihn zu fünf Jahren Zuchthaus. 14 Tage nach der Urteilsverkündung bekommt er einen Nachsatz zugestellt, daß diese Strafe erst nach Beendigung des Krieges verbüßt werden dürfe. (Ein ganz gemeiner Winkelzug der Nazi-Gesetzgebung, um die Arbeits- und Konzentrationslager mit billiger Arbeitskraft für die Zwecke der SS füllen zu können.) Er hatte inzwischen von seinem Vater einige Häuser geerbt. Diese Mietseinnahmen und sein Bankguthaben wurden beschlagnahmt, und das Gericht zog davon sofort 6675 RM als Prozeßunkosten (man beachte nur die Höhe der Prozeßkosten!) ein und dazu noch 500 RM als Vollzugskosten. Er selbst wurde ins KZ gesteckt und kam nach Neuengammen bei Hamburg. Er galt als Kriegsverbrecher, der gegen das heimtüchische Heimtückegesetz verstoßen habe, kam in ein Lager, das als eins der schwersten galt. In „die Hölle von Neuengammen" kamen meist solche Kriegs- und ähnliche „Verbrecher". Er wurde am 6. Januar 1941 dort eingeliefert, mit ihm zusammen an 1000 Mann. Die Arbeitsbedingungen waren so unerträglich, daß von den 1000 Mann bis zum 15. Februar, also in 5 Wochen, 630 (63%!) eingegangen waren. Wenn er heute gefragt wird, wie er davongekommen sei, weiß er es selber nicht zu sagen, kann nur die Antwort geben: Jedesmal, wenn es so weit war, daß ich mich aufgeben wollte, geschah irgendein Wunder, das mich vor dem schon sicheren Tode rettete.

Derjenige, der kein KZ hinter sich hat, wird sagen: Nun kann ich die Humanität verstehen, die dieser Mann den Häftlingen gegenüber als Blockältester zeigte; denn er selbts hat so oft dem Tode ins Auge geschaut. Wenn andere Blockältesten auch solche schwere Zeiten hinter sich gehabt hätten, sie hätten wohl auch menschlicher gehandelt.— Da muß ich, lieber Leser, so leid es mir tut, deine Illusion mit einem kalten „Es stimmt nicht"!" zerstören. Wäre ich nicht im KZ gewesen, würde ich wahrscheinlich auch deiner Ansicht sein. Die Tatsachen aber, die ich Tag, jahraus jahrein, miterleben mußte, die ich auch aus den früheren Jahren her von glaubwürdigen Mithäftlingen bestätigt fand, haben bewiesen, daß in sehr vielen Fällen gerade solche harte Erlebnisse Häftlinge, wenn sie zu Blockältesten wurden, zu Furien gemacht haben. Wenn vordem jemand vielleicht nicht so aufs Menschenschinden eingestellt gewesen ist, gerade solche Erlebnisse, diese Mißhandlungen, daß er zwei- oder drei-

mal über den Bock gehen mußte, am Pfahl gehangen hat, monatelang in der SK gewesen ist,— gerade das hat das Rachegefühl in einem Maße entwickelt, daß er sich austoben mußte, sobald ihm Gelegenheit dazu geboten war. Das Objekt war nicht entscheidend. Ein Vorarbeiter oder Blockältester hat ihn damals über den Bock oder an den Pfahl gebracht, also ein Mithäftling. Darum will er nun seinen Mithäftlingen, obwohl sie an seinem Unglück ganz unschuldig sind, „heimzahlen". Er wütet, tobt, gebärdet sich wie ein Unwesen aus der Unterwelt, ist einzig von dem einen Gedanken beseelt: Nun kann ichs zurückgeben! Daß er nicht imstande ist, an die Wurzel zu greifen, gegen die SS anzugehen, das weiß er; er muß sich aber rächen, ganz gleich an wem. Und da kommen ihm die Häftlinge in die Quere.— Ein dankbares Problem für die Psychologen. Aber erst müßten sie einige Zeit im KZ verbracht haben, um die grundlegenden psychologischen Erscheinungs- und Umwandlungsformen, auch an sich selbst, kennenzulernen. Mit der gewohnten Schulpsychologie kommt da niemand weit — das KZ und der KZler sind eine Welt für sich, so abgeschlossen und so undurchdringlich, wie das KZ-Leben der Außenwelt gegenüber war.

Wenn der Blockälteste die Insassen seines Blockes schikanieren wollte, hatte er hundert Möglichkeiten. Die Leute kamen abends übermüdet von der Arbeit zurück, hungrig, durchnäßt und erfroren. Sie freuten sich, daß der Appell nur anderthalb Stunden gedauert hat. Nun werden sie ein Liter Steckrübensuppe, um etwas Warmes in den Magen zu bekommen, und einige Schnitte Brot mit einem Kleckschen Margarine, aus Kohle hergestellt, dem Magen zuführen, um ihn etwas zu beruhigen. Der Blockälteste führt seinen Block vom Appellplatz bis vor die Baracke:

„Das Ganze halt! Aufgehen, aber schnell! Links um! Rührt euch! — Hört alle hierher: Heute vormittag war der Blockführer da und hat auf dem Flügel B alle Betten eingerissen, weil sie saumäßig gemacht waren. Ihr geht jetzt hinein. Der Flügel B bekommt aber das Essen noch

nicht ausgeteilt, sondern baut erst pieksauber seine Betten. Nach einer Stunde bekommt ihr das Abendessen, wenn alle Betten in Ordnung sind. Ich werde mich selbst davon überzeugen.— Wegtreten!"

Punkt, Schluß! Da gibt es nichts zu diskutieren, zu fragen, kein Sichentschuldigen, Erklären. Der Gewaltige hat gesprochen. Der Flügel B bekam erst sein Essen, wann die Andern sich schon zum Einfahren rüsteten. Und wenn man sich dann näher erkundigte — an dem Vormittag war kein Blockführer dagewesen, sondern der Blockgewaltige hat in einer Aufwallung der Laune des Tyrannisierenwollens selbst die Betten eingerissen, um seine Leute schikanieren zu können.

Die Appelle selbst boten ihm mehr als genugend Gelegenheit, seinen Block aus Bosheit zu quälen. Während andre Blöcke morgens noch rauchend vor ihren Baracken umherspazierten, ließ der verrückte Blockälteste seine Leute schon eine halbe Stunde früher raustreten und sich aufstellen. Er wußte sie in der Zeit zu beschäftigen: der ist nicht haargenau auf Vordermann, jener steht im Glied etwas zu weit vor, dann hat er selbst beim Abzählen sich verzählt, dort ragt einer um ein Zentimeter mit seinem Kopf höher als sein rechter Nebenmann, usw. Diese halbe Stunde verstand er mit solchen und andern Mätzchen sehr gut auszufüllen. Bemerkte dies noch ein Blockführer, gab auch der seinen Senf dazu, etwas stärkeren, mit Kniebeugen, Hinlegen und anderm Sport. Und der Blockälteste glänzte in den Augen dieses gezackten Menschenschinders. Ging es zum Appellplatz, dann — Vordermann, Seitenrichtung, richtiger Abstand, Gleichschritt, Kopf hoch! Auf dem Appellplatz kam neues hinzu. Der Blockführer z.B., der den Block abzunehmen hatte, war noch kaum am Tor zu sehen, kommandierte der Blockälteste schon: Stillgestanden! Mützen-ab! Augen-rechts! Tat so, als ob er schon auf halbem Wege dem ankommenden Blockführer seinen angetretenen Block melden wolle. Und der ganze Block mußte stehen, durfte sich nicht rühren.

Es gibt Hunderte von Schikanen, die mit der Zeit die Leute zermürbten. Du warst nie sicher, ob er nicht wieder was Neues ausgeheckt hat.

Den Stubendienst und den Blockschreiber hatte der Blockälteste so in der Gewalt, daß diese willige Werkzeuge in seinen Händen waren. Sie taten alles, was er verlangte und waren seine treuen Handlanger. Und wenn sie noch dazu in der Gesinnung und Veranlagung miteinander harmonierten, dann war die Sache gemacht: die Häftlinge wurden gemeinsam drangsaliert, bestohlen und ausgeplündert. Von dem bißchen Brot oder Marmelade wurde noch abgeknappt nach dem Prinzip: viele Wenige machen ein Viel.

Man war nicht erstaunt, wenn man hörte, daß bei einem Blockältesten oder seinem Stubendienst 5 — 10 Brote, 3 — 5 Pakete Margarine, 2 — 3 Pfund Marmelade und 3 — 5 Stangen Wurst gefunden wurden. Das kam oft vor. Und woher? Aus der Küche vielleicht? — O nein, aus den Portionen, von denen die Häftlinge zu leben hatten. Wie konnte man nachweisen, ob es auch wirklich 20 g Margarine waren? Vielleicht waren es nur 18 g! Wie willst du den Unterschied feststellen? Bei 150 Mann Belegschaft machte das aber 300 g aus, die dem Stubendienst, Blockältesten, dem Blockschreiber oder allen dreien zugleich zugute kamen. Und später, als die Belegschaft eines Blokkes 400 Mann erreichte, ja in letzter Zeit sogar 600 überschritt, ergab es bei 2 g Differenz bei dem Einzelnen das stattliche Gewicht von 800—1200 g. Das sind 2 1/2 Pakete schon bei einer einzigen Verteilung.

Wenn du den Unterschied auch hättest feststellen können, wohin damit? Gehst du allein — wer ist glaubwürdiger, du oder der Blockälteste, der das unbeschränkte Vertrauen der Lagerschreibstube und der Lagerführung genießt? Er gibt der Lagerführung jede Woche soundsoviel eingegangene Häftlinge, wobei die SS auch nicht einen Finger zu krümmen brauchte. Und du? Du bist in dem Falle der Geleimte und kannst mit Bestimmtheit damit rechnen, daß man dich in 3—5 Tagen auf ein Kommando

verschangheit, wo du wahrscheinlich mit dem Leben nicht mehr davonkommen wirst.

„Dann tut man sich zusammen und unternimmt gemeinsam etwas gegen solche Unterechtigkeit und Schikane!" — Ja, lieber Leser, du bist eben noch rückständig, kannst dich von deiner zivilen Denkweise nicht freimachen. Das wäre doch Aufwiegelung, Meuterei! Und was steht darauf? Der „Kumpel", der mit der Armbinde „Blockältester" rumläuft, ist Herr über dein Leben, und mit ihm hast du dich gutzustellen, wie du innerlich auch sonst zu ihm eingestellt sein magst.

Bist du Paketempfänger, wage nicht, nach Empfang des Paketes deinen Blockältesten zu vergessen — er will nicht stiefmütterlich bedacht sein. Bekamst du 1/2 Pfund Butter, kannst mit weniger als 1/4 Pfund zu ihm nicht kommen. Er erklärt: Ich kann es dir nicht abnehmen, hast ja selbst so wenig bekommen. Bekamst du 1 kg Speck, mit weniger als 1/3 darfst du ihn nicht belästigen. Sie schwammen in Fett, Speck und Schinken. Mancher hat in der ganzen Paketzeit kein Lageressen angesehen, hatte es auch nicht nötig: hatte bessere Sachen in Hülle und Fülle. Was er nicht mehr zu verzehren zwang, dafür hat er Tabak, Priem, Zigarren, Spirt, Kaffee und andre herrliche Dinge organisiert.

Zu diesem Thema ein konkretes Beispiel:

Auf dem Block 53 war ein gewisser Skrandies Blockältester. Nebenbei bemerkt, er gab sich als Kommunist aus, was sehr unwahrscheinlich zu sein schien, rühmte sich, in Hamburg Funktionär der KPD gewesen zu sein. Ein ganz übler Geselle, ein roher Bursche, bei dem niemals irgendwelche moralischen Bedenken bestanden haben. Auch ein alter „Kumpel", der Zuchthaus, Tongrube (auf Klinker) und alles mögliche schon hinter sich hatte.

Da kam 1942 auf seinen Block ein Zugang, von Beruf Jurist. Das war ihm schon ein rotes Tuch. Er wollte nichts von Juristen, ob es Anwälte, Richter oder Staatsanwälte waren, wissen. Dieser Zugang bekam jede Woche, oder jede zweite Woche, Pakete mit Butter, Speck, geröstetem Brot, Zucker u.a. Als er die ersten Päckchen erhielt, gab

er auch dem Blockältesten Butter (sogar ein ganzen Pfund auf einmal!), Speck und Wurst. Aber anscheinend war dieses ihm zu wenig. Da hat er an einem Sonntag all das, was der noch hatte, aus dem Schrank gerissen, auf den Tisch geworfen und verteilt. Erklärte: die Butter ist schon ranzig (dabei auch nicht die geringste Spur von ranzigem Geruch), der Speck verschimmele schon (dabei hatte vom Einpökeln sich das Salz herauskristallisiert), das Brot ist alt, schon vertrocknet (es war geröstetes Brot, und geröstetes Brot ist doch hart und hält sich mindestens monatelang). Als der Ausgeplünderte ihm das auseinandersetzen wollte, schlug der Blockälteste ihn mit der Faust ins Gesicht: „Was, du willst mich zum Lügner machen, du Mistsau? Verrecken mußt du!" Was konnte er dagegen tun? Verschiedene haben ihm angeraten, sich auf der Lagerschreibstube oder durch ein Rapportgesuch beim Lagerführer zu beschweren; aber wiederum bestand die Gefahr, daß er für seine Beschwerde mit unangenehmen Folgen rechnen müßte.

Das waren Vorarbeiter und Blockälteste, Mithelfer der SS, die Häftlinge zu dezimieren. Darum auch der Haß ihnen gegenüber.

Wohl hat so mancher Menschenschinder, so mancher Vorarbeiter und Blockältester über kurz oder lang seinen wohlverdienten Lohn bekommen. Wenn ein Vorarbeiter oder Blockältester im Einvernehmen mit der SS längere Zeit gewütet und genügend Opfer geschafft hatte, wurde er seinen zuletzt selber Auftraggebern unbequem, da er über zu viele Untaten unterrichtet war und eines schönen Tages den SS-Leuten zum Verhängnis werden konnte. Darum haben diese solche Mitwisser schon beizeiten auf irgendeine Art erledigt, um unbequeme Zeugen loszuwerden.

Auch die Häftlinge haben, wenn die passende Stunde gekommen war, solche Bestien für immer verstummen lassen. Es ist vorgekommen, daß ein ehemaliger Vorarbeiter oder Blockältester eines Sonntags in den Waschraum gesperrt und ihm ein Strick zurückgelassen wurde, damit er sich selbst richte. Vordem hat man ihm natürlich

seelisch derart zugesetzt, daß er nicht zur Ruhe kam. Bald trat einer, bald ein andrer an die Tür oder das Fenster und fragte, ob er es noch nicht geschafft hatte, ob ihm, dem sonst so Tapferen nun auf einmal der Mut zur letzten „Heldentat" fehle, er sich nicht entschließen könne. Und in der Tat hat mancher durch den Strick ein seinem Treiben entsprechendes Ende gefunden. Andre wiederum sind auf andre Weise erledigt worden.

Wie später verschiedene Prominente, die jahrelang ihre Mithäftlinge, besonders Russen und Ukrainer, drangsaliert haben, versuchten, ihrem Schicksal und der letzten Abrechnung sich zu entziehen, wird an andrer Stelle geschildert.

Der Eiserne Gustav

Der Schrecken des Konzentrationslagers Sachsenchausen war jahrelang der Eiserne Gustav, auch kurz „Der Eiserne" genannt. Es war ein SS-Oberscharführer, der zum Hauptscharführer, später zum Untersturmführer befördert wurde. Sein eigentlicher Name war Gustav Sorge, von Beruf Schmied und er stammte aus dem Insterburgischen in Ostpreußen.

Schon sein Äußeres flößte jedem Grauen ein. Dieses vom Laster gezeichnete Gesicht, der düstere, raubtierähnliche Blick und die unangenehm schmetternde Stimme. Niemals und nirgends war man vor ihm sicher. Wenn es hieß: „Der Eiserne kommt!" hat sich jeder schleunigst verdrückt. Eine Begegnung mit ihm lief immer schlimm für den Betreffenden aus. Es war ihm eine Wollust, zu schikanieren und zu mißhandeln.

Im Lager war er lange Zeit Rapportführer, von dem in der Behandlung der Inhaftierten viel abhing. Wenn die Blockführer sahen, wie gemein und grausam ihr Rapportführer mit den Häftlingen umging, wollten sie ihm gegenüber auch nicht zurückstehen. Auf die Juden und Geistlichen hatte er es besonders abgesehen; die hat er schikaniert, wo sich ihm die geringste Gelegenheit bot.

Kommt einmal als Zugang ein Pfarrer. Er muß das Pech haben, die Aufmerksamkeit des Eisernen zu erregen. Der Eiserne fragt ihn:

„Warum sind Sie hier?" — Das war, nebenbei gesagt, überhaupt eine Frage, auf die man immer gefaßt sein mußte, nicht nur als Zugang, sondern auch später, als alter Lagerhase.

Der Pfarrer gibt zur Antwort:

„Ich habe nicht an den Sieg Deutschlands geglaubt, und das habe ich zum Ausdruck gebracht."

Ob er denn nicht wünsche, daß Deutschland siege?

„Das wohl, aber es wird nicht siegen!"

Da hat der Eiserne ihn aber bearbeitet, mit Fäusten, mit Füßen gegen das Schienbein, in den Unterleib; er schlug ihn blutig, mißhandelte ihn fast eine halbe Stunde lang, so daß der Getretene fortgetragen werden mußte. Er ist auch bald darauf gestorben.

Der Eiserne Gustav besaß eine Kraft im linken Arm, auf dies er sich besonders viel einbildete. Mit einem einzigen Kinnhaken schlug er glattweg den strammsten Burschen zu Boden. Und wenn einer etwa dachte: ich werde nicht nachgeben, der kam aber schlecht davon. Hatte der Eiserne ihm mit der Faust unters Kinn oder gegen die Backe, meist in die Schläfengegend gehauen und der Getroffene lag nich gleich vor ihm am Boden, so gab er einen zweiten Hieb als Nachschlag und einen Fußtritt in die Leistengegend. Da mußte jeder kippen trotz aller Mannhaftigkeit und aller heldenhaften Vorsätze. Darum galt beim Eisernen: wenn du einen Schlag von ihm bekommst, stürze ohne weiteres hin. So hat man sich vor weiteren Mißhandlungen retten können. Der eiserne war dann über das Resultat seiner Heldentat entzückt und ließ von seinem Opfer ab. Im Grunde hat jeder Mensch einen schwachen Punkt in seinem Charakter und seinen Handlungen.

Gefürchtet war der Eiserne morgens vor der Ambulanz. Bis 1941 waren die Bedingungen, was Krankwerden und Kranksein anbetraf, katastrophal, bis später der Obersturmführer Dr. Baumkötter als 1. Lagerarzt als sehr selten und unerklärliche Ausnahme hier Wandel schaffte. Dagegen früher, als Sturmführer Dr. Schmidt und andere Lagerärzte, als ein „Vierkant" und ähnliche Subjekte Kommandanten waren, da hat der Eiserne sich vor und im Krankenbau nach Herzenslust austoben können. Da die Verpflegung hundsmiserabel, die Arbeitsbedingungen sklavenmäßig und die furchtbarsten Mißhandlungen an der Tagesordnung waren, gab es auch eine Unmenge von Erkrankungen. Jeden Morgen haben Hunderte vor der Ambulanz angestanden, die wirklich ambulante Behandlung brauchten oder ins Revier aufgenommen werden wollten.

Die Leute standen da stundenlang und durften nicht hinein, bevor nicht der Lagerführer oder der Eiserne dagewesen waren und sich die Wartenden angesehen hatten. Endlich kam der Eiserne mit seinem spitzbübisch-häßlichen Grinsen angeschlendert.

„Na, ihr Drecksäcke, ihr faulen Hunde, seid ihr schon wieder hier in Scharen versammelt?" war sein Erstes. „Los, was haben Sie?"

„Wasser in den Beinen!"

„Links raus! — Sie?"

„Herzkrämpfe!"

„Ich bin auch herzkrank. Links raus! — Und Sie?"

„Habe Fieber."

„Hier, Fieber messen!"

Wird gemessen — das Thermometer zeigt 39,8°:

„Was reden Sie von Fieber, Sie stänkriger Drückeberger! Links raus! — Was haben Sie?"

Der Muselmann kann sich nicht mehr auf den Beinen halten, wird von andern gestützt, kann kaum noch sprechen:

„Seit 3 Tagen großen Durchfall ... kann nichts essen ... große Kopf- und Bauchschmerzen."

„Rechts raus! Kandidat fürs Krematorium!"

In dieser Weise ging die Feststellung vor sich, wer krank war und wer nicht. Von den 3 — 400 blieben zuletzt noch 20—25, die das Glück hatten, die Ambulanz betreten, und untersucht werden zu dürfen. Damit war aber noch

nicht gesagt, daß sie auch aufgenommen wurden. Vielleicht 5—8 wurden aufgenommen; zu den Übriggebliebenen sagte der Eiserne kurz: „Links um, marsch!" Hinaus auf den Appellplatz. Da wurde Sport getrieben. Die Leute sollten doch von der Arbeitsscheu kuriert werden.— „Arbeit macht frei!"

Daß nur im äußersten Notfall die Ambulanz aufgesucht wurde, ist klar. Solche Maßnahmen haben natürlich auch die Sterbeziffer beeinflußt. Auch ein Mittel, diese lästigen „Verbrecher" auf kalte Art loszuwerden. Wer einmal zufällig das Glück hatte, denn man konnte da in den meisten Fällen nur von Zufall sprechen, in ärztliche Behandlung zu kommen und Aufnahme im Krankenhaus zu finden, war noch lange nicht gewiß, daß er auch gesund wird. Jeden zweiten oder dritten Tag, mindestens aber zweimal in der Woche, erschien der Eiserne im Krankenbau, ging alle Stationen durch, die „Drückeberger" rauszuschmeißen. Er fragte nicht den Arzt, den Pfleger oder den Patienten nach seinem Befinden, auch war es Nebensache, wie lange der Kranke sich da befand, unwichtig, ob er wenigstens einigermaßen schon geheilt war — ausschlaggebend war die Fieberkurve: wenn seit mindestens zwei Tagen der Patient nicht mehr über 39° hatte, war er nach Ansicht des Eisernen entlassungsfähig, mußte aus dem Krankenbau. Nicht der Lagerarzt, der sich herzlich wenig um die Gesundheit der Häftlinge kümmerte, war damals der Chef des Krankenbaues, sondern der Eiserne Gustav.

Allein durch dies unmenschliche Auftreten hat der Eiserne viele Menschenleben auf dem Gewissen.

Was er nur erdenken konnte, um die Häftlinge zu drangsalieren und ihre Gesundheit zu untergraben, das hat er nicht unterlassen zu tun. Es hat kaum einen Häftling der früheren Jahrgänge gegeben, denen der Eiserne kein Sportmachen aufgeknackt hätte. Und wenn er selbst beim Sport zugegen war, ihn persönlich beaufsichtigte, dann konntest was erleben. Man hat noch wochenlang hinterher in den Knochen und Muskeln gespürt.

Auch der Appell war etwas, das ihm so paßte. Da hat er uns gequält durch Stehenlassen, Kniebeuge, Stehenbleiben nach dem Appell, daß man Gott dankte, wenn es hieß: „Das Ganze linksum! Im Gleichschritt — marsch!" Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich der Brust des Muselmannes: Heute ist es noch gegangen! Heute hast du's geschafft!

Und der Sonntagsnachmittagsappell! Man hatte schon über eine Stunde in der Sonnenhitze oder im Winter, bei klirrendem Frost, gestanden. Der eigentliche Appell ist beendet, das Lager hatte schon abrücken können. Doch nein. „Ein Lied!" erschallt die Stimme des Eisernen. Ein kleiner Tritt wird im Laufschritt die Lagerstraße herunter getragen. Der Dirigent, ein alter Musikus, der über 20 Jahre Regimentskapellmeister gewesen ist und nach langjährigem Zuchthaus wegen „Landesverrat" schon wiederum Jahre im KZ sitzt, besteigt den Tritt: „Esterwegen!" Und es erklingt das Lagerlied von Esterwegen:

In Esterwegen war es zwar,
Lebt' ich so manchen Tag und Jahr —
Und fragt ihr mich: Wo steht dein Sinn?
Nach meiner Heimat ziehts mich hin . . .

War „Esterwegen" verklungen, „Haselnuß!" schallte es über den Platz. „. . . drei . . . vier!" Zaghaft setzte der Massenchor ein, 15 oder 20 000 Sänger. Da wurde aber der Eiserne wild, daß es nicht klappte:

„Wenn ihr euch nicht zusammennehmt, lasse ich stundenlang singen!"

Wir wußten, daß er imstande war, seine Worte wahr zu machen. Wir strengten uns an, soweit unsere Kräfte noch ausreichten. Man durfte nicht daran denken, was für ein scheußlicher Widerspruch darin lag, daß wir hier ein Sklavenleben führten und dabei noch Lieder singen mußten, die uns gar nicht lagen, die nur traurige Erinnerungen wachriefen. Wenn man diese Gedanken nicht abschütteln konnte, dann hätte man kaum an sich halten können vor übergroßer Traurigkeit. So manches mal durchzuckte einen plötzlich der Gedanke: Am liebsten

tot niederstürzen, dann wäre es aus! Aber andererseits dachte man an Frau und Kind, die auf den Vater warteten wenn auch nach Jahren und seine Rückkehr erhofften. Da durfte man sich nicht gehen lassen, hat die Zähne zusammengebissen und setzte allem ein eisernes „Ich muß weiterleben!" entgegen. Dieses „Ich muß!" half über alle schwachen Stunden hinweg. Das ist vielen aber nicht gelungen. Sie sind eingegangen, weil sie nicht mehr genügend Lebenswillen aufzubringen vermochten. So mancher hätte die Seinigen wiedersehen können, wenn er soviel Energie besessen hätte, diese geistigen Schwacheanfälle zu überwinden, hat es aber nicht mehr geschafft.

Hatten wir unsere Lieder durch, das ganze Repertoir umfaßte nur insgesamt fünf Lieder, die wir singen durften, dann haben wir mit gereckten Hälsen gewartet, ob der Eiserne noch etwas zu bemängeln hat. Während wir sangen, schlich er wie ein Tiger mit seinem tierischen Blick zwischen den Blöcken umher und belauschte die Singenden. Wehe dem, der seine Stimme nicht laut genug erschallen ließ! Sofort hatte er einen Faustschlag weg. Wenn der Eiserne in der Nähe sich herumtrieb, bemühte sich jeder, aus Leibeskräften zu brüllen, ob man den Text konnte oder nicht. Man bewegte die Lippen, um sich den Anschein des aus voller Kehle Singenden zu geben. Beim Eisernen mußte laut gesungen werden; ob schön war Nebensache. Was will man von einem ungebildeten, aber furchtbar eingebildeten SS mehr verlangen!

Als Rapportführer war er bemüht, den Anschein zu erwecken, als ob er der Gott der verfolgenden Gerechtigkeit wäre. Unmassen hat er über den Bock, an den Pfahl, in den Bunker und nach dem Krematorium gebracht. Aber er selbst war einer der schlimmsten Schieber und Organisatoren. Solange er in Sachsenhausen war, hat er wohl kaum etwas für seinen Lebensunterhalt ausgegeben. Hatte auch ohne Bezahlung alles, was er brauchte. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit hat er geschoben; wo etwas zu organisieren gab, hatten die Häftlinge für ihn zu organisieren. Überall wurden ja Häftlinge beschäftigt:

im Proviantraum, in der Küche, im Schweinestall, im Kaninchenstall, in der Gärtnerei, Fleischerei, in der Bäckerei, in den Magazinen. Und überall zwang er die Häftlinge, ihm das zu besorgen, was er wünschte. Nebenbei gesagt, er war nicht der einzige, der organisiert hat. Gestohlen und geschoben haben sie alle: vom Inspekteur der Konzentrationslager, dem SS-Gruppenführer Pohl, der durch Häftlinge sogar eine hochmoderne Villa mit allem Komfort sich hat bauen und einrichten lassen; vom Kommandanten und Lagerführer bis zum Blockführer und gewöhnlichen SS-Mann. Gestohlen haben sie, schlimmer als die Raben. Die Häftlinge hatten ihnen zu geben und zu besorgen und, wenn sie dabei geschnappt wurden, auch den Hintern dafür hinzuhalten. Da hat der Eiserne auch keine Ausnahme gemacht. Im Gegenteil, er war ein Organisator schlimmster Sorte. In den Kellerräumlichkeiten des Proviantlagers hat er aus den Beständen der Kaninchenfarm des KL sich einen Kaninchenstall einrichten und unterhalten lassen. Über Fleischmangel hat er nicht zu klagen brauchen. So manchen Schinken hat er auf seinem Rad in einem großen Karton durchs Tor nach Hause geschleppt — der Posten durfte doch nicht den Rapportführer kontrollieren.

Er hat sich aber nicht begnügt, nur auf gewöhnliche Art und Weise zu organisieren, sondern wagte sich an größere und kompliziertere Sachen heran, die man nur durch größere Fälschungen von Unterlagen erlangen konnte. Auch das hat er fertiggebracht und längere Zeit betrieben, bis er eines schönen Tages doch geschnappt wurde. Da auch diejenigen, die ihn noch decken wollten, seine Festnahme nicht mehr verhindern konnten, mußte der stolze Eiserne Gustav vor die Gerichtsschranken treten. Er wurde zu Zuchthaus verurteilt und degradiert. Aber einem SS darf nicht so leicht etwas angetan werden. Es wurde eine Form gefunden, daß er nicht hinter die schwedischen Gardinen zu gehen brauchte, sondern sogar ein Kommando bekam.

Aber sein Schicksal erreichte ihn doch: bei einer Explosion im Werk hat er ein Bein verloren. Wie die aus-

gleichende Gerechtigkeit doch in das Leben solcher Kreaturen eingreift: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu. Tausende hat der Emporkömmling Gustav Sorge mit den Füßen getreten, für viele war es der Todesstoß. Und zuletzt nahm ihm das Schicksal das Bein; eine Mahnung für ihn und die anderen.

Das war die Herrschaft und das Ende des Eisernen Gustav aus Ostpreußen.

Ich bin der festen Überzeugung: es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit. Das hat sich so manches Mal gezeigt. Als ich 1941 als Gestapohäftling im Gefangnis saß, brach gerade der Krieg mit der Sowjetunion aus. Die Sowjetflieger bombardierten verschiedene Teile der Stadt. Und eine Bombe traf ein Haus, in dem im zweiten Stock ein Aufseher, Nickstadt oder so ähnlich hieß er, wohnte. Bei dem Fliegerangriff war er in seiner Wohnung und wollte gerade zum Dienst. Die kleine Bombe trifft nun sein Haus, durchschlägt den Dachboden, den Fußboden seiner Wohnung, und er stürzt durch das Loch ins Erdgeschoß, zieht sich schwere innere Verletzungen zu, ist in einigen Stunden tot. Die andern Gefangenen haben erzählt, daß gerade dieser einer der schlimmsten Gefangenenschinder in dem Gefängnis gewesen wäre. Sie waren befriedigt, daß er ein solches Ende gefunden hat. „Das Schicksal setzt den Hobel an und hobelt alles gleich." — So hat es auch mit dem aufgeblasenen Regime des Dritten Reiches getan.

Die Juden

Die Nationalsozialisten hatten die Ausrottung der Juden sich zum Ziel gesetzt, zuerst in Deutschland, mit Beginn des Krieges in den besetzten Gebieten und zuletzt, nach Errichtung der Weltherrschaft, das gesamte Judentum. Nirgends sind sie so unmenschlich und grausam vorgegangen wie in den Konzentrationslagern, unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Hunderttausende haben ihr Leben hinter KZ-Mauern ausgehaucht, Männer, Frauen und Kinder, Reiche und Arme, Männer von Ruf und gewöhnliche Arbeiter, deutsche und ausländische Juden. Allein im Konzentrationslager Sachsenhausen sind viele Tausende ums Leben gekommen, durch Krankheiten, Erschöpfung und gewöhnlichen Mord.

Schon als Zugang wurde der Jude aufs grausamste behandelt, nur weil er Jude war. Er konnte sonst der beste Mensch sein, der Menschheit viel gegeben und Großes geleistet haben. Weil er aber Jude war, wurde er schon vom gewöhnlichen SS-Mann schlimmer als ein räudiger Hund behandelt. Ein toller Hund wird niedergeknallt, wird nicht gequält. Ein Jude aber, der in die Hände der SS gefallen war, wurde mißhandelt, bis er halbtot in seinem Blut liegen blieb. Wenn er sich nicht mehr rührte, hat der SS ihm noch einen Fußtritt versetzt und mit Genugtuung gefragt: „Hast Du nun genug, du stänkriger Jude?"

Die Juden wurden nach der Zugangszeit, nach der Isolierung, nicht mit den andern Häftlingen gemeinsam untergebracht, sondern kamen auf besondere Blöcke, auf die sogenannten Judenblöcke. Dort lebten sie für sich, sehr oft von Blockführern besucht, waren einem strengeren Regime unterworfen, hatten die verschiedensten Einschränkungen. So manches Mal, ohne jeden Grund und Ursache, haben sich einige Blockführer zusammengetan und sind dann in einen Judenblock gegangen. Haben da erst im Block selbst getobt, alles durcheinandergeworfen, die Juden hin und hergehetzt und geschlagen. Dann trieben sie alles hinaus, vor den Block. Dort wurde Sport getrieben: hinlegen, rollen, auf der Stelle hüpfen und hinterher stundenlang in Kniebeuge mit dem Sachsengruß stehen. Jahreszeit und Witterung spielten keine Rolle. Je kälter, um so weniger Bewegung, dafür aber um so länger in Kniebeuge stehen; brannte heiße Julisonne, mußte sich alles möglichst viel bewegen; bei Regen gab es Stehen und Rollen, bei Schneetreiben Armbeugen und -strecken im Liegestütz — alles zeit- und wettergemäß.

Wer vor Erschöpfung liegenblieb, wurde mit Fußtritten ins Gesicht und den Unterleib (ein von den SS besonders bevorzugter Körperteil) hochgetrieben, bis er nicht mehr hochkam, auch keine Schläge und Stöße mehr ihn auf die Beine bringen konnten.

Wenn ein Blockführer, so ein 18jähriger Schnösel, mal einen besondern Anfall von Sadismus bekam, suchte er sich einige Juden aus, führte sie zum Hydranten und ließ den Feuerschlauch anschließen. Dann wurde der Hydrant geöffnet und die Entblößten mit dem Wasserstrahl gepeitscht. Wenn es einer wagte, das Gesicht oder den Kopf mit den Armen gegen den starken Wasserstrahl abzudecken, der konnte etwas gewärtig sein. Der Höhepunkt dieses Satanismus war, diese dann besonders vorzunehmen, ihnen den Schlauch ins Gesicht zu halten, was in den meisten Fällen einem Mord gleichkam, weil das Opfer erstickte.

Die Tageszeit hatte nichts zu bedeuten. Das wurde am Tage getan und in der Nacht, mit Vorliebe nach dem Einrücken von schwerer Arbeit, wenn sich alles an den Tisch zum Abendessen gesetzt hatte. Plötzlich tauchte da so eine Bestie auf und das teuflische Spiel ging los. Oder die Häftlinge waren im Begriff sich hinzulegen, hatten sich schon ausgezogen, da schrie eine Satansstimme: „Alles raus! Seid ihr, Judenschweine, noch nicht draußen?" Hiebe klatschten auf die Köpfe herab und im Hemd mußte alles hinein in den tiefen Schnee.

Solche Überraschungen erlebten auch die Blöcke der Nichtjuden fast täglich, aber all diese Grausamkeiten mit den Juden zu schildern, dazu fehlen die Worte. Niemand ist imstande, diese Bilder wiederzugeben.

Vom Kantineneinkauf waren die Juden so gut wie ausgeschlossen. Was sie an Rauchwaren und anderm hier und da erstehen konnten, haben sie heimlich getan. Sie mußten aber von Zeit zu Zeit über größere Beträge quittieren, daß sie diese von ihrem Konto ausgezahlt erhalten hätten. Wo dies Geld aber geblieben ist, wußte nur die Lagerführung. Zugunsten der Häftlinge sind sie nicht verwendet worden. Vielleicht haben sie auch die

Ausfälle der SS-Kantine, die meist nicht unbeträchtlich waren, decken helfen müssen. So wurden Hunderttausende jüdischer Gelder für Zwecke der SS verbraucht, ohne daß jemandem darüber Rechenschaft gegeben wurde.

Im Winter 1937 kamen mehrmals große Transporte von mehreren Tausenden im Lager an. Man sah ihnen sofort an, daß es eine besondere Bewandtnis mit diesen Leuten haben mußte. Sie waren sehr gut gekleidet, hatten kostbare Pelze und machten schon auf den ersten Blick den Eindruck wohlhabender Menschen. Waren durchweg Angehörige besserer Berufsschichten und der höheren Gesellschaftsklasse: Ärzte, Anwälte, Direktoren, Großkaufleute, Fabrikanten ua. Man hatte sie massenweise verhaftet und sie bekamen die Anweisung, das Beste anzuziehen, alles verfügbare Geld und die Kostbarkeiten mitzunehmen. Es wurde aber nicht gesagt, wohin es ginge. So landeten sie in Sachsenhausen. Da wurden sie wie die sonstigen Zugänge behandelt; man nahm ihnen alles ab, sie wurden in die Zebrakluft gesteckt und waren nun Häftlinge wie alle anderen und wurden ebenso mißhandelt.

Nach einigen Monaten gab man diesem und jenem zu verstehen, daß er noch ein Bankkonto habe, oder er hatte vielleicht irgendwo Brillanten versteckt, Gold und andere Sachen, wonach das SS-Herz so lüstern war. Noch mehr, mit diesen Kostbarkeiten könnten sie eventuell freikommen. In der Tat wurde eine große Anzahl dieser Juden entlassen; manche durften sogar Deutschland verlassen. Der Preis? — Lieber Leser, du bist doch nicht so schwer von Begriff!

Und was man alles mit den Juden angestellt hat! Im froststarken Winter 1938/39 wurden sie auf den sogenannten Industriehof geführt, der damals noch unbebaut war und wo knietiefer Schnee lag. Da war eine mehrere Meter tiefe Erdausschachtung mit Schnee vollgeweht. In dieser Grube sollten sie verrostete Nägel gerade klopfen. Ohne Hammer und ohne sonstigen eisernen Gegenstand haben sie sich Steine und Ziegelstücke suchen müssen,

die auch nicht in Mengen vorhanden waren und bei 20° Frost im tiefen Schnee mit verklammten Fingern Nägel geklopft. In einiger Entfernung stand die Postenkette. Die Blockführer gingen mit Stöcken herum, schlugen auf die Juden ein, mißhandelten sie auf jede erdenkliche Weise und trieben sie an die Nägel schneller zu klopfen.

Wenn sich für ein Weilchen entfernten, nahm man die Gelegenheit wahr eilig trockene Späne zu sammeln und ein wenig Feuer anzumachen, die halberfrorenen Finger daran zu wärmen. Aufpasser achteten darauf, daß kein Blockführer sie überrasche. Kam einer gegangen, wurde die Feuerstelle schnell mit Schnee zugescharrt; denn es hätte Tote gegeben. Dieses Nagelklopfen hat vielen das Leben gekostet.

So ist es jahrelang in Sachsenhausen zugegangen. Der Jude galt soviel wie eine Ratte. Wie die Polizei die Vertilgung der Ratten durch Auslegen von Rattengift anzuordnen pflegt, so hat sie SS durch die Konzentrationslager die Juden gemordet. Und wie hat das Nazitum es der Öffentlichkeit dargestellt? Schlagt nach im „Illustrierten Beobachter", Jahrgang 1940, da findet ihr Aufnahmen aus dem KL Sachsenhausen, speziell zum Thema über die Juden. Man wollte den Eindruck erwecken, als ob das KZ eine erstrebenswerte Einrichtung wäre, da sie Nichtstuer in einer sehr menschlichen Weise zur Arbeit erziehe. Der ahnungslose Leser des illustrierten Blattes soll bei seiner Tasse Kaffeersatz und der Einheitszigarre glauben, daß dieser Parasit, der Jude, was die Arbeit anbelangt, viel sanfter angefaßt werde als ein 18jähriger Bursche beim RAD. Ja, das wollte die klumpfüßige Propaganda die Welt glauben machen. Aber die Wirklichkeit war eine andere, eine ganz andere, die der Betrachter dieser Bilder sich auch in der schlimmsten Vorstellung nicht ausmalen kann.

Woher sollte er die schauerliche Wahrheit erfahren? Wer sollte ihn aufklären? Man hört heute allenthalben die Worte: „Das haben wir aber wirklich nicht gewußt, sind auch gar nicht darauf gekommen, daß es da so schlimm hat zugehen können. Wir haben uns das KZ

nicht schlimmer als ein Gefängnis oder das Zuchthaus vorgestellt. Daß da solche Mißhandlungen und Morde möglich waren, hätten wir nie gedacht. Es hat aber auch niemand darüber etwas erzählt. Ich habe sogar einen Onkel, der auch im KZ war und später entlassen wurde — er hat uns nie davon erzählt, daß solche Dinge dort geschehen." — Stimmt. Jeder, der entlassen wurde, was nur selten vorkam, mußte vor seiner Entlassung einen Revers unterschreiben, daß er sich verpflichte, zu niemandem und nirgends über die Verhältnisse im KL oder auf seiner Arbeitsstätte, was er gesehen, gehört und erlebt hat, auch das Geringste verlauten zu lassen, widrigenfalls ihn entsprechende Strafe erwarte. Und als die entsprechende Strafe hierfür galt die Todesstrafe.

Nun stelle man sich einen aus dem KZ Entlassenen vor: er ist froh, dieser Hölle entronnen zu sein. Da sollte er noch einmal hinein? Dann lieber tot, als noch einmal ins Lager zurück, dort gehängt oder bei der Einlieferung totgeprügelt zu werden. Darum schwieg er, wie ein Grab. Wem durfte er überhaupt trauen, da im Dritten Reich einer den andern bespitzelte, der Sohn den Vater, die Frau den Gatten, der Freund den Freund. Die Gestapo hatte überall ihre Angeber sitzen, das ganze Volk war ein einziges Spitzelgewebe. Heute wird das natürlich so mancher nicht wahrhaben wollen. Das ändert aber nichts an der Wirklichkeit damals. Gerade diejenigen, die heute sich vor die Brust schlagen: Ich nicht! Ich nicht! gerade diese sind mit äußerster Vorsicht zu genießen. Das böse Gewissen zwingt sie, ihr damaliges Sinnen und Tun durch lautes Geschrei heute vergessen zu machen.

Wir KZler haben aber durch jahrelange Beobachtung gelernt, den Menschen nach seinem wirklichen Wert, nach seinem Kern, nicht nach seinem äußern Gebahren und honigsüßen Gelispel, einzuschätzen. In dieser Hinsicht haben wir eine gute und gründliche Umschulung hinter uns. Wir wissen, was wir vom Menschen in Wirklichkeit zu erwarten und zu halten haben. Phrasen und hochtrabende Redensarten verschlagen bei uns nicht. Auch du, der du dich bemühst, deine Vergangenheit zu vertuschen

und dich von ihrem Schmutz reinzuwaschen, auch du wirst entsprechend bewertet. Es bleibt uns nicht verborgen, was in deinem Innern in Wirklichkeit steckt. Die Mördergrube sehen wir doch. Darum gehe uns lieber aus dem Wege, verschwinde, daß wir nicht gezwungen sind, dich an den Pranger zu stellen. Und das tun wir, rücksichtslos. So hart sind wir geworden. Weder dein Name, noch dein Titel, noch deine Stellung schützen dich davor. Wir haben Masken zur Genüge sehen müssen, wir haben aber auch dasselbe Gesicht gleich hinterher ohne Maske gesehen — daher unser Unterscheidungsvermögen.

Noch eine Bemerkung zu der Behauptung: Wir haben nichts davon gewußt. Ich habe schon gesagt, daß das Volk in der Unwissenheit belassen wurde. Das gilt aber nicht als Entschuldigung den ehemaligen Konzentrationären gegenüber. Das Volk hat seinem Stimmzettel dazu gegeben, daß diese Verbrecher an der Menschheit in den Sattel gehoben wurden. Hätte es 1933 sein eindeutiges Nein gesagt, wäre es zu diesen Zuständen nicht gekommen. „Wir wollen unsern Führer sehen!" „Wir danken unserm Führer!" Das waren die hysterischen Schreie einer vernunftlosen Masse. Und dieselbe Masse kann heute nicht sich unschuldig stellen. Sie ist mitverantwortlich, kann ihre Mitschuld nicht verneinen, wenn sie ehrlich ist und sich eine bessere Zukunft aufbauen will. Es ist zwar nicht leicht, aber unumgänglich.

Ja, jahrelang hat die SS alles drangesetzt, um die Juden im KZ zu vernichten. Scheuten kein Mittel. Sachsenhausen war ihnen hierzu insofern ungünstig, als nebenan, in Oranienburg, die Zentrale der SS war, die Inspektion der Konzentrationslager usw. Und ins Ausland war dies und jenes über die Mißstände im KL Sachsenhausen auch hinausgesickert, am wenigsten durch die Häftlinge, das meiste noch durch Angehörige der SS selbst. Denn wenn es schon Lumpen waren, warum konnte ihre Lumpigkeit nicht einen Schritt weiter tun, für materielle Vorteile den SS-Angehörigen zum Agenten werden lassen?

Das Ausland erfuhr also dies und jenes über Sachsenhausen, auch über die Judenmißhandlungen und -morde. Darum war nicht ratsam, die Ausrottung der Juden in Sachsenhausen fortzusetzen. Man wurde später sich nicht entschuldigen können, daß man gerade über die Verhältnisse in dem Lager, das der Zentrale am nächsten lag, nicht informiert gewesen wäre. Die Juden sollten aber vernichtet werden! Was ist da zu tun?

Aber im Dritten Reich war niemand so erfinderisch in den Mitteln und Maßnahmen wie die Gestapo und SS. Auch hier fanden sie einen Ausweg, einen ganz einfachen, der gangbar war: alle Juden kommen von Sachsenhausen fort und werden nach Auschwitz geschafft. Dieser Gedanke ausgezeichnet, sagte sich die SS-Führung. Zwei Fliegen auf einen Schlag: die Aufmerksamkeit vom KL Sachsenhausen wird abgelenkt, andrerseits erledigt Auschwitz die Juden noch besser als Sachsenhausen.

Es muß dem Leser noch gesagt werden, daß Sachsenhausen damals noch keine Gaskammern hatte; die bekam es viel später. Auschwitz aber war mit geräumigen Gaskammern ausgestattet, die im Laufe eines Tages viel schaffen konnten. Sie waren in barackenähnlichen Gebäuden eingerichtet, die sich nicht von den übrigen Bauten unterschieden. Der ganze Transport, wie er gekommen war, die Frauen mit ihren Kindern auf dem Arm, wurde in diese Kammern gebracht, die in ihrem Innern auch nicht ohne weiteres ihre eigentliche Bestimmung verrieten. Da sollten die Ankömmlinge sich angeblich zum Baden fertigmachen. Indessen waren die Türen schon dicht geschlossen und die Gashähne geöffnet. Geruchloses Gas tat sein Werk, so daß man nach getaner Arbeit die Leichen, auf Wagen gestapelt, nur zum Krematorium zu fahren brauchte. Diese Einrichtung war für die Vernichtung der Juden wie geschaffen. Also ab mit ihnen nach Auschwitz!

Eines Tages rücken wir von der Arbeit zur Mittagspause ein — die ganze Straße am Tor mit Papier, Pappkartons, Bekleidungsstücken u. a. bedeckt. Mehrere Rollwagen stehen noch mit Gepäck da. Man hatte sämtliche Juden mit

ihren Habseligkeiten antreten lassen, und die Blockführer nahmen eine gründliche „Revision" vor. Jeder durfte nur ein Hemd, die Zebrahose und -jacke und die Mütze behalten und mußte barfuß in Holzschuhen antreten, konnte höchstens mit Lumpen die Füße umwickeln oder in Papier einschlagen. Sie durften nur das mit sich führen, was einem Häftling offiziell gestattet war: Kamm, Zahnbürste, ein Stückchen Seife und noch einige Kleinigkeiten. Kein Brief, kein Schreibmaterial, natürlich auch kein Geld — nichts durfte mitgenommen werden. Wer etwas mehr hatte, mußte fortwerfen. Verschiedene hatten ein wenig Wäsche, das mußte auf den Wagen, sollte angeblich als Gepäck zur Bahn. Natürlich Schwindel, die beladenen Wagen blieben da! So haben die Juden halbnackt in dem naßkalten Wetter stundenlang gestanden, bis es soweit war, daß sie zum Bahnhof konnten. Sogar die Schwerkranken aus dem Krankenbau wurden mit zur Bahn geschleppt. Eine Todesfahrt, dieser Umzug nach Auschwitz.

Einmal, im Herbst 1942, wurde ein an den Haaren herbeigezogener Vorwand zum Anlaß genommen (draußen war wieder ein Parteifunktionär einer Kugel zum Opfer gefallen — natürlich wieder die Juden dran schuld!), um etwa 70 Juden um die Ecke zu bringen. Sie wurden abends zur Entlausung gebracht und sollten sich ausziehen. Aber die „Entlausung" kam ihnen verdächtig vor, sie witterten etwas. Waren schon halb entkleidet, da rief jemand, dem die Nerven nicht mehr durchhielten: Es geht zum Industriehof! Was ein solcher Gang bedeutete, nämlich Erschießung, war keinem unbekannt. Dieser Ruf löste gewaltige Panik aus. Es entstand große Verwirrung. Die Todeskandidaten rissen die Tür auf, sprangen halbnackt durch die Fenster ins Freie. Einige SS, die in der Baracke waren, gaben noch einige Schüsse ab — da war es ganz aus. Niemand ließ sich mehr halten. Rufe wurden laut: „Wir wollen nicht sterben! Wir wollen nicht zum Industriehof! Erschießt uns doch gleich hier!" Halbnackt rannten sie unter Geschrei auf den Appellplatz, wo 15 000 Mann zum Abendappell angetreten waren, und

suchten Schutz zwischen den Blöcken. Dies unerwartete Ereignis versetzte das ganze Lager in große Aufregung. Auch Schüsse fielen. Auf der Lagerstraße stellte sich der Lagerführer mit einigen Blockführern den Fluchtenden entgegen, versuchte zu beschwichtigen. Nur dem Umstand, daß diese sich beruhigten, ist es zu verdanken, daß diese Unruhe keine weiteren Opfer gefordert hat. Sonst wären auf den Türmen die Maschinengewehre in Tätigkeit getreten, und es hätte viel Tote auf dem Appellplatz gegeben. Die Juden ließen sich zuletzt fortbringen. In der Nacht wurden sie aber doch erschossen.

Sachsenhausen blieb aber nur einige Zeit judenfrei. Je länger der Krieg dauerte, um so mehr Arbeitskräfte fraß die Rüstungsindustrie, natürlich auch die SS. Die SS hat den größten Teil der Häftlinge für kriegswichtige Arbeit verwendet. Trotzdem war noch eine große Zahl mit Arbeiten beschäftigt, die man draußen als Kriegssabotage mit dem Tode bestraft hätte. Um die notwendigen Arbeitskräfte für die eigenen Betriebe zu haben, wurden wieder auch Juden dem Konzentrationslager Sachsenhausen überstellt.

So kamen Anfang 1944 nach dem Arbeitslager Lieberose, das auch zu Sachsenhausen gehörte, zuerst 1 500 ungarische Juden und, etwas später, nach dem Arbeitslager Schwarzheide bei Senftenberg in der Niederlausitz 1000 Juden aus verschiedenen Ländern, die meisten aus dem Protektorat. Im Arbeitslager Lieberose waren die Arbeitsbedingungen sehr schlecht. Die Unterkünfte waren äußerst unzureichend. Die Arbeit, in der Hauptsache Erdarbeiten, war schwer. Mißhandlungen durch entmenschte Vorarbeiter waren etwas Alltägliches. Die Verpflegung war noch schlechter als im Stammlager. Arbeitsportionen erhielten die Juden monatelang überhaupt nicht. Erst später, im Herbst 1944, auf wiederholte Vorstellungen des 1. Lagerarztes des KL Sachsenhausen Dr. Baumkötter bekamen auch die Juden in Lieberose Arbeitsportionen, die sonst 1943/44 an die arbeitenden Häftlinge verteilt wurden, d.h. 100 g Brot mit 5 g Margarine und einige Gramm Wurst dazu. Die sanitären Verhältnisse ließen sehr zu

wünschen übrig. Kaum daß der erste Judentransport in Lieberose einige Monate gearbeitet hatte, nahm die Zahl der Sterbefälle erschreckend zu. Meist war allgemeine Körperschwäche die Todesursache. Die Toten waren kaum noch vorstellbare Skelette. Man muß diese Leichen gesehen haben, wenn man die richtige Vorstellung von dem Grad der Abmagerung haben will. Viele waren buchstäblich nur noch Haut und Knochen, furchtbar anzuschauen. Infolge der übermäßigen Schwächung des Körpers und der durchaus mangelhaften Ernährung erkrankten viele an Darmentzündung und Magenkatarrh, und der Tod trat in den meisten Fällen in sehr kurzer Zeit ein.

Die Arbeitsleistung ging naturgemäß stark zurück. Denn was kann ein Mensch, entkräftet, mit chronisch gewordenem Durchfall, noch leisten? Da wurden im August 1944 500 körperlich ganz heruntergekommene Juden ausgesucht und zurück nach Auschwitz verfrachtet. Ihr Schicksal in Auschwitz braucht nicht besonders genannt zu werden — Gaskammer und Schornstein. Dafür kam von Auschwitz ein neuer Transport von 1 000 Juden nach Lieberose, fast durchweg polnische Juden. Kaum waren 6 Wochen vergangen, wurde wieder ein Transport von 800 Körperschwächen zur Liquidation nach Auschwitz geschickt. Es kamen 1 500 neue an, verschiedener Herkunft, meist ungarische Juden. Dann war ein dritter Rücktransport von 1 200 Juden noch vorgesehen, der aber infolge Transportschwierigkeiten nicht mehr vorgenommen wurde.

Das Außenlager Lieberose hatte zuletzt über 3 000 Häftlinge, es sollte auf 8 000 erhöht werden. Dazu ist es aber nicht mehr gekommen.

Die Totenziffer stieg nicht nur von Monat zu Monat, sondern von Woche zu Woche. Sie sprang für Lieberose im Dezember 1944 an und stieg unaufhörlich. An manchen Tagen gab es 20—30 Tote. Über 60% der Sterbeziffer des ganzen Lagers Sachsenhausen entfiel allein auf das Arbeitslager Lieberose.

Als die Sowjetarmee von Osten sich näherte und für das Lager Lieberose die Wahrscheinlichkeit bestand,

besetzt zu werden, wurde es Mitte Februar 1945 evakuiert, die Häftlinge in Marsch gesetzt. Tagelang ging es ohne Verpflegung zu Fuß, bei Schnee und Kälte, nach Sachsenhausen. Wer zurückblieb, wurde erschossen und verscharrt. In einem Berliner Vorort wollte die begleitende SS 12 tote, lies: gemordete, Juden bestattet oder eingeäschert haben. Die örtliche Polizeibehörde lehnte ab, diese Toten, auf gewaltsame Weise gestorben, ohne weiteres bestatten zu lassen. Sie mußten mitgenommen werden. So kam der Transport nach 8 Tagen halbtot in Sachsenhausen an. Nicht ganz zwei Tage blieben die Unglücklichen im Lager. Dann sind sie wieder, so hieß es, auf Transport gegangen, auf den Todestransport. Denn einen Tag später wurde in der täglichen Stärkemeldung gemeldet, daß 2500 Juden aus dem Arbeitslager Lieberose auf Transport verstorben sind.

Das Krematorium hatte tagelang zu tun, um einen solchen „Andrang" zu bewältigen. Die Öfen rauchten wieder Tag und Nacht. Ein Sonderkommando, das jahrelange Erfahrung in Auschwitz gesammelt hatte, war nach Sachsenhausen gekommen, um das Morden und die Beseitigung der Spuren der zum Himmel schreienden Schandtat vorzunehmen. Der SS-Oberscharführer, der das Mordkommando anführte, suchte 34 Juden aus, die die jüdischen Toten zu verbrennen hatten. Denn außer den Juden von Lieberose sind Tausende von andern Juden im Februar 1945 hingemordet worden. Als das Mordkommando seine Aufgabe in Sachsenhausen erfüllt hatte und in ein andres Konzentrationslager abrücken sollte, hat der Oberscharführer diese 34 Juden, die schon geglaubt hatten, ihr Leben gerettet zu haben, in die Gaskammer geführt, die einem Bad sehr ähnlich sah. Da sollten sie sich vorgeblich zum Baden ausziehen. Darauf wurde bei fließender Dusche die Gasleitung geöffnet, und auch diese 34 gingen denselben Weg, den Tausende vor ihnen gegangen waren — durch den Kamin.

Die Juden in Schwarzheide wurden in einem Rüstungswerk beschäftigt. Ihre Arbeitsbedingungen waren nicht so schwer wie die in Lieberose. Das zeigt sich auch in

der Sterblichkeitsziffer, obgleich diese auch in dem Lager sehr hoch war. Auch da war die Todesursache meist allgemeine Körperschwäche und Kreislaufversagen.

Wenn vom Krankenbau des KL Sachsenhausen nicht die größten Anstrengungen in der ambulanten Behandlung und Tätigkeit des Reviers gemacht worden wären, wäre die Todesziffer um ein Mehrfaches gestiegen.

Die andern zum KL Sachsenhausen gehörigen jüdischen Arbeitslager (die Männer- und Frauenarbeitslager Siemens-Haselhorst und Glöwen und das jüdische Frauenarbeitslager in Wittenberg), hatten etwas bessere Arbeits- und Lebensbedingungen als Lieberose, was auch in der niedrigeren Sterbeziffer zum Ausdruck kommt.

1945 wurden alle Anstrengungen gemacht, die Juden restlos zu beseitigen. Zum größten Teil ist dies auch durchgeführt worden. Nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz der jüdischen Häftlinge des KL Sachsenhausen ist dem Tod entgangen. Sachsenhausen hat viel zur Vernichtung deutscher und ausländischer Juden beigetragen. Jedes Mittel war der SS recht, wenn nur das proklamierte Ziel erreicht werden konnte — die Vernichtung des Juden.

Ausländer im KZ

Als das Konzentrationslager Sachsenhausen aufgebaut wurde, war es in erster Linie für Deutsche vorgesehen. Nach dem Einrücken der deutschen Truppen in die Tschechoslowakei wurden sehr viele Tschechen in Sachsenhausen eingeliefert, transportweise, aus allen Volksschichten, vor allem aus den Reihen der Intelligenz. Alle Berufe waren da vertreten, vom einfachen Arbeiter bis zum Minister, vom Polizisten bis zum Generalstäbler, vom Geistlichen bis zum Advokaten. Tausende von Studenten der Universitäten Prag und Brünn wurden verhaftet und nach Sachsenhausen gebracht. Es war durchweg nationalgesinntes Element, das zwischen den KZ-Mauern lange Jahre zubrachte.

Die Tschechen waren ursprünglich für sich untergebracht, auf sogenannten Tschechenblöcken. Ihre Verhaftung war massenweise erfolgt. Hunderte von Studenten wurden aus ihren Studentenheimen geholt, ohne daß ihnen ein Haftbefehl ausgehändigt worden wäre. Die meisten haben auch nie einen Haftbefehl zugestellt bekommen, wußten nicht einmal, warum man sie ins KZ gesperrt hatte.

Schweres haben die Studenten durchmachen müssen, bis sie ins KZ eingeliefert wurden. Aber noch unmenschlicher war die Behandlung, die andre inhaftierte Tschechen erfahren mußten. Da wurde z.B. der Polizeidirektor von Ostrava verhaftet. Die Gestapo setzte ihn in strengste Einzelhaft. Zum Reinigen der Zelle hat er nichts bekommen, wurde gezwungen, mit bloßen Händen den Fußboden zu scheuern und das schmutzige Wasser dann aufzulecken. Das konnte nur ein Gestapobeamter fertigbekommen!

Die Tschechen hatten als erste Ausländer, die das Konzentrationslager bevölkerten, manche Vergünstigungen im Verkehr mit den Angehörigen. Die größte Vergünstigung war, daß sie in einem gewissen Umfang aus ihrer Heimat Pakete empfangen durften.

An ihrer nationalen Einstellung haben sie nichts eingebüßt, verkehrten miteinander nur in ihrer Muttersprache, sangen tschechische Lieder, wußten sich sogar Bücher in tschechischer Sprache zu verschaffen. Das geschah natürlich illegal, ohne Wissen der Lagerführung. Da ihre Zahl recht hoch war, in die Tausende ging, haben sie auch in den Arbeitskommandos mit der Zeit günstige Positionen erworben, besonders durch ihr Zusammenhalten. Wenn jemand in einem Kommando eine bessere Stelle bekommen hatte, bemühte er sich, auch seine Landsleute nach Möglichkeit da hineinzubringen.

Im Laufe der Jahre ist eine große Zahl Tschechen, jedoch fast nur tschechische Studenten, zur Entlassung gekommen.

Ähnliches Zusammenhalten hat man auch bei den Polen beobachtet. Auch diese wurden, nach Beginn

des Polenfeldzuges, zu Tausenden in Sachsenhausen eingeliefert, besonders viel polnische Intelligenz. Auch sie haben zusammengehalten, auch bei ihnen die Tendenz der Eroberung von besseren Positionen. Sowohl den Tschechen als auch den Polen war es verwehrt, Blockältester, Vorarbeiter oder Vormann zu werden. Da haben sie sich bemüht, die andern Positionen zu besetzen, in den verschiedenen Schreibstuben, als Blockschreiber oder Stubendienst auf den Blöcken. Mit Hilfe von Paketen und bei einem gewissen „Organisationstalent" war dies nicht unmöglich.

Die Polen hatten aber in den ersten Jahren mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, mit der Einstellung der SS ihnen gegenüber infolge des deutsch-polnischen Krieges. Aus dem Grunde haben viele Polen ohne irgendeinen Grund ihr Leben lassen müssen — sind erschossen.

Am 9. November 1940, beim Morgenappell, wurden aus den Polenblöcken willkürlich über 50 junge Polen herausgeholt und beiseite gestellt. Niemand wußte, zu welchem Zweck. Dann wurden sie ans Tor geführt und die Parole verbreitet, sie kamen am Tage des Blutordens zur Entlassung. So mancher Zurückgebliebene schaute sehnsüchtig und traurig auf das Tor, auf diese „Glücklichen". Keiner ahnte, was für eine „Entlassung" ihnen bevorstand. Der Appell war beendet, das Lager zur Arbeit ausgerückt. Diese Unglücklichen wurden nach mehreren Stunden zum Tor hinausgeführt. Hinter dem Tor mußten sie sich ausziehen, und bei fast bloßem Leib wurden sie nach dem Industriehof gebracht, wo man zur Feier des Blutordens diese jungen Menschen niedergeknallte. Mancher Vater, der seinen Sohn bis hierher, ins KZ, begleitet hatte, hat mittags, von der Arbeit in den Block zurückgekommen, ihn nicht mehr wiedergesehen.

Als im nächsten Jahr der 9. November wieder heranrückte, kann man sich die Unruhe unter den Polen denken. Aber nicht allein unter den Polen, auch die andern gerieten in große Aufregung; denn im KZ war ja alles möglich: „Es brüllt der See und will sein Opfer haben." Und was kann auch dem Nichtpolen die Gewähr geben, daß

er nicht als Sühnopfer „zur Feier des Tages" hingemordet wird?

Erst mit der Zeit schwanden die Polen aus dem engeren Gesichtskreis der SS, weil neue Verhältnisse, durch den Krieg mit andern Ländern hervorgerufen, eingetreten waren, andere Nationalitäten in Massen in die Konzentrationslager verschickt wurden.

Im Juli 1941 kam der erste größere Franzosentransport. Es waren Bergarbeiter, die sich geweigert hatten, unter den Bedingungen zu arbeiten, die ihnen geboten wurden: geringe Bezahlung, Leben im Gemeinschaftslager, schlechte Verpflegung, keine Bewegungsfreiheit. Später kamen Eisenbahner und andre Berufe. Nur ein Teil der französischen Intelligenz kam nach Sachsenhausen, sie wurden in andere Konzentrationslager eingeliefert. Darum hat sich für die französische Nation im Konzentrationslager Sachsenhausen ein schiefes Bild ergeben. Wollte man die Franzosen nach dem Verhalten ihrer Landsleute in Sachsenhausen beurteilen, mußte man eine sehr schlechte Meinung von den französischen Verhältnissen und den Franzosen bekommen. Das haben auch die Franzosen selbst zugegeben, die sonst tüchtige und objektiv urteilende Menschen waren. Sie machten schon von sich aus ihre Mithäftlinge einer andern Nationalität darauf aufmerksam, daß man den Franzosen nicht nach dem bewerten solle, was man im KZ kennenlernen müsse. Und in der Tat, viel Verbrecherelement hatte man hierher geschafft. So mancher Zuhälter aus den Hafenwinkeln Marseilles, so mancher schwere Junge aus der Seinestadt war in den Mauern von Sachsenhausen anzutreffen.

Über die Behandlung der Franzosen ist nichts Unterschiedliches zu sagen. Sie wurden ebenso drangsaliert wie alle andern.—

Im Spätherbst 1941 kamen die ersten Massentransporte der sowjetischen Kriegsgefangenen nach Sachsenhausen. Das Kapitel dieser Kriegsgefangenen muß für sich behandelt werden, weil es neben der Judenfrage eins

der schändlichsten in der Geschichte des Konzentrationslagers Sachsenchausen ist.

Mit der Einlieferung der sowjetischen Kriegsgefangenen setzten größere Transporte von russischen und ukrainischen Zivilarbeitern ein. Für das geringste Vergehen auf ihrer Arbeitsstelle, die man ihnen in Deutschland zugewiesen hatte, wurden sie ins KZ gesteckt. Es waren meist junge Leute im Alter von 16 bis 35 Jahren, vereinzelt auch solche von mehr als 60 Jahren. Auch eine größere Anzahl Kinder war dabei, von 10—15 Jahren, die man massenweise von ihren Geschwistern und Eltern getrennt und nach Deutschland verschleppt hatte.

Die Russen und Ukrainer hatten so gut wie gar keine Verbindung mit ihrer Heimat und den Angehörigen. Nur ab und zu gelang es einem, in größeren Zeitabständen, eine Karte an die Seinigen abzuschicken, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach den Adressaten nicht erreicht hat. Die meisten wußten nichts über ihre Angehörigen, ob sie noch am Leben sind, wo sie sich befinden, wie es ihnen geht. Weil sie auch keine Pakete aus der Heimat bekamen, waren die Russen und Ukrainer hinsichtlich der Ernährung sehr schlecht dran.

Hinzu kommt, daß es größtenteils Jugendliche im Alter des Wachsens waren. Ein junger Mensch, der sich nicht normal ernähren kann, ist immer hungrig. Und Hunger tut weh; Hunger bricht auch Eisen! Darum wunderte sich der objektive Beobachter nicht, daß soviel Diebstähle begangen sind. Die Hungernden haben alles gegessen, was überhaupt noch genossen werden konnte. Sie haben sich nicht begnügt, die Kartoffelschalen und schlechten Pellkartoffeln von den Tischen ihrer Mithäftlinge zu sammeln und zu verzehren, sondern umlagerten die Küche, scharrten die Abfälle zusammen und aßen sie. Wenn ein Wagen mit Abfällen von einem Block zur Küche geschoben wurde, gingen 3—5 mit Stöcken und sonstigem Schlagzeug bewaffnet als „Bedeckung" mit. Kaum hatten die ausgehungerten Jungs den Wagen bemerkt, stürmten sie blind darauf zu. Es entstand ein Schieben und Stoßen, jeder wollte eine Handvoll dieser Abfälle ergattern. Und dazwischen sausten die Stockhiebe der Begleiter, die machtlos dem Ansturm gegenüber waren. Sie fanden keine Gegenwehr; denn niemand hatte Zeit, sich herumzubalgen und den Stockschlägen entgegenzutreten — jeder wollte etwas Kartoffelschalen erwischen. Bis zufällig ein Blockführer vorbeikam, und der ganze Haufen schleunigst sich verdrückte.

So manche Ratte oder andres Getier, dessen man habhaft werden konnte, wurde als Leckerbissen am Spieß gebraten. Ja, als im April 1945 das Klinkerwerk bombardiert und unter den Trümmern verkohlte Leichen hervorgeholt wurden, haben verschiedene von ihnen, die bei Aufräumungsarbeiten eingesetzt waren, beim Einrücken ins Lager Stücke von verbranntem Menschenfleisch mitgenommen, auf ihrem Block zubereitet und gegessen. Eine solche Untat charakterisiert die Verhältnisse am besten.

Unter den Russen und Ukrainern gab es keinen Paketempfänger. Darum wurden sie von den Blockältesten und Vorarbeitern entsprechend behandelt: sie bekamen die schlechten und schweren Kommandos, hatten meist mehr zu arbeiten als die Angehörigen andrer Nationen, kamen überall als die Letzten ran, wurden gestoßen und mißhandelt. Es tat einem das Herz weh, wenn man machtlos zusehen mußte, wie die jungen Menschen verkamen und verrohten, daß sie nichts mehr achteten.

Die Lagerführung selbst hatte ihre Schwierigkeiten mit ihnen; denn sie waren so phlegmatisch, daß auch durch Schläge und Mißhandlungen bei ihnen nichts mehr erreicht werden konnte: Nitschewo! Sie haben viel ertragen müssen, haben alles mit einer staunenswerten Geduld über sich ergehen lassen. Es gab natürlich auch viele darunter, die sich des Treibens ihrer Volksangehörigen schämten, hier und da versuchten, im bessernden Sinne einzuwirken, aber ohne Erfolg. Die Masse hatte eben etwas Wildes und zugleich Duldsames an sich.

Die Sterblichkeit unter den Russen und Ukrainern war groß. Von Krankheiten waren in den meisten Fällen Was-

sersucht, infolge von Unterernährung, Darm- und Magenentzündungen, weil alles Erreichbare gegessen wurde, und nicht zuletzt Lungentuberkulose, die auch viele hingerafft hat.

Noch eine sehr traurige und ganz gemeine Lagererscheinung bedarf der Erwähnung, die Ausnutzung der ukrainischen und russischen Knaben und jungen Leute durch sogenannte Prominente. Die Vorarbeiter, Vormänner, Blockältesten und sonstiges Element hatten gar vieles in größter Fülle, besonders Nahrungsmittel und Rauchwaren. Und gerade das brauchten und begehrten die ausgehungerten Jungen. Da haben sie Jungens, die ihnen gefielen, gepäppelt und ihnen alles zugesteckt, was diese sich nur wünschten: Brot, Margarine, Wurst, Konserven, Tabak und Zigaretten, Toilettenartikel. Sie haben ihnen Wäsche und bessere Kleider besorgt, kurz, was nur erreichbar war. Diese Jungs waren schon eingepuppt, parfümiert und gut genährt. Sie brauchten sich nicht um übelriechende Abfälle, verfaulte Steckrüben und rohe Kartoffeln zu schlagen oder im Dreck nach ausgerauchten Zigarettenkippen zu wühlen, sie hatten alles, was sie wollten, was überhaupt organisiert werden konnte. Dafür mußten sie aber ihren „Wohltätern" zur Befriedigung eines wiedernatürlichen Geschlechtstriebes dienen. Und sie taten es. Manche Prominenz begnügte sich nicht mit einem Jungen, hatte gleich 2—3.

Also Zustände, die in den Rahmen eines KZ hineinpassen! Und das war der Lagerführung nicht unbekannt. Doch sie hat hier nie energisch durchgegriffen. Nur diejenigen wurden schwer bestraft, die vielleicht sonst nicht zu gebrauchen waren, als Vorarbeiter oder Blockälteste, weil sie sich nicht zum Menschenschinden hergaben. Aber „tüchtige" Vorarbeiter und Totschläger ließ man ungeschoren. Wenn einer gar zu arg trieb, daß die Lagerführung schon einschreiten mußte, bestand die ganze Strafe darin, daß er in ein Außenlager abgeschoben wurde und manchmal eine noch bessere Position bekam, wo er weiter nach seinen Gelüsten leben konnte.

Über die Völker des Baltikums, die Litauer, Letten und Esten, ist nichts Besonderes zu sagen, weil ihrer nicht viel im KL Sachsenhausen waren. Von Litauern sind kaum hundert durch Sachsenhausen gegangen; Frauen miteingerechnet, vielleicht 150. Esten waren kaum ein Dutzend. Nur Letten waren, einschließlich Frauen, über 500, besonders nachdem im August 1944 ein größerer Transport aus dem aufgelösten Konzentrationslager Riga kam. Infolge der geringen Zahl und wegen ihrer zurückhaltenden Haltung sind sie im Lagerleben nicht besonders aufgefallen, hatten im allgemeinen auch keinen schlechten Namen, besonders die Litauer, die in stoischer Ruhe die Mißhelligkeiten dez KZ an sich haben herantreten lassen.

Große Phlegmatiker, die sich nicht aus der Ruhe bringen ließen, waren die Norweger und Dänen. Es waren über 2 000 Norweger im Lager, von denen über 150 in der verhältnismäßig kurzen Zeit gestorben sind. Dänen waren kein halbes Hundert.

Die Norweger wurden in zwei Kategorien gruppiert: gewöhnliche Häftlinge, die aus denselben Gründen nach Deutschland verschleppt waren, wie auch die Angehörigen der andern Nationen, und die sogenannten N-Häftlinge. Das waren solche, die seinerzeit versucht hatten, nach England zu fliehen, sich an Sabotageakten in Norwegen beteiligt hatten oder solcher Tätigkeit verdächtigt wurden. Sie durften mit ihren Angehörigen keinen Briefverkehr unterhalten, auch keine Pakete empfangen. In Sachsenhausen unterschied sich ihre Behandlung im allgemeinen nicht von der andrer Häftlinge, abgesehen davon, daß ihnen manchmal der Arbeitseinsatzführer, SS-Untersturmführer Rehn, bei der Erlangung eines besondern Kommandos Schwierigkeiten machte. Aber mit der Zeit wurden diese N-Häftlinge in besonders schwierige Arbeitslager abgeschoben. Die meisten sollten nach Natzweiler im Elsaß. Nur die Invasion im Westen hat viele vor diesem berüchtigten Lager bewahrt.

Die größten Paketempfänger waren die Norweger. Sie bekamen monatlich je ein Paket aus Norwegen und

Schweden, manchmal auch vom Portugiesischen Roten Kreuz. Die meisten haben das Lageressen nicht gegessen, hatten es auch nicht nötig; denn die Pakete waren reichhaltig, enthielten Brot, besonders viel Knäckebrot, Butter, Büchsenfleisch, Wurst, Honig, Käse, Rauchwaren, die portugiesischen besonders reichlich Sardinen, manchmal bis 25 Büchsen Sardinen. Außerdem bekamen sie Lebertran, Heringe und Klippfische. Aus Schweden wurden sie mit Medikamenten unterstützt, besonders mit Sulfonamiden. Ihre Versorgung aus der Heimat war vorbildlich organisiert.

Ihre Pakete kamen direkt oder indirekt auch den übrigen Lagerinsassen zugute: direkt, daß von jedem Paket mehr oder weniger auch den Kameraden abfiel, indirekt, daß das Lageressen an die Hungrigen weggeben wurde. Abends versammelten sich besonders die Russen und Ukrainer, also diejenigen, die überhaupt keine Pakete bekamen, scharenweise vor den Norwegerblöcken und warteten, bis jene von dem empfangenen Essen, sei es Abendsuppe, Brot oder Margarine, ihnen herausbrachten. Zuletzt war der Andrang so groß und wurde lästig, daß die Norweger ihre Blöcke absperren mußten.

Über die Kehrseite dieser Paketsendungen ist schon an andrer Stelle gesprochen. Aber niemand konnte den Norwegern verargen, wenn sie sich mit Hilfe der Pakete eine bessere Position oder leichtere Arbeit zu verschaffen suchten. Unter den gegebenen Umständen kann ihnen es niemand verdenken. Denn jeder ist darauf bedacht gewesen, sein Leben zu erhalten, um lebend einmal das KZ zu verlassen. In blindem Neid hörte man oft sagen: Natürlich die Norweger, die können mit ihren Paketen leben! Aber wenn man diese Neider unter die Lupe nahm, entpuppten sie sich immer als solche, die auch nicht um ein Haar anders getan hätten.

Im allgemeinen verhielten sich die Norweger den andern gegenüber sehr zurückhaltend. Sie lebten mehr untereinander. Es gelang ihnen, bis zum Schluß in eigenen Blöcken untergebracht zu sein. Auch dies kann, wenn man objektiv die Sache nimmt, ihnen keiner verübeln.

Sie sind ihrer Charakterveranlagung nach allem gegenüber zurückhaltend. Und daß sie gerade mit dem Element, welches das KZ bevölkerte, mehr Umgang zu pflegen, als es unbedingt nötig war, sich nicht bemühten, ist weiter nicht auffällig. Sie hatten kein Interesse, Kameradschaft nur deshalb zu üben, weil sie etwas hatten und ausgenutzt werden konnten. Vor Weihnachten 1944 tauchten im Lager Gerüchte auf, die Norweger und Dänen sollen bald fortkommen. Es sei eine Vereinbarung zwischen dem Reich und den betreffenden Ländern getroffen, daß sie als Zivilinternierte nach Schweden gebracht werden sollten. Aber erst im März war es endlich so weit, daß mit ihrem Abtransport in Omnibussen des Schwedischen Roten Kreuzes begonnen wurde. Soweit wir erfahren haben, kamen sie zunächst in ein besonderes Lager nach Neuengammen bei Hamburg. Nach Durchschreiten des Tores mit seinem „Arbeit macht frei!" waren sie dem Rachen der SS entronnen.

Von andern Nationen waren Holländer, Italiener und im Winter 1944/45 auch die Ungarn zahlreicher vertreten. Die ersten Belgier waren schon 1941 in Sachsenhausen eingetroffen. Spanier, Slowenen, Griechen, Rumänen und andre waren in geringerer Zahl da, sind nicht besonders aufgefallen.

Ein Kapitel für sich waren die Kroaten, von denen auch an die Hundert mit der Zeit die Mauern von Sachsenhausen von innen sich anzusehen die Ehre hatten. Die wenigsten von ihnen sind direkt ins KZ geraten, die meisten auf einen Umweg, über die SS.

Als Kroatien unter ihrem Poglavnik „selbständiger" Staat und Bundesgenosse Hitlers geworden war, wollte auch Himmler sein Teil haben. Da rief er auf zu freiwilligem Eintritt in die SS. Und tatsächlich, die Kroaten folgten in nicht unbeträchtlichen Scharen diesem „Himmlischen" Ruf, meldeten sich zur SS. So sind Hunderte von Kroaten auch zum SS-Totenkopf-Wachbataillon gekommen, haben da ganz eigenartige SS-Gestalten abgegeben. So mancher SS-Kroate hat den Kolben seiner Knarre an den Rippen von KZ-Häftlingen ausprobiert. Sie konnten

sich nicht in deutscher Sprache verständigen. Aber solche Lieblingsausdrücke wie Drecksack, Schweinehund, verdammte Mistsau und andere hatten sie sich angeeignet und gebrauchten mit Vorliebe. So mancher Kroate hat sich das SS-Leben anders vorgestellt und ausgemalt, als ihm nachher die rauhe Wirklichkeit zum Bewußtsein brachte.

Mit einemall tauchten bei uns dunkelgesichtige Häftlinge mit einem K auf. Nanu, was sind das für „Kumpels"? Verständigen kann man sich mit ihnen weder deutsch, noch französisch, noch englisch, noch russisch, noch polnisch, noch spanisch, noch jiddisch. Endlich kommen wir dahinter, daß es die Getreuen ihres Poglavnik sind, Kroaten, die in die SS eingetreten und in der Standarte in Sachsenhausen als SS-Männer eingepuppt waren. Soweit in Ordnung. Da kam aber das unerwartete, das dicke Ende nach — die Behandlung von den deutschen SS-Kameraden und SS-Unterführern und Führern. Die neugebackenen SS-Männer hatten geglaubt, in der Garde der Auserwählten für sich das notwendige Verständnis zu finden. Aber weit gefehlt. Die schlechtere und schwierigere Arbeit wälzte der deutsche Kamerad auf den Bundesgenossen ab. Und da sie deutsche SS-Zackigkeit nicht gewohnt, ihre Bewegungen zu langsam, ihre Haltung zu lasch waren, dazu der lange Kroatenschnurrbart und der ausländische Mensch überhaupt, sind sie bald aufgefallen. Es gab Strafexerzieren, Arrest und manches Schmeichelwort, daran das SS-Lexikon besonders reichhaltig war. Auf der andern Seite — der Kroate ist nicht an Kadavergehorsam gewohnt, der freie Sohn seiner heimatlichen Berge. Er will frei sein, wie die Väter waren. Und nun diese Einengung, diese Erniedrigung! Er tat den Mund auf, fing an zu murren, und ehe er sich versah, schon wurde ihm die SS-Uniform ausgezogen, ehe ihm sein Gemurmel selbst eigentlich zum Bewußtsein gekommen war, und er marschiert durch das „Arbeit macht frei!" hinein ins KZ, wird gewöhnlicher KZ-Häftling, der grauen Masse einverleibt. Es vergehen nur paar Wochen, ein Muselmann wankt daher, aber ohne Schnurrbart, der umherhüstelt und

nach Kartoffelschalen und schmutzigen Zigarettenkippen Ausschau hält. Noch einige Wochen — die in Rauch verwandelten Überreste des ehemals so stolzen Sohnes der Berge schweben zum Schornstein des Krematoriums hinaus. Ihre Sterbeziffer ist prozentual recht hoch gewesen. Auffallenderweise sind die meisten an Lungentuberkulose gestorben.

Ende 1942 wurde eine Anzahl Luxemburger in Sachsenhausen eingeliefert, durchweg ehemalige luxemburgische Polizisten, die man nach Deutschland verschleppt, auf einer Polizeischule ausgebildet hatte und auf dem Balkan gegen Partisanen einsetzen wollte. Viele haben sich geweigert, Hitler den Eid zu leisten, auch denn, wenn sie in Deutschland im Dienst belassen werden. Darum wurden sie ins KZ gesteckt, zuerst in ein Arbeitslager, später nach Sachsenhausen gebracht.

Im Winter 1944/45 hat man unter den verschiedensten Vorspiegelungen auf die Luxemburger wieder einzuwirken versucht. Sie verweigerten aber auch da den Eid. Als Zureden und Drohungen nichts halfen, wurden in der Nacht zum 12. Januar 1945 19 Luxemburger aus dem Schlaf geholt und fortgebracht. Ihr Schicksal war uns klar; denn nach einigen Tagen hieß es in der Lagerveränderungsmeldung: 19 Luxemburger von der Lagerstärke abgesetzt, d.h. Krematorium. . .

Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältnis zwischen den Ausländern und Deutschen. Ich möchte noch einmal betonen, daß dies Buch nur ein objektiver Tatsachenbericht sein soll, die ungeschmückte Wahrheit wiedergeben will, ohne den Einen zu lobhudeln, den Andern herabzuwürdigen. Wenn man vier Jahre, unter den verschiedensten Bedingungen, im KZ zugebracht und Einblick in das System, in das Innen- und Zusammenleben des Lagers gewonnen hat, konnte man sich schon ein genaues Bild von dem machen, wie es da ausgeschaut hat, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich, in den verschiedensten Zusammenhängen.

Zum bessern Verständnis muß noch dies vorausgeschickt werden: Der deutsche Mensch ist wegen der Über-

heblichkeit in seinem Auftreten im Ausland nicht beliebt. Er macht den Fehler, daß er alles nur von s e i n e m Standpunkt aus betrachtet, und betrachtet haben will. Er glaubt, daß auch dort alles so anszusehen und zuzugehen hat, wie bei ihm zu Hause, daß der Ausländer seine Manieren haben müsse usw. Um das Verhältnis zwischen den Ausländern und den Deutschen besser zu verstehen, ist nötig, dies hervorzuheben.

So war es auch im KZ. Die Deutschen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sahen auf die ausländischen Mithäftlinge sehr oft von oben herab. Man hörte nicht selten:

„Natürlich wieder die Ukrainer!"

„Ja, ihr Franzosen, so mußtet ihr natürlich den Krieg verlieren!"

„Ihr geizigen Holländer!"

„Ihr schlappen Norweger!"

Immer und immer wieder hörte man irgendeine Bemerkung, die den Ausländer als etwas Nichtgleichrangiges hinstellte. Die Vorarbeiter und Blockältesten schalten dabei von vornherein aus. Hier wird nur vom gewöhnlichen Häftling gesprochen, von ihrem Zusammenleben allgemein. Es ist wiederum auf der andern Seite klar, daß jede Aktion eine Gegenaktion hervorruft. Der Ausländer blieb die Antwort nicht schuldig. Man kann leicht zu der Annahme neigen, daß das gemeinsame schwere Schicksal alle Häftlinge ohne Ausnahme, ohne nationalen Unterschied, einen und zusammenschweißen müßte zu gemeinsamem Denken und Tun. Dem war es aber nicht so.

Den Anfang gab die SS selbst. Sie gab auf der einen Seite dem Deutschen zu verstehen, daß es Ausländer sind, ihm also nicht ebenbürtig. Andrerseits aber verlangte sie hier und dort das Einstellen dieses oder jenes Ausländers in eine bessere oder bedeutendere Position, um dadurch den Neid der Deutschen zu wecken. So spielten sie die Häftlinge auch in nationaler Hinsicht gegeneinander aus, schürten das Feuer auf beiden Seiten. Die

Häftlinge sollten dahin kommen, daß sie gegenseitig sich fertigmachten.

Eine solche Handlungsweise war manchem sogar erwünscht. Der falsche Eigenstolz erhielt neue Nahrung und suchte nach Betätigung. Man hat so oft von gewissen Elementen diese Ansicht gehört: „Hier haben noch die Deutschen zu bestimmen, nicht die Ukrainer, Polen oder Franzosen!" So bekam der nationale Antigonismus neuen Auftrieb. Wie du in den Wald hineinrufst, so schallt es auch heraus. Auf der einen Seite wurde die Losung hingeworfen: Ihr seid Ausländer! Diese wiederum erwiderten: Seht euch vor! Und gerade dies „Seht euch vor!" wurde, je länger, immer unerträglicher.

Jeder Druck erzeugt Gegendruck. Auch hier. Den Ausländern wurde zu verstehen gegeben, daß sie nur Ausländer seien. Die ausländischen Häftlinge waren ihrerseits bestrebt, gewisse Positionen zu erlangen, um dann in ihrer Weise heimzuzahlen. Besonders den Tschechen und Polen war es mit der Zeit gelungen, verschiedene wichtige Positionen zu besetzen. Waren sie erst so weit, dann haben sie alles getan, um die da noch arbeitenden Deutschen zu verdrängen und ihre eigenen Landsleute hineinzubringen. Hatten sie das erreicht, wurde diese Stellung von ihnen beherrscht, dann haben sie die Deutschen und andern entsprechend behandelt. Ein Pole konnte von seinem polnische Kameraden alles bekommen, was er brauchte; ein Nichtpole durfte sich aber nicht sehen lassen.

Auf die von der SS ausgesetzte Masche sind die Häftlinge in ihrer Kurzsichtigkeit oft hereingefallen, in der ständigen Furcht für ihr Leben. Die SS spielte die einzelnen Nationen gegeneinander aus, und viele haben sich als blindes Werkzeug dazu gebrauchen lassen, ohne zu bedenken, daß sie sich selbst ihre Fallgrube graben, aus der es kein Heraus mehr geben sollte. Um kurz zu sagen: die nationalen Gegensätze waren groß. Sie wurden von der SS hervorgerufen und vertieft, durch eigene Schuld der Häftlinge verschärft. Einen großen Teil der Schuld daran trägt der Konzentrationär selbst, weil er in seiner nationalen Überheblichkeit nicht verstanden

hat, sich der Absicht seiner Henker, der SS, entgegenzusetzen, daß er auch im KZ von seiner Untugend sich nicht freimachen konnte.

Der Mord an SU-Kriegsgefangenen

Im Spätjahr 1941 kamen plötzlich die ersten Sowjet-Kriegsgefangenentransporte nach Sachsenhausen. Der erste war 2 000 Mann, dann kamen 3 000, dann wieder über 2 000, und so ging es fort. Die genaue Zahl kann nicht angegeben werden, sind aber weit über 15 000 insgesamt gewesen. Meist sind sie abends oder nachts gekommen. Wenn ein Transport vom Bahnhof Oranienburg unterwegs nach Sachsenhausen war, wurde der Appellplatz abgesperrt; niemand durfte ihn betreten. Auch der Verkehr zwischen dem sogenannten kleinen und großen Lager war für die Zeit verboten. Dann ergoß sich die braune Masse durchs Tor auf den Appellplatz. Ich will eine eingehende Schilderung dieser Jammergestalten ersparen. Bei klirrendem Frost kamen viele mit einer Bluse an, ohne Hemd, ohne Unterhosen; auf knirschendem Schnee gingen viele ohne Strümpfe und Fußlappen, mancher ohne Schuhe, die Füße nur mit Lumpen umwickelt. Alle in schrecklichster Verfassung, müde zum Umfallen.

Auf dem Appellplatz wurde noch einmal durchgezählt. Und dann ging es in die für die Kriegsgefangenen geräumten Baracken, die vom übrigen Lager durch Zäune und Posten mit scharfgeladenem Gewehr abgesperrt waren. Über dem Tor zu diesen Blöcken stand schon am nächsten Tage „Kriegsgefangenen-Arbeitslager".

Die Unterbringung in den Baracken war die denkbar schlechteste. Trotz der Kälte, die wochenlang mit 18—20 Grad anhielt, hatten die Blöcke keinen Ofen, alle waren restlos entfernt. Bänke, Tische und Bettstellen gab es auch nicht, auch keine Strohsäcke. Die Gefangenen mußten auf dem kalten Boden liegen, ohne sich irgendwie bedecken zu können.

Der erste Transport bekam die ersten drei Tage nichts

zu essen, weder Kaffee noch ein Stückchen Brot. Sie waren schon durch den Transport entkräftet, hinzu kam das Hungern im Lager. Nur kaltes Wasser stand zur Verfügung. Infolge Entkräftung und der erlittenen Frostschaden lag schon am Morgen nach der Ankunft ein Berg Leichen vor dem Tor mit der Aufschrift: „Kriegsgefangenen-Arbeitslager". 40 Häftlinge wurden kommandiert, die steifgefrorenen Leichen nach dem Leichenkeller zu schaffen. So ging es Morgen für Morgen, jedesmal der Berg größer. Bei manchen Leichen waren Stücke aus dem Gesäß oder einer andern Stelle herausgerissen. Die Hungernden hatten aus Not sich daran vergriffen. Und dazu das unmenschliche Geheul der vom Hunger Gepeinigten. Manche haben den Verstand verloren, wurden von den Posten niedergeknallt oder von den Blockführern totgeschlagen.

Am dritten Morgen wurde Kaffee und Brot gebracht. Da kann man sich den Tumult vorstellen. Die Blöcke sollen einzeln heraustreten und sich aufstellen. Die vor Hunger entzündeten Augen schauen gierig auf das aufgeschichtete Brot. Manche können sich nicht mehr beherrschen, stürzen sich auf das Brot. Doch das ist schon auf der andern Seite vorgesehen. Einige Schüsse aus Maschinenpistolen, und einige wälzen sich am Boden. Die andern werden mit Stockschlägen und Peitschenhieben zurückgetrieben. Dieses Wirrwarr verzögert die Verteilung. Neues Vorstürmen der Hungrigen. Wieder kurzes Geratter, wieder liegen welche in ihrem Blut. Stockhiebe, Aufheulen der Getroffenen und das Geschrei der Angeschossenen, die noch nicht mit dem Gnadenschuß erledigt werden, erfüllt die Luft. Da es Morgen ist, kreisen dichte Scharen von Krähen und Raben über dem Lager. Im Osten sendet die aufgehende Sonne ihre Morgenstrahlen auf Sachsenhausen — ein Bild, das man nicht so leicht vergessen wird.

Nach viel Geschrei und Getobe haben die Gefangenen einen Schluck Kaffee und eine Scheibe trockenes Brot bekommen. Der Hunger ist nicht gestillt, im Gegenteil, das Verlangen nach Nahrung ist größer geworden. Es

gibt aber nichts weiter. „Hinein in den Block!" ruft der Blockführer. Der Dolmetscher übersetzt ins Russische. Die braunen Gestalten zögern, vielleicht gibt es doch noch etwas. Da stürzen ein paar SS-Bestie herbei und lassen ihre Peitschen auf die Köpfe niedersausen. Schüsse fallen, Schreckschüsse. Alles drängelt sich in den schützenden Block. Großes Geschiebe an der Tür, der Eingang verstopft. Und wieder gibt es willkommene Gelegenheit, die Stöcke auf die Eingekeilten niedersausen zu lassen. Dazu noch einige Schreckschüsse. Es ist wie im Tollhaus. Und die SS halten sich den Bauch vor Lachen.

Mittags werden einige Kessel mit Suppe gebracht. Was ist das aber für so viele, bei diesem Hunger! Dieselben Szenen, wie morgens bei der Brotverteilung. Weil die Überhungrigen die Reihe nicht einhalten und erwarten können, bis sie an die Reihe kommen, wird das Gedränge und Geschiebe noch größer, und da geht es auch schärfer zu. Wer zu schwach ist, sich den Nachdrängenden entgegenzustemmen und aus der Reihe gedrängt wird, wird mit Stockschlägen in den Block getrieben, bleibt ohne Essen. Vielen ergeht es so. Natürlich geschieht dies auch in einer bestimmten Absicht.

Gegen Abend ist der Appellplatz wieder abgesperrt. Sollte ein neuer Transport unterwegs sein? Aber wo sollen diese untergebracht werden? Es stehen nur diese vier Blöcke zur Verfügung. Andre sind nicht für den Zweck vorbereitet. Oder werden die Gefangenen noch mehr zussammengefercht?

Da kommet ein Lastwagen mit einem schwarzen Bretteroberbau. Was soll das bedeuten? Der Wagen fährt in das Kriegsgefangenenlager hinein. Dort hört man wieder schreien, Stockschläge, auch einige Schüsse. Nach etwa fünf Minuten saust der Wagen in scharfer Fahrt über den Apellplatz und zum Tor hinaus. Er rattert nach rechts ab. Zum Industriehof? Was soll er da? Zehn Minuten sind nicht vergangen, der Posten reißt das Tor auf, der schwarze Wagen kommt hereingerast und wieder hinein in das Gefangenenlager. Nach einigen Minuten wieder heraus. So pendelt er stundenlang hin und her.

„Seht ihr, wie das Krematorium qualmt?"

„Ja, ist es ein Wunder! Jeden Morgen werden soviel Leichen aus dem Kriegsgefangenenlager nach dem Leichenkeller geschafft. Dazu die Toten aus dem Lager selbst. Da muß das Krematorium qualmen!"

„Na Junge, ich glaube, daß die SS die Kriegsgefangenen dort hinten auf dem Industriehof umlegt."

„Quatsch! Wozu wird man diese Tausende aus dem weiten Rußland bis hierher schleppen, die Eisenbahn damit belasten, um sie ausgerechnet in Sachsenhausen umzulegen? Mensch, du spinnst!"

„Na, wirst sehen, daß ich rechthabe."

Und der „Spinner" hat recht behalten. Leider! Wie raffiniert das Ganze angelegt war: Am Nachmittag kam der Rapportführer mit dem Dolmetscher zu den Kriegsgefangenen und ließ übersetzen: „Ihr sollt als Landarbeiter zu Bauern hinauskommen. Da habt ihr Arbeit und werdet verpflegt, wie alle Landarbeiter. Wer mitwill, tritt vor!" Das Ergebnis dieser satanischen Vorspiegelung ist klar, niemand wollte zurückbleiben, auch diejenigen nicht, die sich vor Schwäche kaum noch auf den Beinen halten konnten. Da kam schon das schwarze Auto, und die ersten 50 stiegen ein. Und ab ging es mit ihnen, zum Tor hinaus, als „Landarbeiter" in die Mordhalle der SS.

Beim Krematorium war ein Raum eingerichtet, in die die Armen durch bessoffene SS-Unterführer erledigt wurden. Bis eine neue Serie kam, mußten diese erledigt und fortgeschafft sein. Das Niederknallen besorgten die SS, das Wegschaffen die im Krematorium beschäftigten Häftlinge, die bei Folter und Todesstrafe nichts darüber erzählen durften, was da vor sich ging.

So wurde in zwei Tagen Raum für einen neuen Todestransport geschaffen. Und so ging es den ganzen Winter zu: Transport, Geschrei, Schläge in den abgesperrten Baracken, Absperrung des Appellplatzes und der schwarze Wagen hin und her. Um die Häftlinge nicht in zu große Aufregung zu versetzen, wurde später das Abfahren nach dem Industriehof nur nachts vorgenommen.

Am Krematorium selbst haben sich die schaurigsten Szenen abgespielt. Verschiedene merkten, daß da etwas nicht stimme, wollten den Wagen nicht mehr verlassen. Mit der Pistole mußten sie hinausgetrieben werden.

Nach einem solchen Mordtage lag ein ganzer Berg von Leichen im Leichenaufbewahrungsraum. Den einen hatte ein Blockführer sicherlich nicht recht getroffen. Nachts kommt er zu sich, tastet umher, fühlt die Leichen, arbeitet sich mühevoll aus dem Haufen heraus und läßt sich durchs Fenster hinausfallen. Er findet einen Schlupfwinkel und schleppt sich dahin. Der Morgen kommt. Das Kommando des Krematoriums rückt an, beginnt seine grausige Arbeit. Der SS-Scharführer, Leiter des Krematoriums, zählt jedesmal die zum Verbrennen bestimmte Partie ab. Er stockt — sollte er sich verzählt haben? Das ist aber nicht recht möglich. Er hat doch jedesmal sein Zeichen gemacht, wenn einer von dem Haufen fortgenommen wurde. Überzählt noch einmal, was noch nicht verbrannt ist; fragt den Vorarbeiter, wieviel schon verbrannt seien. Stimmt alles — und doch fehlt einer! Er ruft die Lagerführung an, wieviel gestern abend erschossen sind. Nichts zu machen — einer fehlt. Wie ist das möglich? Überlegt hin und her — auf unerklärliche Weise muß er von dem Haufen weggekommen sein. Aber wie? Und wohin? Das Kommando soll sofort seine Tätigkeit unterbrechen, soll alles genau durchsuchen. Und der „Auferstandene" wird in seinem Versteck, unter einer Kiste, aufgestöbert. „Du Schweinehund, du mistiger Bolschewik, du bist noch nicht kaputt?" Der Scharführer greift zum Spaten und spaltet ihm den Schädel. Nun stimmt die Zahl, die Verbrennung kann weitergehen...

Ein andres Bild. Himmelfahrtstag. Nachmittags, ein sonniger Tag. Am Tor, vor der Blockführerstube, stehen zwei junge Kriegsgefangene. Niemand weiß, warum sie dort stehen. Die möglichsten und unmöglichsten Vermutungen werden laut. Sie stehen dort schon seit dem Mittagsappell. Kein Häftling wagt sich hin. Wir wandeln umher, werfen ab und zu einen Blick dorthin. Was hat man mit ihnen vor? — Plötzlich ein Pistolenschuß. Wir

schauen hin — einer liegt schon am Boden. Am Fenster der Blockführerstube steht der SS-Unterscharführer Schubert, einer der ärgsten Menschenschinder und vielfacher Mörder; der andre Gefangene beugt sich zum Liegenden hinab, wahrscheinlich will er ihm aufhelfen. Da streckt Schubert den Arm aus — paff! der sackt auch zusammen. Am Himmelfahrtstag hat diese Bestie in paar Minuten zwei neue Morde auf sein nachtschwarzes Gewissen genommen. Es ist ihm ein Vergnügen, zwei junge Menschenleben in einer so infamen Weise auszulöschen.

So ging das Morden dieser Kriegsgefangenen durch den ganzen Winter. Weit über 10 000 sind im Konzentrationslager Sachsenhausen umgebracht. Niemand weiß, wofür und wozu. Die SS streute das Gerücht aus, es waren Politruks, darum hätte man sie erschossen. Dann hatte man sie aber gar nicht nach Sachsenhausen zu schleppen brauchen. Die russischen Wälder sind groß und verschwiegen. Wie oft hat die SS dort in Massen gemordet. Wieviel Leichen mordern dort heute noch, die in diesen weitläufigen Wäldern bisher unentdeckt geblieben. Da hätten dies Zehntausend auch noch erledigt werden können. Und es ist ein Geheimnis geblieben, warum sie nach Sachsenhausen geschleppt und da ermordet sind.

Daß diese Hingemordeten nicht deswegen erschossen sind, daß sie Politruks gewesen sind, geht aus ihren Sterbepapieren hervor. Unter den Erschossenen sind Arbeiter, Studenten, Angestellte, Kolchosbauern, Traktorführer u.a. gewesen. Da sind auch Angaben darüber gewesen, welchen Dienstgrad der Betreffende hatte, welche Stellung er einnahm. Wer tatsächlich ein Politruk war, ist als solcher bezeichnet. Unter diesen Tausenden hat es nur wenige Politruks gegeben. Also muß ein andrer Grund zu dem Morden vorgelegen haben. Nur welcher?

Soweit wir KZler die SS-Moral und ihre Bestialität kennengelernt haben, finden wir nur einen Grund: Befriedigung der Mordlust der in der Heimat sich herumdrückenden, die zu feige waren, an die Front zu gehen, in betrunkenem Zustand aber mit Wollust ihre Mordgier befriedigten.

Was wurde als Todesursache bei diesen Hingemordeten angegeben? Nichts einfacher als das! Da stand meistens: Versagen des Herzens, Kreislaufschwäche, allgemeine Erschöpfung, oft Lungenentzündung, verschiedentlich auch Lungentuberkulose.

Als diese Tausende liquidiert waren, hörte man damit auf. Von den Übriggebliebenen wurden Tausende zu Häftlingen des Konzentrationslagers erklärt, andere als AZA (ausländische Zivilarbeiter), die sich aber im Konzentrationslager befinden. Und 800 wurden weiterhin als Kriegsgefangene belassen, bis im Februar 1945 auch der Rest von 85 Kriegsgefangenen umgelegt wurde. Offiziell hieß es — auf Transport verstorben.

Verkehr mit den Angehörigen

Wann das Leben im KZ sich auch in einer viel schlimmeren Form abgespielt hat als in einem Zuchthaus, wenn die Konzentrationshäftlinge auch zur Vernichtung bestimmt waren, so war trotzdem die SS bestrebt dem Konzentrationslager nach außen hin einen anderen Anstrich zu geben. Taten so, als ob die Häftlinge wirklich nur Schutzhäftlinge und was man allgemein darunter versteht waren. Darum durften die Gefangenen mit ihren Angehörigen brieflich in Verbindung bleiben.

Der Neueingelieferte durfte schon am nächsten Sonntag auf einer Karte den Angehörigen seine Ankunft und Adresse mitteilen. Auch durfte er darauf hinweisen, daß er Geldsendungen empfangen könne. Im übrigen durfte jeder monatlich zweimal einen 15 Zeilen langen Kartenbrief abschicken.

Die dazu verwendete Briefform hatte folgenden vorgedruckten Auszug aus den Lagerbestimmungen:

> Jeder Häftling darf im Monat 2 Briefe oder Postkarten empfangen und absenden. Eingehende Briefe dürfen nicht mehr als 4 Seiten à 15 Zeilen enthalten und müssen übersichtlich und gut lesbar sein. Geldsendungen sind nur durch Postanweisung zulässig, deren Abschnitt nur Vor-, Zuname, Geburtstag, Häftlingsnummer trägt, jedoch keinerlei Mitteilungen. Geld, Fotos und Bildereinlagen in Briefen sind verboten. Die Annahme von Postsendungen, die den gestellten Anforderungen nicht entsprechen, wird verweigert. Unübersichtliche, schlecht lesbare Briefe werden vernichtet. Im Lager kann alles gekauft werden. Nationalsozialistische Zeitungen sind zugelassen, müssen aber vom Häftling selbst im Konzentrationslager bestellt werden.
>
> Der Lagerkommandant.

Die Juden durften keine Briefe schreiben; die Bibelforscher anfangs auch nicht, später monatlich eine Karte von 5 Zeilen. Die Russen und Ukrainer hatten auch einen ganz beschränkten Briefverkehr. Die Tschechen und Norweger allein hatten das Recht, zweimal im Monat einen Brief von je 4 Seiten zu schreiben.

Äußerlich gesehen machte es den Anschein, als ob der schriftliche Verkehr mit den Angehörigen weitgehend war. Aber die Wirklichkeit hatte ein anderes Gesicht. Nicht auf die äußere Form kommt es doch an, sondern auf den Inhalt; darauf, was in dem Brief stehen durfte. Daß der Häftling von seinen Angehörigen Geld empfangen konnte, durfte er nur einmal, als Zugang, schreiben. Später durfte nichts mehr über Geld erwähnt werden. Manche wollten ihre Angehörigen in der Weise aufmerksam machen, indem sie sich für die „letzte Geldsendung" bedankten, wenn sie Geld brauchten. Ein solcher Brief wurde dem Briefschreiber zurückgegeben. Beschäftigung und Befinden durfte man mit keinem Wort erwähnen — der Brief ging nicht ab. Man durfte auch nur schreiben, daß man sich der besten Gesundheit erfreute, obgleich man vielleicht schon Muselmann war, oder Anwärter auf die Himmelfahrt zum Kamin hinaus. Hatte man ein altes Leiden und schrieb etwa, daß das Leiden sich gebessert oder verschlechtert habe, der Brief kam zurück. Im KZ galt man der Außenwelt gegenüber als

vollkommen gesunder Mensch und war niemals krank. Wenn die Angehörigen sich über von früher her bekannte Leiden, mit denen unter Umständen eine Lebensgefahr verbunden sein konnte, erkundigten, mußte man sie im ungewissen lassen, wenn man nicht eine Form finden konnte sich verständlich zu machen. Was man in seinem Brief sagen wollte, mußte man dann chiffrieren. Aber auch da lief man Gefahr, daß der Zensor, der seine Arbeit genau nahm, sich an der Chiffre stieß, weil sie ihm unverständlich war. War eine Redewendung doppelsinnig, so ging der Brief nicht durch. Bekam man aber seinen Brief zurück, so durfte man den nächsten erst in zwei Wochen schreiben: jener Brief war eben verfallen.

Gewöhnlich wurden die Briefe am Dienstag durch die Blockältesten der Poststelle übergeben und auf deiner Postkarte in der Häftlingskartei als geschrieben vermerkt. Dann gingen sie zur Zensur, und gegen Ende der Woche wurden sie der Post zur Weiterbeförderung zugestellt. Ins Lager eintreffende Briefe wurden zensiert, vom Umschlag die Marken herausgeschnitten, um Geheimnachrichten auf der Rückseite der Marken zu verhindern, der Poststelle zum Vermerken auf der Häftlingskarte übergeben und am nächsten Sonnabend oder Sonntag durch den Blockältesten ausgehändigt. Enthielt der eingegangene Brief Unzulässiges, wurde die betreffende Stelle entweder ganz unleserlich gemacht oder mit der Schere herausgeschnitten. War der ganze Brief unzulässig, bekam der Häftling nur den leeren Umschlag mit dem Stempelaufdruck: Der Brief entsprach nicht der Lagerordnung.

Es kam auch vor, sogar oft, eine Absicht schien darin zu stecken, daß auf der Postkarte des Häftlings irrtümlicherweise ein abgegangener oder empfangener Brief abgezeichnet war, den er überhaupt nicht geschrieben oder empfangen hat. Eine Reklamation war zwecklos, die Kartei war maßgebend.

Wer in seinem Lagerbrief geschäftliche Angelegenheiten erwähnte, die ihn draußen noch angingen, bekam ebenfalls seinen Brief zurück, mit dem Hinweis, daß er dies in einem Rapportbrief erledigen soll. Die sogenannten

Rapportbriefe durften wiederum keine Fragen rein privater Art behandeln. Schriebst du in einem solchen Brief vielleicht „Ich bin gesund" oder ähnliches, was deine Person betraf, wurde der Rapportbrief mit einer Rüge zurückgegeben. Um einen Rapportbrief schreiben zu dürfen, mußtest du erst auf besonderem Vordruck ein Rapportgesuch an den Lagerführer richten. Darin mußten Adresse und der kurze Inhalt des gedachten Briefes angegeben werden. Erst nachdem das Gesuch genehmigt war, durftest schreiben. Hierfür gab es keinen Vordruck. Der Rapportbrief wurde auf gewöhnlichem Papier geschrieben und in einen gewöhnlichen Umschlag gesteckt. Als Absender wurde nur angegeben: Vor- und Zunahme, Oranienburg bei Berlin. Keine nähere Bezeichnung des Lagers o.ä.

Bei den Lagerbriefen galt diese Form für den Absender:

Schutzhäftling NN., geboren am ...
Nr. ..., Block ...
Konzentrationslager Sachsenhausen
Oranienburg bei Berlin

Da durftest du weder dein Geburtsdatum, noch deine Nummer oder den Block vergessen — den Brief hattest du zurückbekommen. Das gab es nicht, daß jemend auf der Poststelle sich die geringe Mühe gemacht und an Hand der Kartei das Fehlende hinzugeschrieben hätte. Diese kleine Vergeßlichkeit hat dich um einen Brief an deine Angehörigen gebracht.

Seit 1943 waren Feldpostbriefe an Heeresangehörige in unbeschränktem Umfang gestattet. Diese wurden auch nicht in der Postkartei vermerkt. Sie wurden nur zensiert. Der Umschlag durfte nicht darauf hindeuten, daß der Brief aus einem Konzentrationslager stammt. Auch im Feldpostbrief durfte man nichts über seine Person berichten.

Nun kam es vor, daß mehrere Briefe hintereinander aus irgendeinem Grunde die Angehörigen nicht erreichten, oder der Häftling hatte von sich aus nicht geschrie-

ben, da haben die Angehörigen bei der Lagerführung angefragt, warum der Verhaftete nicht mehr schreibe. Der Betreffende wurde zur Politischen Abteilung gerufen. Dort wurde ihm aufgegeben, am nächsten Schreibtag an die Angehörigen zu schreiben. Wer es nicht tat, mußte mit einer Bestrafung rechnen. Fragten die Angehörigen, ob man gesund sei, so mußte geschrieben werden; ich bin gesund und wenn man schon mit dem Tode gerungen hätte.

Es ist manchmal vorgekommen, daß einige Tage darauf, nachdem die Angehörigen einen Brief bekommen hatten, sie könnten über seinen Gesundheitszustand beruhigt sein, er sei gesund, sie von der Kommandantur die Todesnachricht erhielten, daß er an Lungentuberkulose oder einer andern Krankheit verstorben ist.

Die Angehörigen durften Geld in unbeschränkter Höhe schicken. Dies kam auf die Häftlingskasse und wurde dem Empfänger gutgeschrieben. Von Zeit zu Zeit gab es Geldauszahlungen in geringen Summen, meist 15—30 RM, selten mehr. Diese Auszahlungen fanden früher alle 14 Tage statt, dann monatlich einmal, später nur in unregelmäßigen Zeitabständen. Anfänglich bekamen die Häftlinge bares Geld in die Hände, später aber nur eine Gutschrift vom Konto der Häftlingskasse auf das Konto der Häftlingskantine. Die Häftlingskasse hatte sehr viel Häftlingsgeld zur Verfügung; denn es lagen da Hunderttausende von Mark, die die SS für ihre Zwecke verwenden konnte, für ihren Kantineneinkauf usw.

Ab Weihnachten 1942 durften alle Häftlinge Lebensmittelpakete empfangen, ausgenommen diejenigen, die Schreibverbot und Paketsperre hatten. Daß nicht alle Pakete ihren Empfänger erreicht haben, braucht nicht betont zu werden. Die sogenannten Totenpakete, d.h. Pakete von Verstorbenen, wurden nur in seltenen Fällen an diejenigen aufgeteilt, die keine Pakete erhielten, meist haben sich Blockältester und Stubendienst mit dem Blockschreiber darin geteilt. Besonders Festpakete gingen viel verloren.

Ein Häftling hatte einmal von seiner Schwester zu Weihnachten drei Pakete geschickt bekommen. Diese waren auf der Paketstelle des Lagers eingegangen und der Blockälteste hatte ihm auch das Quittungsbuch für empfangene Pakete zur Unterschrift vorgelegt. Er mußte den Empfang quittieren, hat aber keins der drei Pakete ausgehändigt erhalten. Da bot er dem Blockältesten ein Paket an, man möge ihm doch die beiden anderen geben. Dann verzichtete er sogar auf zwei, wenn man ihm nur das eine gäbe, alles umsonst. Der Blockälteste gab ausweichende Antwort, die SS hatte die Pakete nicht ausgeliefert u.a. Nach einiger Zeit hat der Betrogene einwandfrei festgestellt, daß der Blockälteste selbst diese Pakete behalten hatte. Das geschah nicht nur dem einen, sondern verschiedene Häftlinge auf demselben Block haben ähnliches erleben müssen.

Auf seine Bemerkung, er werde sich deswegen auf der Lagerschreibstube beschweren, daß seine Pakete ihm vorenthalten werden, sprang der Blockälteste auf ihn zu, drohte mit unangenehmen Folgen.

Weil man in solchen Fällen nirgends einen Rückhalt fand, mußte man auf seine Weihnachtspakete verzichten.

Es ist oft vorgekommen, daß Pakete, die Fett, Speck und ähnliche rare Artikel enthielten, den Adressaten nicht erreichten. Sie waren vom Paketamt Oranienburg dem KL ausgeliefert worden, hatten aber die Paketstelle des Lagers nicht erreicht, waren also an den Klauen der SS hängengeblieben. Die Angehörigen haben oft das Letzte sich vom Munde abgespart, um dem unglücklichen Vater oder Sohn, der schon jahrelang unschuldig im KZ festgehalten wurde, eine Freude zu bereiten. Und da wird der arme, entrechtete Häftling von der SS oder einem ausgefressenen Blockältesten auch um diese Freude gebracht. Darum haben verschiedene ihren Angehörigen geschrieben, sie sollten keine Pakete mehr schicken...

Verschiedentlich haben die Angehörigen bei der Lagerführung direkt oder über die Heimatbehörde angefragt, warum der Betreffende eingesperrt sei, wann mit seiner Entlassung gerechnet werden könne. Auf die Frage,

warum er eingesperrt sei, bekamen sie meist die stereotype Antwort: Die Kommandantur sieht keine Veranlassung, die Gründe mitzuteilen.

Gewissenloser waren diese Stellen, wenn sie gefragt wurden, wann mit einer Entlassung des Verhafteten gerechnet werden könnte. Es gibt eine Unzahl Fälle, wo ein Häftling plötzlich von seiner Frau, von der Mutter oder vom Vater im Brief gefragt wurde: „Warum hast du dich nicht gebessert? Du könntest schon frei sein, wenn du im Lager dich anders betragen würdest. Wir haben bei der Lagerführung angefragt, und sie hat uns das geschrieben." Natürlich war es reinster Schwindel, den die Lagerführung den Angehörigen aufgetischt hatte. Er war nie zu einer Anfrage gerufen worden. Niemand von der Lagerführung konnte ihn bei den Zehntausenden von Häftlingen kennen und beurteilen, ob er sich „gebessert" habe oder nicht. Aber den Angehörigen wurde in teuflischer Weise mitgeteilt: Der Häftling Soundso hat sich noch nicht gebessert, seine Haltung wurde eine Entlassung nicht rechtfertigen.

Bestimmungsgemäß sollte eigentlich jeder Häftling alle Vierteljahr zur Anfrage gerufen werden, d.h. man wurde zum Lagerführer oder Kommandanten gerufen, der sich die Akten angesehen hatte und den Gerufenen dann über dies und jenes befragte, was seinen Aufenthalt im Lager betraf. Daraufhin wurde der Heimatbehörde mitgeteilt, ob eine Entlassung schon in Frage käme. Einige sind zu einer solchen Anfrage auch verschiedentlich geholt, aber in ganz wenigen Fällen. Die Meisten sind aber nie zu einer Anfrage gerufen worden, obgleich sie schon 4,5 und 6 Jahre im KZ waren.

Kantineneinkauf

Der Kantineneinkauf war auch ein großangelegter Schwindel. Er hatte die finanzielle Ausbeutung der Häftlinge zum Ziel.

In der ersten Zeit des Konzentrationslagers Sachsenhausen, in den Jahren 1936—38, gab es in der Kantine noch allerlei zu kaufen, auch an Lebensmitteln. Man konnte Kaffee und Kuchen, Brot, Wurst, Käse usw. bekommen. Wer über genügend Geld verfügte, hat auf das Lageressen verzichtet, hat von dem gelebt, was die Kantine hergab.

Es klingt schön, und der Außenstehende wird sagen: Dann war es auch gar nicht so schlimm im KZ! Aber äußerer Schein trügt, auch hier. Wann hast du die Kantine betreten können? Nur in der arbeitsfreien Zeit. Und wann warst du frei von der Arbeit? Den ganzen Tag wurde angetrieben und im Laufschritt geschuftet. Kamst du ins Lager, war die Lust zum Essen vergangen. Oder du gingst noch zur Kantine, bestelltest dir etwas, es wird gerade vorgesetzt, da — die Glocke — — — Im Laufschritt hinaus und zum Appellplatz mit dem Stück Kuchen oder dem Schnitzel in der Hand. Dort lauern schon die Lagerbestien, die Blockführer, mit Stöcken und Fußtritten auf dich. Der Appetit ist dir bald vergangen, du kannst den Kantineneinkauf fortwerfen, du mußt ihn fortwerfen. Wehe, wenn du beim Kauen erwischt wirst, kannst dich auf eine Massage gefaßt machen.

Als der Krieg begann, ging auch der Kantineneinkauf schnell zurück. Im Sommer 1941 gab es nur noch ab und zu etwas Brot, Pumpernickel, einige Päckchen für einen Tisch von 15—20 Mann, paar Büchsen „Karo" (Syrup), Stiefelwichse, ab und zu ein Taschenmesser (das oft am nächsten Tage als gefährliche Stichwaffe wieder abgenommen wurde), Zigaretten und Tabak.

Mit den Rauchwaren war es eine eigene Sache. Es gab Monate, wo du Zigaretten haben konntest, natürlich zu gesalzenen Preisen, soviel du nur wolltest. Dann gab es wiederum Monate, wo man froh war, im Staub vor dem Block eine Kippe zu finden — das Kippensuchen wurde Mode. Die Zigaretten waren Beuteware aus der Tschechei und Jugoslawien, später aus Belgien und Polen, Marke „Biala". Die Preise standen im umgekehrten Verhältnis zur Qualität. 1942 zahlte man für eine Ziga-

rette, es gab keine andre, 4 Rpf. oder für das Hundert 3,75 RM, 1944 wurde uns für die Biala mit Mundstück 4 1/2 Rpf. abgeknöpft und für die „Rama", eine dünne Zigarette ohne Mundstück, sogar 8 Rpf. Das war für die SS ein einträgliches Geschäft. Die Zigaretten haben nichts gekostet, und millionenweise wurden sie zu hohen Preisen abgesetzt.

Den größten Ärger gab es zu den Feiertagen. Es ging schon wochenlang die Parole um: soundsoviel Millionen Zigaretten sind für die Feiertage bereitgestellt. Alles freute sich, da es schon wochenlang nichts mehr zu rauchen gegeben hatte, auch Kippen nicht mehr aufzutreiben waren (5 Mann haben an einer Kippe 'nen Zug getan!). Am Tage vor dem Fest sieht man wagenweise Zigarettenkisten nach der Standarten-Kantine fahren. Zu früh gefreut! Die für die Häftlinge bestimmten hat die SS bekommen! So ist es oft passiert. Dort wurden sie natürlich nicht zu 8 Rpf. das Stück verkauft. Da galten andre Preise, wie überhaupt alles in der Kantine der Kommandantur und Standarte zu viel niedrigeren Preisen abgegeben wurde.

Weil nicht alles Beuteware sein konnte, was die SS erhielt, sondern mitunter manches nur noch unter der Hand zu haben war, mußte der Einkauf entsprechend bezahlt werden. Da die SS-Kantine aber ihre Waren zu niedrigen Preisen abgab, hat sie sehr oft einen Ausfall gehabt, der wiederum durch die Einnahmen der Häftlingskantine mehr als genügend gedeckt war. So haben wir Häftlinge mit unserm Geld auch durch den Kantineneinkauf unsre Henker unterstützen müssen.

Im Laufe der Kriegsjahre stieg die Knappheit an Lebensmitteln. Brot gab es als Kantineneinkauf überhaupt nicht mehr. Ab und zu bekam man Tomatenmark, Salz, Quark, Kartoffelsalat, Sauerkraut und Bier (so hieß es auf den Fässern und Flaschen), letzteres meist aus dem Konzentrationslager Dachau. Alles herrliche Sachen, nicht wahr, lieber Leser!

Das Tomatenmark brauchte man als Brotaufstrich oder um der Wassersuppe einen andern Geschmack zu geben.

Salz gab es selten-es kann überall gebraucht werden. Salz und Brot macht Wangen rot, sagt doch ein Sprichwort, das wir in der Schule gelernt haben. Andrerseits mußte man mit dem Salz vorsichtig sein; denn es vermehrt den Durst, steigert das Verlangen nach Wasser. Nun hatten wir aber schon Wasser genug: morgens 1/2—3/4 Liter Kaffee oder Suppe, mittags 1 Liter Suppe (die bis 95% aus Wasser bestand) und abends 3/3 — 1 Liter Kaffee oder Tee (ein undefinierbarer Aufguß). Infolge Unterernährung und körperlicher Überanstrengung haben die meisten Wasser bekommen: geschwollene Beine, aufgedunsenes Gesicht. Darum immer die Mahnung: Vorsichtig mit Wasser!

Was die Kantine an Quark verkaufte, war alt, verschimmelt, hatte bittern Geschmack. Aber was sollte man machen! Man war hungrig, und alles, was der Magen irgendwie stopfen konnte, war willkommen. Man kaufte den krümeligen, halbeingetrockneten Quark, vermengte ihn mit etwas Wasser, tat die Marmeladenportion hinein, die man abends dreimal in der Woche bekam, rührte das Ganze um und freute sich, nun für einige Tage einen Brotaufstrich zu haben. Natürlich war es schon in der Nacht im warmen Schrank in Gärung geraten; aber was hatte das schon zu sagen. Auch das konnte aufs Brot! Darum war Quark, wenn er auch noch so verschimmelt war, noch so bitter schmeckte, immer ein begehrter Kantineneinkauf. Der Tischälteste brauchte nicht zu fürchten, daß er mit der seinem Tisch zugeteilten Menge sitzen bleibt.

Der Kartoffelsalat — das war so ein Artikel, der trotz des Hungers nicht besonders begehrt war, nur in ganz seltenen Fällen. Sind aber die Häftlinge verwöhnt! wird der Leser ausrufen. Nein, die Häftlinge waren nicht verwöhnt, sondern der Kartoffelsalat war zu schlecht. Die Kartoffeln waren in jeder Hinsicht ungenießbar, schwarz, rostig, wurmig, nicht einmal gargekocht. Da hinein kamen Steckrüben, die schon sowieso im Lager verhaßt waren, weil sie draußen ein besseres Schwein verschmäht hätte. Und wir wurden monatelang, Tag für Tag, bis zum

Erbrechen, damit gefüttert. Im Sommer der berühmte Mangold und winterüber Steckrüben und nochmals Steckrüben. Diese Steckrüben, natürlich in halbrohem Zustand, kamen in den Kartoffelsalat, und zur Verschönerung, damit er etwas Farbe bekommt, etwas holzige rote Beete. Dies bekam dann den Namen Kartoffelsalat, der für schweres Geld gekauft werden mußte. Nahmst du keinen Salat, bekamst auch keinen Quark, wenn es mal welchen gab, oder etwas andres, was man sich vielleicht in der Zwangslage gewünscht hätte.

Die Flüssigkeit, Bier genannt, wurde je nachdem, wie das Defizit der SS-Kantine aussah, mit 40 bis 85 Pfennig das Liter verkauft. Weil nichts andres da war, und man wollte wenigstens die Illusion haben, daß man mal Bier getrunken hat, hat man ein Liter nach dem anderen hinuntergegossen. Die Jahreszeit spielte keine Rolle; denn meist gab es im Sommer kein Bier, oder nur ganz selten und wenig, so daß die Prominenten es allein austranken. Dafür aber im Winter etwas reichlicher. Im Sommer hat die SS mehr verbraucht, die Häftlinge mußten natürlich zurücktreten; im Winter war der Verbrauch in des SS-Kantine nicht so groß, zum mindesten des Bieres dieser Güte — die Häftlinge konnten mehr bekommen. So war die Häftlingskantine ein einträgliches Geschäft. Die SS-Kantine brauchte um ihre Ausfälle kein Kopfzerbrechen zu haben — als Reingewinn fiel ein schöner Batzen ab.

Am Tor

Der Ruf „Ans Tor!" konnte seine verschiedene Bedeutung haben. In den meisten Fällen bedeutete er für den Betroffenen etwas Unangenehmes, oft auch etwas sehr Schlimmes, das ihm möglicherweise das Leben kosten konnte. Nur selten war es eine Botschaft der Erlösung.

Stand eine Reihe links vom Tor, mit dem Gesicht nach dem Appellplatz, dann wußte man, daß es Entlassungen sind, die über kurz oder lang, vielleicht schon in nächster Stunde, das Tor der Marterstätte hinter sich haben

werden. Meist standen sie da nicht mehr in der Häftlingskleidung, sondern hatten von der Effektenkammer schon ihre eigenen Anzüge an und warteten, daß sie zur Politischen Abteilung und von da zum Bahnhof geführt werden. Standen sie aber mit dem Gesicht zum Tor, konnte ihr Stehen verschiedenartig gedeutet werden. Es konnte sein, daß sie zur Anfrage gehen sollten. Es konnten aber auch solche sein, die zum Strafrapport mußten.

Erhielt jemand von irgendwem eine Meldung, ging diese durch den Rapportführer an den Lagerführer, und der Gemeldete wurde zum Strafrapport vorgeführt. Die Prozedur war gewöhnlich sehr einfach. Der Häftling, sobald er beim Lagerführer aufgerufen wurde, betrat das Zimmer und meldete in strammer Haltung, Finger lang:

„Häftling Nr. . . ., N.N., zur Stelle!"

Der Lagerführer gab ihm kurz den Inhalt der Meldung bekannt und fragte:

„Sind Sie schuldig?"

Wurde geantwortet „Jawohl", erscholl ein kurzes „Abtreten!"

Hast du die Frage nach der Schuld verneint, wurdest du angeschnauzt, oft unter ganz gemeinen Beschimpfungen, bis der Lagerführer zum Schluß entschied:

„Und Sie sind schuldig! Das Weitere wird sich finden!"

Eine Rechtfertigung war nur dann angebracht, wenn du ohne viel Worte in augenfälligster Weise deine Unschuld nachzuweisen vermochtest. Im Schuldfalle, was ja bei diesem System von 100 Fällen 99 mal der Fall war, vermerkte der Lagerführer in deinem Aktenstück das Strafmaß, und du standest schon auf dem Korridor. So sah der Strafrapport aus.

Bevor die Kandidaten vor den Lagerführer kamen, mußten sie solange am Tor stehen, bis sie vorgelassen wurden.

Auf der linken Seite am Tor standen auch diejenigen, die für irgendein geringes Vergehen von einem Blockführer oder einem andern SS ans Tor gestellt waren. Z.B. hat da mal einer irgendwo eine Mohrrübe erwischt. Ein

SS hat ihn damit ertappt, zwischen den Blöcken oder auf dem Arbeitsplatz. Dann wurde derjenige mit vorgestreckten Armen in Kniebeuge, auch in bitterster Kälte oder bei strömenden Regen, ans Tor gestellt. Und wo war das corpus delicti? Das hatte er zwischen den Zähnen zu halten. So hat mancher stundenlang mit seiner Mohrrübe im Munde oder der halbverfaulten Steckrübe in der Hand am Tor gestanden, bis es zum Appell schellte und er zum Zählen nach sinem Block mußte. Es ist auch vorgekommen, daß mancher noch über den Appell hinaus seine Mohrrübe am Tor zur Schau gehalten hat. Das Strafstehen am Tor galt als eine Strafe mildester Art. Hatte einer etwas begangen, was für den Strafrapport zu geringfügig, zu lächerlich war, bekam er ein bis fünf Sonntage Torstehen aufgebrummt. Nach dem Morgenappell hatte er sich ans Tor zu stellen und dort den ganzen Tag, ohne Mittagessen, zu stehen. Nur während des Appells, mittags und nachmittags, durfte er zu seinem Block treten, weil gezählt wurde. Nach dem Appell stand er weiter bis zum Abend, bis Dunkelwerden.

Man stelle sich vor, einen geschlagenen Tag lang zu stehen, barhäuptig, im Winter ohne Mantel und Handschuhe, und zum wenigsten den Anschein erwecken, daß man in strammer Haltung stehe! Gleichgültig, ob bei 30 Grad im Schatten die Sonne glühendheiß von der Mauer zurückstrahlte, oder bei 25 Grad und mehr Frost die Gliedmaßen abfroren, oder es wie aus Kübeln goß.

Weil niemand das Stehen in strammer Haltung den ganzen Tag hindurch ertragen kann, hat man nach Möglichkeit die Stellung gewechselt. Aber dann mußte man auf Draht sein, um nicht einem Blockführer in der Blockführerstube, dem Rapportführer oder dem Lagerführer aufzufallen. Gnade dir Gott, wenn man dich in nachlässieger Haltung bemerken sollte! Auf stundenlange Kniebeuge konntest du gefaßt sein. Was galt der SS die Gesundheit oder das Leben des Häftlings! Er war ja von vornherein zum Eingehen bestimmt, und je eher, um so besser. Meist waren nicht einzelne Gestalten, die am Tor standen, sondern oft eine ganze Reihe, in einem Abstand

voneinander, daß man mit dem Nebenmann sich nicht unterhalten konnte. Nun ist es auch vorgekommen, wenn eine Anzahl dieser Unglücksgestalten aufgereiht dastand, daß auf einmal das Tor aufgerissen wird, und herein schreitet eine jener bekannten „Kommissionen". Doch diese Situation brachte den Lagerführer oder Kommandanten, der seine Gäste zur Besichtigung des Lagers führte, keineswegs in Verlegenheit. Auf einen vorher gegebenen Wink wurden die Fenster der Blockführerstube aufgerissen und das Radio angestellt. Der Lagerführer führte die „Kommission" zu den Häftlingen und erklärte:

„Sehen Sie, meine Herren, unsre Häftlinge haben hier allerhand Unterhaltung. Auch das Radio steht zu ihrer Verfügung. Eine herrliche Musik! Aber die Bande ist zu faul, diese Vergünstigung zu nützen. Es sind hier mehrere Tausende Häftlinge, aber nur diese paar nehmen die Gelegenheit wahr, gute Musik sich anzuhören."

Ist das nicht bodenlose Niederträchtigkeit! Die Leute stehen wirklich zu ihrem Vergnügen da, müssen zur Strafe für irgendeine geringfügige Kleinigkeit stundenlang vor dem Tor stehen. Aber den Fremden gegenüber, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, erklärt dieser Henker: Das sind Musikenthusiasten, die ungeachtet grimmiger Kälte sich versammelt haben, Musik zu hören!

Die Seite links vom Tor war auch eine Art von „Paradeplatz", an dem „auf der Flucht" Erschossene, Wiederergriffene, auch Opfer ganz gemeinen, martervollen Mordes „ausgestellt" wurden. Besonders in den frühern Jahren war es üblich, daß „auf der Flucht" Erschossene ins Lager geschleppt und am Tor an einer erhöhten Stelle hingelegt wurden. Sie wurden an Brettern befestigt und erhielten eine Überschrift: Auf der Flucht erschossen! Meist begnügte die Lagerführung sich damit, daß die Häftlinge beim Einrücken von der Arbeit durchs Tor den Erschossenen ansahen. Mitunter genügte ihr dies aber nicht — das ganze Lager mußte nach beendetem Appell vorbeimarschieren und die Leiche sehen. Ein gräßlicher Anblick!

Oder ein Wiederergriffener wurde vorgeführt. Er wurde auf die erdenklichste Art in schreienden Farben ausgeputzt, bekam, wie ein Clown, eine bunte Mütze aufgesetzt, mit einer Heiterkeit erregenden Inschrift, eine Pauke umgehängt — und wurde auf eine vor dem Tor errichtete Tribüne gestellt. Dem zum Appell angetretenen Lager wurde kurz erklärt, um was es sich handelt. Dann stieg die clownhaft aufgetakelte Figur von der Tribüne und schritt, von zwei SS begleitet, die Lagerstraße hinunter, bis zu ihrem Ende, dann wieder zurück zum Tor, in einem möglichst langsamen Schritt, mußte dabei die Pauke schlagen und mit lauter Stimme rufen: Hurra, hurra, Paul Müller (oder wie er sonst hieß) ist wieder da! Ein Aufzug wie auf einem Jahrmarkt. Die Angelegenheit an sich war aber gar nicht jahrmarktmäßig. Kaum stand der Arme wieder vor dem Tor, wartete der Bock auf ihn, über den er gestreckt und mit 30—50 Stockschlägen bedacht wurde, bis sein Schreien in ein hilfloses, kaum noch vernehmbares Wimmern übergegangen war.

Als besonders abschreckendes, ein mehr zermürbendes, Beispiel sollten liegengebliebene Leichen von Häftlingen wirken, die infolge Mißhandlung ihr Leben am Tor beendet hatten. Da wurde z.B. 1940 ein Gutsbesitzer aus dem Saargebiet eingeliefert, ein korpulenter Mensch, der gut seine 250 Pfund wog. Er wurde der Kriegssabotage beschuldigt. Ein Truppenteil hat bei ihm damals im Quartier gelegen, und man verlangte von ihm Hafer für die Pferde. Da der Hafer noch nicht gedroschen war, konnte er auch keinen geben. Man verlangte Stroh. Er antwortete, man solle sich welches nehmen. Das wurde als böse Absicht und Begünstigung des Feindes hingestellt, und er kam nach Sachsenhausen, ungeachtet dessen, daß ein Sohn Leutnant und der andre Hauptmann bei der Wehrmacht waren.

Die Lagerführung war von der Gestapo entsprechend verständigt, natürlich auch die Blockführer. Schon bei der Einlieferung wurde er als Kriegsverbrecher traktiert und aufs schlimmste mißhandelt. 3—4 Blockführer holten ihn Tag für Tag mehrere Male aus dem Block. Er mußte sich

bücken, und sie schlugen auf ihn ein. Oder er mußte sich hinlegen, einer trat auf ihn und hüpfte auf und nieder. So ging es einige Wochen, bis er den Mißhandlungen erlag. Damit nicht genug. Die Lagerführung hielt für nötig, den Toten am Tor liegenzulassen, bis zum Einrücken der Arbeitskommandos. Erst nach dem Abendappell wurde die Leiche in den Leichenkeller geschafft.

Rechts am Tor standen die Zugänge, im letzten Jahr auch die Nichthäftlinge, die zur Exekution durch Strang oder Erschießen von Berlin nach Sachsenhausen gebracht waren. Oft standen sie gefesselt stundenlang da, besonders schlimme an Füßen und Händen in Eisen.

Das Tor, das die Inschrift „Arbeit macht frei!" trägt, könnte viel, sehr viel erzählen; wenn es sprechen könnte. Wieviel Leid, Mißhandlungen, Blut und Tote hat es im Lauf der Jahre gesehen! Es wäre ein furchtbarer Ankläger gegen die SS für ihre Mordtaten. Wieviel tausend Augenpaare haben unzähligemale auf dieses Tor geschaut, in der bangen Ungewissheit: Was kommt nun herein? — Wieviel Male ist der klappernde Tritt der Holzschuhe der SS-Sklaven erklungen, wenn die Massen mit ausgemergelten Gesichtern durchs Tor zur Arbeitsstätte marschierten! Wie oft ist beim Ausrücken das Kommando der Blockältesten und Vorarbeiter erklungen: Links-zwo-drei-vier! Links-zwo-drei-vier! Und dazwischen der Ruf: Mützen — ab! — Schon sprang ein Blockführer, der Lagerführer oder der Adjutant des Kommandanten selbst mitten in die Fünferkolonne hinein, schlug einen mit der Faust ins Gesicht, der vielleicht gezögert hat, die Mütze herunterzureißen. Wie oft hat man beim Hinausgehen mit Schnaucht daran gedacht: Wann nimmt das ein Ende? Sollen diese Qualen nie aufhören? — Ja, wenn das Tor sprechen könnte!

Bock und Pfahl

Wenn jemand sich auch nur das Geringste zuschulden kommen ließ, d.b. nach Auffassung der SS und ihrer Schergen, der Blockältesten und Vorarbeiter, wurde ihm

sofort gedroht: Es gibt 25 auf den Arsch. „Fünfundzwanzig" war ein geflügeltes Wort im Lager, zugleich auch ein Drohwort, das man so oft im Laufe des Tages von allen Seiten zu hören bekam. „Fünfundzwanzig" bedeutete 25 Stockhiebe auf das Gesäß. Ein fürchterliches Strafmittel. Beim Strafrapport vermerkte der Lagerführer, mit wieviel Stockhieben der Delinquent zu bestrafen ist. Daraufhin wurde er dem Lagerarzt vorgestellt, ob aus gesundheitlichen Gründen dieses Strafmaß bei ihm zulässig wäre. Die Vorstellung war nur eine Formsache, damit der entsprechende rote Vordruck ausgefüllt und vom Lagerarzt unterzeichnet wurde. In all den Jahren ist kein einziger Fall bekannt geworden, daß der Arzt die Bestrafung durch Schläge bei einen verneint oder die vom Lagerführer festgesetzte Anzahl von Stockschlägen beanstandet hätte. Die ärztliche Untersuchung beschränkte sich darauf, daß der Arzt den Vorgeführten fragte:

„Sind Sie gesund! — Was fehlt Ihnen?"

Die Angaben des Häftlings wurden weiter nicht beachtet, auch keine näheren Erklärungen angehört, sondern der Arzt beantwortete die Frage „Ist das Strafmaß aus gesundheitlichen Gründen zulässig" mit einem vorbehaltlosen „Ja!" und setzte seinen Namen darunter. Damit war die ärztliche „Untersuchung" beendet, ob es sich um einen Muselmann, um einen Verkrüppelten handelte, dem Stockhiebe äußerst gesundheitsschädigend werden konnten, vielleicht lebensgefährlich.

Der Strafvollzug erfolgte meist an demselben Tag, manchmal auch erst am nächsten, mitunter sogar erst nach einer Woche. Gewöhnlich war Freitag der Tag des Strafvollzugs. Dazu wurde man nicht einzeln hingeführt, sondern 10, 15, 20, nicht selten auch noch mehr auf einmal.

Das Gehen über den Bock fand an einem isolierten Platz, im sogenannten Bunker statt. Die zu Strafenden wurden der Reihe nach, wie gerade ihre Akten lagen, mit dem Rücken zum Bock aufgestellt. Anwesend waren der Lagerführer, manchmal auch der Kommandant selbst, sein Adjutant, der Lagerarzt, der Rapportführer, mehrere

Blockführer und die Zuschläger. Der Deliquent legte sich mit vorgestreckten Armen vorlings über einem bauchhohen, eigens dazu angefertigten Bock, steckte die Füße in passende Formen, die unten am Bock angebracht waren, wo sie festgeklemmt wurden, daß man sie nicht herausziehen konnte. Um ein Aufrichten des Oberkörpers zu verhindern, legte sich einer quer über den Rücken und hielt die ausgestreckten Arme fest.

Geschlagen wurde mit einem über ein Meter langen, mehr als daumendicken Stock, meist aber mit einer fast anderthalb Meter langen, lederumflochtenen Stahlpeitsche. Die Zuschläger waren bis August 1942 die schlagkräftigsten Blockführer der SS, von denen besonders einer, der Knochenbrecher, so fürchterlich zuschlug, daß wiederholt Wirbelsäulenbrüche vorgekommen sind und ihm später das Zuschlagen beim Strafvollzug untersagt werden mußte. Seit Sommer 1942 kamen kräftige, rohe BV als Zuschläger. Sie waren durch eine Armbinde mit einem großen Z gekennzeichnet.

Der Adjutant rief den Betreffenden auf, an dem die Strafe vollzogen werden sollte. Aus übergroßer Bequemlichkeit verlas er nicht das Strafurteil, sondern sagte einfach:

„Sie wissen schon, was Sie verbrochen haben. Rüber über den Bock!"

Der Häftling legte sich über den Bock, der Oberkörper und die Arme wurden festgehalten, links und rechts standen die Zuschläger, ein Links- und ein Rechtshänder, der Rapportführer zählte die Schläge, und es ging los: Eins-zwei-drei-vier-fünf . . ., bis die vorgesehene Zahl erreicht war und der Rapportführer dann Zuschlägern zurief: Halt!

Das Mindestmaß, das nur selten vorkam, waren 10 Schläge; 25 sollten das Höchstmaß sein. Doch sehr oft wurden diese Zahlen überschritten, je nach der Laune des Ropportführers. Hatte der Geschlagene seine 15, 20 oder 25 Schläge weg, so sagte mit grinsendem Gesicht der Rapportführer zu den Zuschlägern:

„Gebt ihm noch ein paar zu, die Schläge waren zu leicht!" Er bekam noch 5, 10 oder auch mehr als Zugabe, bis das Halt! erklang.

Sollte jemand 20 Stockschläge oder mehr erhalten, wurde mitten drin eine Pause eingelegt, damit die Zuschläger sich erholen konnten. Der Geschlagene mußte aber in der Stellung über dem Block liegenbleiben. Diese Pause war auch eine bewußte Marter!

Als die SS nicht mehr schlagen sollte, sondern BV als Zuschläger eingesetzt wurden, mußten diese erst hierzu angelernt werden, natürlich auf Kosten der zum Bock Verdammten. Der neue Zuschläger fing an, bemühte sich kräftig zuzuhauen, hatte aber noch nicht die nötige Fertigkeit. Da sagte der Rapportführer:

„Unterscharführer Kaiser, machen Sie vor, wie das gemacht wird!"

Der ergriff die Stahlpeitsche und zog so fünfmal damit über.

„So, nun versuchen Sie es!"

Erst wenn der Rapportführer mit der Wucht der Hiebe zufrieden war, fing er an zu zählen. So kam es, besonders anfangs, sehr häufig vor, daß jemand, der 15 Hiebe erhalten sollte, in Wirklichkeit 30—40 bekam. Der Adjutant und der Lagerführer standen dabei, rauchten ihre Zigaretten und haben nichts beanstandet.

Hatte der gepeitschte seine Schläge weg, durfte er vom Bock sich aufrichten, die Füße wurden fraigegeben. Er konnte kaum von der Stelle, mußte beiseite treten und andauernd Kniebeuge machen, angeblich um die Nachwirkung der Schläge auf den Blutkreislauf abzuschwächen. So machte man seine Kniebeuge, beugen und strecken, bis der letzte eine Hiebe weghatte. Dann alles angetreten und hinein in die Isolierung der SK!

Der Strafvollzug erfolgte meist um 10 oder 11 Uhr vormittags, selten nachmittags. In der SK hatte man dann den übrigen Teil des Tages bis zum Schlafengehen in Grundstellung zu stehen, ohne sich von der Stelle zu rühren, ohne einen Bissen zu sich nehmen zu können. Und dabei wurde man nicht nur von den Blockführern

beobachtet, sondern auch vom Blockältesten der SK. Der hat von sich aus für ganz geringe Verstöße gegen den Befehl des Stehens so manchen noch blutig geschlagen. Kam der Blockführer der SK, hat der Blockälteste ihm noch den gemeldet. Dann bekam der Betreffende auf dessen Befehl oder von ihm selbst 10—20 aufgezählt.

Wenn es abends so weit war, daß man die SK verlassen durfte, und zu seinem Block zurückkehren konnte, war der Unterkörper wie abgestorben, das Gesäß eine einzige Schmerzstelle, die Beine wie zwei hölzerne Stelzen ohne jedes Gefühl; man konnte sich kaum weiterschleppen. An Schlaf war nicht zu denken, auf dem Rücken zu liegen unmöglich.

Wer empfindliche Weichteile hatte, der konnte tage- und wochenlang nicht sitzen; denn das Gesäß war eine einzige blutunterlaufene Fläche und sah aus wie eine bunte Reliefkarte. Wer ein heiles Kreuz behalten hat und wessen Nieren unbeschädigt geblieben sind, konnte vom Glück reden.

Der Bock war ein Strafmittel, galt aber auch als Martergerät, besonders dann, wenn eine von der SS benötigte Aussage oder ein Geständnis erpreßt werden sollte. Es ist vorgekommen, daß mancher zwei- und dreimal über den Bock gehen mußte, weil er vielleicht etwas wußte, aber nicht aussagen mochte. Oft aber auch nichts zu sagen wußte, der SS aber gefügig sein mußte, um von ihr nicht noch gemartert zu werden.

Das schlimmste Marterwerkzeug war der Pfahl. Er wurde weniger für den Strafvollzug benutzt, um so öfter aber um ein Geständnis zu erpressen. Wer an den Pfahl sollte, hatte den über 3 Meter langen, dicken Holzpfahl selbst zum Bunker hinauszutragen. Dieser wurde dort in dafür angebrachte Ringe gesteckt. Dem Häftling wurden mit einer Kette die Hände auf dem Rücken gefesselt. Er bestieg einen an den aufgerichteten Pfahl gestellten Schemel mit dem Rücken dem Pfahl zu. Ein Blockführer hakte die Kette an einen am Pfahl befindlichen Haken, der Schemel wurde fortgerissen und so mußte der Unglückliche nun hängen. Auf das Wetter wurde keine Rücksicht ge-

nommen. Je heißer die Sonne brannte oder je schärfer der Frost die Glieder erstarren ließ, um so lieber war es den Henkern. So hing die Jammergestalt, an den Händen aufgehängt, 15—30 Minuten, nicht selten auch 1 bis 1 1/2 Stunden.

Da der Körper ohne irgendeinen Halt in seiner ganzen Schwere herunterhing, versetzte der leiseste Wind ihn in Bewegung, hat ihn hin und her geschaukelt und gedreht. Manchmal hingen 3—5 Folterfiguren auf einmal, brieten in der heißen Sonne, schwankten im Winde hin und her. Um die Qualen zu erhöhen, stieg ein Blockführer auf den Schemel, steckte sich eine Zigarette oder Zigarre an und blies dem Hängenden den Rauch in die Augen:

„Möchtest wohl auch eine Zigarette? Das könnte dir so passen, lumpiger Hund, du stinkige Mistsau!"

Schlug ihm mit der Faust ins Gesicht und stieg wieder zu Boden, um dasselbe Spiel an einem anderen zu wiederholen. So mancher konnte es vor Schmerz nicht mehr aushalten, hat gebrüllt und geschrien wie angeschossenes Wild. Bis ins Lager trug der Wind das Qualgeschrei der Gefolterten. Und zwischendurch wurden sie befragt, ob sie das und das bekennen, oder die Mitschuldigen nennen wollen.

Hatte man einen lange genug gemartert und seinen Zweck erreicht, wurde der Schemel daruntergeschoben, die Kette losgehakt und der Gemarterte durfte wieder den Erdboden berühren. Die Handgelenke waren geschwollen, die Arme ausgerenkt, der ganze Körper wie gerädert. Trotz aller Schmerzen mußte er selbst den Pfahl wieder herausziehen und an den früheren Platz zurücktragen. Das durfte aber nicht langsam vor sich gehen, sondern schnell, im Laufschritt.

Auch das hat noch nicht genügt: unterwegs zur Isolierung mußte der Häftling sich mit dem Pfahl auf den Boden werfen, aufspringen, sich wieder hinlegen, rollen, aufstehen, laufen, in Hockstellung hüpfen. War es nicht schnell genug getan, ging es im Rollen und Laufen zurück, und so einige Male hin und her, bis der Gefolterte nicht

mehr weiterkonnte. Mit Fußtritten brachte man ihn auf die Beine.— Auch die Folterwerkzeuge des Mittelalters haben den Menschen nicht mehr mitnehmen können als eine Stunde am Pfahl mit allem Drum und Dran. Wochen- und monatelang, mancher auch sein ganzes Leben, hat man die Folgen des Pfahls zu spüren gehabt. Es gab aber auch Männer, die trotz Folter, trotz Pfahl, ihre Mitkameraden nicht verraten oder der SS su Gefallen das ausgesagt haben, was diese so gern hatte hören wollen. Aber in vielen Fällen haben die Inquisitoren ihr Ziel erreicht. Auch Unschuldige haben sich schuldig erkannt, um den Martern ein Ende zu machen.

Mancher hat sich lieber den Tod gewünscht als diese Qualen am Pfahl. Und der Pfahl war fast bis zum Schluß im Gebrauch.

Bock und Pfahl reihen sich würdig in die lange Reihe der Foltermethoden der Gestapo und SS ein, die sie in den Konzentrationslagern und ihren Gefängnissen zur Erpressung von Aussagen und Geständnissen anwendeten. Der Pfahl war in der Tat ein Schandpfahl der SS.

Die SK

Als ein nicht minder gefürchtetes Strafmittel galt auch die SK, die Strafkolonne. In den ersten Jahren des Konzentrationslagers Sachsenhausen wurden auch die meisten Zugänge, die eben ins Lager eingeliefert waren, sofort der SK zugeteilt, erfuhren da die gleiche Behandlung wie diejenigen, die zur Strafe in die SK gesteckt waren.

Das Leben in der SK war überaus schwer und kaum zu ertragen. Bis 1942 hatte die SK anteilmäßig die größte Sterbeziffer, richtiger gesagt, die größte Mordziffer; denn die meisten Toten, die aus der SK in den Leichenkeller eingeliefert wurden, waren mittelbar oder unmittelbar ermordet. Dafür haben nicht nur die Blockführer gesorgt, die der SK zugeteilt waren, sondern nicht weniger auch die Blockältesten.

Ein Blockältester, mit dem Beinamen Pierunia, ein gebürtiger sogenannter Wasserpollack, hat sich in der Geschichte des KL Sachsenchausen einen besondern Namen gemacht. Das Menschenleben galt ihm nichts, zuschlagen konnte er mit einer Wollust, die man nicht für möglich halten würde. Und niemand durfte sich unterstehen, auch den geringsten Widerstand zu leisten, es hatte das Leben gekostet. Man durfte nicht einmal versuchen, den Shlägen auszuweichen oder sich dagegen zu decken — das hatte als Widerstandsleistung gegolten. Man mußte sich eben schlagen lassen.

Es hat da sehr viel Tote gegeben, von denen die Mehrheit Pierunia auf dem Gewissen hat. Einmal, es war Sonnabendnachmittag, kam der Lagerführer und sagte:

„Pierunia, wieviel Tote haben Sie in dieser Woche gehabt?"

„Fünfundzwanzig, Herr Sturmführer!"

„Pierunia, das ist zu wenig!" sagt er und geht fort.

Mehr brauchte er nicht zu sagen: Pierunia wußte Bescheid — in der nächsten Woche werden mehr Tote sein.

Wer in der SK vor Entkräftung krank wurde, hatte die größten Schwierigkeiten ins Revier zu kommen. Wenn er bei Pierunia nicht besonders gut angeschrieben war, konnte er auch nicht im geringsten an ein Kranksein denken — m u ß t e eingehen. Nur die besten Beziehungen zum SK-Gewaltigen konnte den SK-Häftling vor dem Krematorium bewahren.

So hat Pierunia jahrelang in seinem Reich toben können, bis sein Treiben zuletzt sogar der abgefeimten Lagerführung zu weit ging. Da er aber sehr viel zur Vernichtung der Häftlinge beigetragen hatte, wollte man ihm gegenüber doch nicht undankbar sein, ihn nicht zum Schornstein hinausbefördern, wie es gewöhnlich mit unbequem gewordenen. Zuvielwissern und Helfern gemacht wurde. Er kam vom Stammlager in ein Außenkommando, später in die Isolierung der Schuhfabrik.

Waren neue Zugänge für die SK angekündigt, so versammelten sich die schlagfertigen Blockführer, die daran ihr besonderes Vergnügen hatten am Tor, um auf die

Neulinge zu warten. Kaum waren diese durchs Tor, so stürzten sie sich wie Bestien auf die Häftlinge und bearbeiteten sie mit Knüppeln, Fäusten und Füßen. Dann übernahm sie Pierunia mit seinen Helfern.

Was hatte das schon zu sagen! Kamen doch Woche für Woche neue Transporte an. Auch die SK bekam reichlich Zuwachs, so daß immer wieder Platz geschaffen werden mußte.

In den letzten Jahren bestand die ganze SK in der Hauptsache aus den sogenannten Schuhläufern. Eine Firma hatte mit dem KL-Sachsenhausen einen Vertrag geschlossen, nach dem die verschiedensten Sorten von Schuhleder und -sohlen und die Haltbarkeit der Schuhe im Lager praktisch erprobt worden. Jeder Häftling der SK bekam ein Paar Lederschuhe angepaßt. Jedes Paar war mit einer Nummer versehen und wurde daraufhin kontrolliert, wieviel Kilometer damit gelaufen wurden, wie ihre Beschaffenheit nach soundsoviel Kilometern war und wieviel der Verschleiß ausmachte.

Zu diesem Zweck war ein Teil der zu belaufenden Strecke von verschiedener Beschaffenheit. Eine kurze Strecke war gewöhnlicher Sand, dann kam eine mit feinem und grobem Kies bestreut, dann war eine Teilstrecke aus Kieselsteinen, eine andere aus Schotter usw.

Die Schuhläufer hatten täglich 35 km zu schaffen. Tag für Tag, bei jedem Wetter diesen Weg zurückzulegen, ist keine leichte Sache, besonders in Anbetracht der mehr als mangelhaften Ernährung und des stundenlangen Stehens während des Appells.

Um denjenigen, für die eine verschärfte Behandlung in der SK vorgesehen war das Schuhlaufen nicht zu einem täglichen Spaziergang von 35 km werden zu lassen, wurde noch ein Sandsack im Gewicht von 15—30 kg aufgebuckelt. So wankten die Unglücksgestalten tagaus tagein mit dem Schwarzen Punkt auf Jacke und Hose, das war das Zeichen der SK, um den Appellplatz, mechanisch, kaum noch als Menschen anzusprechen, seelen- und ausdruckslos, abgestumpfte Robote.

Der Vorarbeiter war ein stämmiger Bursche, ein Zuhälter aus einer Hafenstadt, der nicht nur den Schwarzen Punkt trug, sondern auf dem Rücken und an der Hose auch den Roten Punkt; das Zeichen der Fluchtverdächtigkeit. Der hat seine Schuhläufer um den Platz gehetzt, hat geschrien und getobt:

„Aufgehen! Tritt halten! Links- zwo- drei- vier!"

Und wenn die Gesellschaft schon dabei war schlapp zu machen, schrie er los:

„Ein Lied! . . .drei-vier!"

Und zwanzig Stimmen gröhlten los: „In Esterwegen war es zwar. . ."

Die übrigen gingen stumpf und schweigsam weiter. Sie dachten nichts mehr, wollten nichts mehr, waren eine gedankenlose Masse, nur noch lebende Leichen.

Froh war derjenige, der die SK nach 3 Monaten schon verlassen durfte. Das waren aber nur wenige Ausnahmefälle. Die meisten blieben 1/2 Jahr, manche auch ein ganzes Jahr und noch länger in der SK. Sie kamen körperlich und seelisch so herunter, daß man sich über jeden wunderte, der noch lebendig aus der SK herauskam.

Er war aber dann, besonders in der ersten Zeit, kaum ansprechbar. Seine Reden waren verworren; er gab Antworten, die zu den Fragen nicht paßten und machte den Eindruck eines aus dem Irrenhaus Entlassenen. In körperlicher Hinsicht stand es auch nicht anders um ihn. Abgemagert zum Skelett, ein Muselmann im wahrsten Sinne des Wortes, die Backenknochen weit hervorstehend, die Wangen eingefallen, die Augen tief in ihren Höhlen liegend, die Haut am Halse und im Gesicht faltig — eine Gestalt, als ob sie monatelang ohne Nahrung im Keller gelebt hatte. Hatte er gute Bekannte auf der Lagerschreibstube, im Arbeitsdienst und konnte er auf diesem Wege ein noch annehmbares Kommando bekommen, so war er gerettet. Hatte er keine Unterstützung von irgendeiner Seite und kam er in ein schweres Arbeitskommando, so war er geliefert und ist er nach all dieser Drangsal und der Entbehrungen vor Entkräftung gestorben. So ist es vielen ergangen. Es hat Häftlinge gegeben, die 8—10 Jahre Zuchthaus hinter sich gehabt hatten, dazu noch 5—8 Jahre verschiedene Konzentrationslager. Sie sind überall gut durchgekommen, sind in der langen Zeit nicht eingegangen. Aber durch eine kleine Dummheit oder Unvorsichtigkeit. . . in die SK gekommen sind sie in kurzer Zeit an der Schikanen draufgegangen. Auch Schicksal!

Auf Klinker

Klinker, offiziell „Arbeitslager Großziegelwerk Oranienburg", kann gleich nach dem Kapitel über die SK behandelt werden. An sich war das ein Straflager des Konzentrationslagers Sachsenhausen. Seinerzeit wurde da ein riesiges Ziegelwerk errichtet, das nicht nur das KL Sachsenhausen einschließlich aller Bauten der Standarte und der SS-Siedlung Sachsenhausen mit Ziegeln versorgte, sondern auch großen Absatz nach außerhalb hatte; also ein einträgliches Geschäft der SS war. Es hat viel eingebracht, weil die Häftlingsarbeit umsonst, die gelieferte Ware minderwertig war, aber trotzdem gut bezahlt wurde. Dieses Unternehmen hat infolge der großen Nachfrage nach Baumaterial Millionengewinne eingebracht. Alles, bis aufs letzte, mit Ausnahme der Grundpläne, wurde durch die Arbeitskraft der Häftlinge errichtet; die Bauten, die Einrichtung und die Fabrikation.

1944 ist die Ziegelfertigung eingestellt und das Ganze auf Kriegsrüstung umgestellt worden. Granaten wurden gedreht, Geschosse hergestellt usw. Früher wurden an 2 000 Häftlinge beschäftigt, in letzter Zeit stieg diese Zahl auf weit über 3 000. Die Arbeitsbedingungen waren die denkbar schlechtesten, die Ernährung noch schlechter als im Stammlager.

Die gesundheitlichen Verhältnisse waren jahrelang kaum zu beschreiben. Das dortige Revier konnte nicht als Revier angesprochen werden. Erst in den beiden letzten Jahren ist da Wandel geschaffen worden. Wer da krank wurde, galt nicht als krank, sondern ging mit einer

Temperatur von 39,5° und darüber an die Arbeit, bis er auf seiner Arbeitsstätte zusammenbrach. Nur ganz ernste Fäle wurden nach dem Stammlager Sachsenhausen überführt. Aber unter welchen Bedingungen?

Einmal, im Winter 1942, waren auf Klinker soviel Häftlinge zu Muselmännern geworden, daß der Lagerführer des Arbeitslagers Klinker sich veranlaßt sah diese an das Stammlager abzustoßen, um neue Kräfte hereinzubekommen. Die Zahl entkräfteter Muselmänner war über 300 angestiegen, über 15% des ganzen Kommandobestandes.

Da ließ man an einem kalten Vormittag die Körperschwachen antreten, schied fast die Hälfte davon aus, die noch länger auf Klinker zu bleiben hatten. Es blieben noch etwas über 150, die nach Sachsenhausen sollten. Da kam der Lagerführer und donnerte los:

„Ihr wollt krank sein, ihr stinkigen Drückeberger? Ihr seid nur faul zu arbeiten! Glaubt ja nicht, daß ihr so schnell in den Krankenbau kommt, eher geht ihr zum Schornstein hinaus! — Hinlegen!"

Alles warf sich auf den Boden, in den matschigen Schnee, gestützt auf Ellenbogen und Knien, so gut es ging. Da ließ er Feuerschläuche an die Wasserleitung legen und die Liegenden mit Wasser bestrahlen. Die Blockführer und er selbst gingen umher und traten jedem mit dem Fuß den Rücken ein, der nicht platt auf dem Boden lag. Das dauerte so lange, bis alle bis auf die Haut von allen Seiten durchnäßt waren. Wer da noch versuchte sich zu erheben, auf den wurden Hunde gehetzt, die blutlechzend über herfielen, ihn hin und her zerrten und blutig bissen. Als der Lagerführer an diesem Schauspiel genug hatte, hieß er aufstehen und stundenlang im Frost stehen. Daß dabei ein großer Teil erfroren ist, ist nicht verwunderlich. Im Sommer machten sich die Blockführer ein Vergnügen daraus die Häftlinge den Hügel hinab rollen zu lassen, aber im Tempe. Sie selbst standen oben auf dem Hügel und haben aus ihren Pistolen dazwischengeknallt, so daß mancher, der zu langsam hügelab rollte, von der Kugel getroffen, verletzt oder getötet wurde. Ein

andrer führte einen Trupp zum Kanal, befahl ins Wasser zu springen, sofort wieder herauszukommen, im Sande zu rollen und dann stundenlang zu stehen, ohne den Sand abzuschütteln, wenn man auch das ganze Gesicht voll Sand hatte.

Wer vom Klinker ins Stammlager kam, mancher erst nach Jahren, hatte schreckliche Dinge zu erzählen. Auf Klinker in die SK zu kommen galt immer als Vorstufe für das Krematorium; denn die Mißhandlungen dort übertraten noch alles in der SK im Stammlager. Wenn einer den Bescheid bekam er soll hinaus auf Klinker, da wünschte er sich lieber den Tod.

Als schlimmstes Kommando, das Todeskommando, galt die Arbeit in der Tongrube. In strömendem Regen, bis über die Knöchel im Lehm, mußte gegraben werden, in einem Tempo, das durch Stockschläge der Vorarbeiter, Kolbenstöße der Posten und Fußtritte der Blockführer gesteigert wurde. Das war auch meistens die Arbeit der Klinker-SK. (Dieses Außenlager als einziges von über 50 Außenlagern des KL Sachsenhausen hatte eigene SK.) Die Tongrube war die Totengrube des Klinkers. Wer aus dieser noch lebend herauskam, galt als ein Mann von Stahl. Es hat auch wirklich eine Anzahl gegeben, die diese Tongrube lebend hinter sich gebracht haben.

Um zu zeigen, daß auch das einfachste Kommando auf dem Klinker nichts Menschliches an sich gehabt hat, soll noch kurz geschildert werden, wie z.B. das Kohlenschippen vor sich ging. Der Koks wurde mit Lastzügen angefahren, und die Häftlinge hatten die Wagen und Anhänger zu entleeren. In 10 Minuten hatten 3 Mann einen Wagen leerzuschaufeln. 3 Mann in 10 Minuten! Es ging mit Karacho. Die Schaufeln sind so geflogen. Die Wagen waren leer, fuhren ab. Nun mußte der Koks zu einem schönen Haufen, was sage ich, zu einem Berg zusammengeschaufelt werden. Auch nicht ohne Karacho! Wie beim Gehen im Laufschritt, so bei der Arbeit Karacho! Alles schnell, schnell; denn „Arbeit macht frei!" Der Koks war in kurzer Zeit hochgeschaufelt, die Wagen sind noch nicht zurück.

Niemand darf aber stillstehen, ein Ausruhen gibt es bei der Arbeit nicht — es sind ja nur Häftlinge, keine Menschen! Kommt der Blockführer angestürmt:

„Die Spitze ist zu weit nach rechts. Was ist da los, Vorarbeiter, sehen Sie das nicht? Alles ran und schaufeln, ihr Drecksäcke!"

Der Vorarbeiter mit seinem Knüppel auf die Häftlinge:

„Was steht ihr noch da? Umgeschaufelt — nach links!"

Es wird geschippt, eine Arbeit, als ob leeres Stroh gedroschen werden soll. Wieder mit Karacho! Kaum ist man damit fertig, der Wagen ist noch nicht zurück, ist der Blockführer wieder da:

„Nein, so sollte es nicht sein! Viel zu weit nach links. Zurückschaufeln, ran!" Und wieder unter Geschimpf und Gefluch geschippt, mit Karacho!

Es kam also nicht auf die Arbeit an, wie sie erledigt wurde, sondern die Häftlinge sollten nicht untätig dastehen: Bewegung, immer wieder Bewegung! Und wenn die Arbeit an sich auch gar keinen Zweck hatte, sie den einen Zweck: der Häftling sollte beschäftigt sein.

Der Industriehof

Unter dem Industriehof hat man ein größeres, unmittelbar hinter der inneren Lagermauer gelegenes Gelände zu verstehen, auf dem später die Baulichkeiten der DAW, der Schuhfabrik und das Krematorium standen. Ursprünglich war auch da alles Wald, den Häftlingsarme gerodet und Häftlingsschultern davongetragen haben.

Wenn hier vom Industriehof gesprochen wird, ist an die Exekutionsstätte, die neben dem Krematorium war, zu denken.

Das Wort „Industriehof" wurde von den Häftlingen stets mit einem gewissen Schauder ausgesprochen, weil jedem geläufig war, daß der Gang dorthin, unter schärfster Bewachung, der letzte Gang war. Tausende und Abertausende sind zu diesem Blutort hinaus marschiert oder gefahren.

„Industriehof!" — ein Klang, der jeden erschüttert.

„Heute sind soundsoviel junge Leute nach dem Industriehof hinausgeführt worden!" klang jedem wie ein memento mori.

„Heute Nacht sind die und die verhaftet und nach dem Industriehof geschafft!" ließ jeden erschauern, der diese Nachricht mit Angabe von bekannten Namen vernahm.

„Ein ganzer Transport von außerhalb ist heute nach dem Industriehof gegangen!" ließ uns aufhorchen und erkennen, daß auch draußen, außerhalb der KZ-Mauern, der Terror wütet und das unersättliche Ungeheuer nach Blut und Mord dürstet.

Hundertmal und mehr sahen wir im Winter 1941/42 den Schwarzen Wagen aus dem „Kriegsgefangenen-Arbeitslager" (die Bezeichnung „Kriegesgefangenen-Mordlager" hätte besser gepaßt) mit unschuldigen jungen Menschen, die nach Internationalem Recht als Kriegsgefangene besonderen Schutz genießen, nach dem Industriehof hinausjagen.

Der Ort, an dem die Exekutionen stattfanden, war größtenteils unterirdisch angelegt, mit einer großartigen Einfahrt. Nach beendeter Blutarbeit wurde der Eingang durch eine besondere Aufmachung, durch Blumen und Kastenbäume, getarnt. Wenn Fremde zur Besichtigung kamen, Angehörige der Wehrmacht, Missionen dem Hitler untertäniger Länder oder die zugelassene Auslandspresse, wurde diese Tarnung vorgenommen, um den Anschein zu erwecken: Seht, wie die SS bemüht ist, das Konzentrationslager mit schönen Blumenanlagen zu schmücken! Daß aber hinter dieser grünenden und blühenden Fassade gemeinster Mord, oft in grausamster Weise, begangen wurde, hat man nicht gesagt. Die Außenwelt wurde auch hier durch äußere Aufmachung geblendet, wie alles auf Verblendung eingestellt war, um zur Weltherrschaft und Völkerversklavung zu kommen.

Da besonders im letzten Jahre Massenexekutionen vorgenommen wurden, der Ausdruck Massenmorde wäre treffender, manchmal zu Hunderten und Tausenden auf einmal, konnten diese nicht mehr durch Erschießung durchgeführt werden, weil das zu umständlich und zeitraubend war. Unterirdisch wurde eine neue Anlage geschaffen — badähnliche Gaskammern. Die Todeskandidaten sollten gar nicht den Eindruck haben, daß es ihr allerletzter Gang ist, trotz der unmenschlichen Mißhandlungen, die vorausgegangen waren. Sie kamen in ein „Bad", zogen sich zum „Baden" aus. Inzwischen strömten die Gasleitungen Giftgas in den hermetisch abgeschlossenen Raum aus, und der Sensenmann hat die Menschenpflanzen, alt und jung, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, niedergemäht. Das Krematorium konnte das Werk beenden. Diese Anlagen hat man nicht von Häftlingen schaffen lassen, das tat die SS selbst, um nichts in die Öffentlichkeit kommen zu lassen.

Jede Exekution, Erhängen oder Erschießen, wurde von einem Lagerführer, dem Rapportführer und einem zahlenmäßig entsprechenden Exekutionskommando unter Führung eines Kommandoführers durchgeführt. Ein SS-Arzt, der auch hinzugezogen war, mußte den Tod der Exekutierten bestätigen. Jede Hinrichtung wurde protokolliert und ein Bericht über ihre Durchführung mit der Unterschrift des zugegen gewesenen Lagerführers dem Kommandanten zugestellt.

Besonders der letzte Rapportführer des KL Sachsenhausen, der SS-Hauptscharführer Böhme, hat neben dem Eisernen Gustav wohl die größte Anzahl der Exekutionen mitgemacht. Schon sein Äußeres machte ihn einem Massenmörder ähnlich: von mittlerer, gedrungener Gestalt, dunkle Gesichtsfarbe, Gesichtszüge, die von Grausamkeit zeugten, schwarzes Haar, eine häßlich-laute Stimme, kurz — ein buchstäblicher SS-Typ. Wo der auftauchte, verzog sich alles aus seiner Nähe. War er fort, fuhren die Köpfe zusammen, tuschelten ängstlich miteinander, was er da gesucht hätte, war die nächsten Opfer wohl wären. Wer ihn auch dienstlich ansprechen mußte, tat es mit

einem gewissen Furchtgefühl. Er hat jeden angefahren, der ihm in die Quere kam, auch diejenigen, der mit ihm zu tun hatte. Sogar die Scharführer fürchteten ihn. Für diesen Posten hatte die SS keine geeignetere Persönlichkeit finden können.

Im Krematorium arbeiteten unter der Aufsicht eines SS-Oberscharführers Häftlinge mit einem Vorarbeiter an der Spitze. In der Mehrheit waren es BV, mitsamt dem Vorarbeiter.

Vor einem Jahr war ein Verbrecher Böhm Vorarbeiter des Krematoriums. Er war furchtbar grausam und gewalttätig. Abgesehen von der ihm zugewiesenen Arbeit, hat er auch sonst viele Häftlinge auf dem Gewissen. Es ist vorgekommen, und das gar nicht so selten, daß eingelieferte Tote aus der Starre wieder zu sich gekommen sind. Da hat er in solchen Fällen den ersten besten Gegenstand ergriffen, Axt, Spaten, ein Brett oder was er sonst zu fassen bekam, einen Schemel oder ähnliches, den Lebendgewordenen einfach niedergeschlagen und auf die Pfanne legen lassen. Was er an Goldzähnen herausgerissen hat und sich aneignete, geht in die Hunderttausende. Das hat er dann durch Mittelsmänner außerhalb des Lagers verschoben und sich dafür Devisen beschaffen lassen.

Er hat aber einen qualvollen Tod gehabt. An einer innern Krankheit ist er nach langem Todeskampf eingegangen. Hat sich vor Schmerzen wie ein Tobsüchtiger im Bett hin und her geworfen. In der Todesangst sind ihm noch die furchterregenden Bilder seiner Grausamkeiten aufgetaucht, ließen ihn nicht sterben. Stundenlang hat er sich auf seinem Sterbelager hin und her gewälzt, ist wiederholt aus dem Bett gestürzt, schlug hart auf dem Boden auf, brüllte unausgesetzt:

„Ich will nicht sterben! Ich will noch nicht sterben! Ich will leben! Helft mir, Kameraden, helft mir!" Bei der Nachricht von seinem elenden Ende atmete das Lager auf. So verhaßt war er. Er war sprichwörtlich geworden.— Ja, jede böse Tat findet einmal ihre gerechte Sühne, ob es auch noch so lange dauern mag.

Die Arbeit der im Krematorium Beschäftigten war nicht leicht und beneidenswert. Sie mußten jederzeit bereit sein, Tag und Nacht.

Oft sind Todeskandidaten von außerhalb gekommen, von Berlin, und das Krematorium mußte früher in Tätigkeit treten, als ursprünglich vorgesehen war.

In diesem Kommando wurden auch nur Leute beschäftigt, die die Arbeit unter den gegebenen Bedingungen ertragen konnten. Nicht nur körperlich, sondern auch moralisch war es eine Art Schergenarbeit. So z.B. hat im letztem Jahr der Vorarbeiter des Krematoriums bei Exekutionen durch Erhängen auch die Rolle des Henkers übernehmen müssen: er mußte dem Todeskandidaten die Schlinge um den Hals legen und den Schemel unter den Füßen wegziehen. Nicht die SS hat die Häftlinge mehr aufgeknüpft, sondern ein Häftling mußte der Henker seiner Kameraden sein. Gibt es sonstwo noch ähnliches? Im KZ des Hitlerregimes galt das als selbstverständlich. So weit gingen diese Bestien in Menschengestalt!

Der schweren Aufgabe des Kommandos des Krematoriums trug die Lagerführung Rechnung. Dies Kommando bekam, man kann sagen, eine gute Verpflegung, mit der üblichen Häftlingsverpflegung auch im entferntesten nicht zu vergleichen. An Rauchwaren und Schnaps hatten sie überreichlich, so daß großere Mengen an Bekannte verschoben werden konnten, natürlich für entsprechende Gegenleistung. Sie hatten alle Möglichkeiten, sich das Fehlende oder das, was sie für andre Sachen eintauschen wollten, zu organisieren. So manches Paket hat seinen Adressaten nicht erreicht — wurde durch den Rapportführer dem Krematorium zugesteckt. Die Behandlung durch die Lagerführung und von seiten der Blockführer war mit der Behandlung der andern Häftlinge nicht zu vergleichen. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, es waren ja ihre Henkersknechte. Sie fühlten sich nur noch insofern als Häftlinge, daß sie in derselben Kluft steckten und innerhalb der Lagermauern leben mußten.

Aber jedes Ding hat seine Kehrseite. Ihre Kehrseite hatten auch die äußern Vorzüge dieses Kommandos: das war die Furcht vor den Folgen der Mitwisserschaft. Die Kommandomitglieder waren zum allergrößten Stillschweigen verpflichtet. Die geringste Äußerung darüber, was auf dem Industriehof und im Krematorium vor sich geht, wenn es nach oben gekommen wäre, hätte den Betreffenden den Kopf gekostet. So mancher ist in dem Arbeitskommando geplatzt, meist aber wegen irgendeiner Schiebung, mit Gold oder Devisen, die sie den Toten abgenommen und nicht abgeliefert hatten.

Die Folgen der Mitwisserschaft haben diese Leute besonders für den Fall gefürchtet, wenn der Krieg einen ungünstigen Verlauf nimmt und das Lager beim allgemeinen Zusammenbruch aufgegeben wird. Darum haben sie noch die letzte Chance genutzt, haben sich noch in den letzten Wochen zur SS gemeldet. Sie wurden aber erst in den allerletzten Tagen, kurz vor der Evakuierung des Lagers, eingekleidet, weil sie bis dahin noch unentbehrlich waren. Das Krematorium hat bis zum Schluß sogar mit Überstunden gearbeitet, so viel gab es zu tun. Durch die Einkleidung in die SS-Uniform haben sie sich von dieser Seite zu sichern gesucht, um nicht als lästige Mitwisser umgebracht zu werden.

Im Zusammenhang mit den Exekutionen auf dem Industriehof muß des Mordens der Häftlinge durch Erhängen im Lager selbst gedacht werden. Sei es, daß ein Flüchtiger wiederergriffen wurde, oder jemand hatte „Sabotage" getrieben, oder es lag sonst ein an sich nichtiger Grund für ein Todesurteil vor,— so manches Mal wurde die Vollstreckung der Todesverfügung vor dem versammelten gesamten Lager durchgeführt. Entweder morgens in aller Frühe oder nach dem Abendappell hatte das ganze Lager diesem Mord beizuwohnen.

In den ersten Jahren sind sogar Erschießungen vor dem angetretenen Lager vorgenommen worden. Später mußte nur das ganze Lager mit „Mützen ab!" dastehen und auf die Minute warten, da der betreffende Häftling

auf dem Industriehof erschossen wurde. Dann erst hatte das Lager abrücken dürfen.

Es war ein eigenartiges Gefühl, als man zum erstenmal dem Erhängen beiwohnen mußte. Es handelte sich um einen Ausländer, der auf der Flucht wiederergriffen wurde. Das geschah nach einem Abendappell, noch vor dem Abendessen. Auf einer Erhöhung, unter dem Galgen, stand der Todeskandidat. Der Galgen war an der Stelle aufgebaut, wo zum Weihnachtsfest am Weihnachtsbaum die Lichter brannten. Ein Häftling, ein BV, legte dem die Schlinge um den Hals. Dann wurde er mit einer Winde hochgezogen. Doch irgendetwas riß, er stürzte herab. Wurde noch einmal hochgewunden, daumelte dann, vom Winde hin und her gedreht. Nach 15 Minuten wurde der leblose Körper heruntergelassen und hingelegt. Der anwesende SS-Arzt stellte den eingetretenen Tod fest, die Leiche wurde in einen schwarzen Leichenkasten getan (als einen Sarg kann den Kasten niemand bezeichnen), und nach dem Krematorium geschafft. Nur in ganz besonders dringenden Ausnahmefällen durften Erhängte nach dem Leichenkeller des Krankenhauses gebracht werden.

Die Blöcke marschierten ab, mit einem Gefühl des Ekels. Ein Gefühl der Beklommenheit nach dem ersten grausigen Schauspiel ließ keinen Appetit am Abendessen mehr aufkommen; denn man hatte in seinem Leben nie eine Erhängung gesehen, konnte sich auch kein rechtes Bild von den Empfindungen eines solchen Zuschauers machen. Hier mußte man zum ersten Mal das miterleben, mit eigenen Augen mitansehen, und dazu hatte man die Überzeugung, daß da ein ungerechtes Urteil vollstrecken worden ist, ein gewöhnlicher Mord sich abgespielt hat, vom Reichsführer-SS legalisiert. Später haben wir öfter Zeugen solcher grausigen Morde sein müssen, anders können diese Handlungen nicht bezeichnet werden.

Kein Häftling wird aber den Morgen des Pfingstsonntags 1943 vergessen können. In aller Frühe, noch vor 4 Uhr, trat das Lager auf dem Appellplatz an. Zwei Polen sollten gehenkt werden, zwei polnische Lehrer, eines

Kriegsverbrechens beschuldigt. Sie gehörten zu einem Arbeitskommando, das gebrauchte und angeröstete Stahlhelme säubern sollte. Dabei hatten sie die Helme zu stark gerieben, daß der Stahl so dünn geworden wäre, daß sie nicht mehr kugelsicher gewesen wären. Das hatte der Werkmeister gemeldet, und die beiden jungen Polen wurden auf Befehl des Reichsführers-SS Himmler am ersten Pfingstmorgen aufgeknüpft, ausgerechnet am frühen Pfingstsonntagmorgen.

Jeder Häftling fragte sich, ob man etwas Wahnsinnigeres ausdenken konnte; was überhaupt der Zweck einer solchen Zeitwahl gewesen sein könnte. Wahrscheinlich sollte den Zuschauern die schon an sich karge, ja zweifelhafte Pfingstfreude durch ein solches von dieser Mörderbande veranstaltete Schauspiel ganz und gar verdorben werden.

Später wurden die zum Strang Verurteilten nach dem Anlegen der Schlinge nicht mehr hochgewunden. Der Betreffende mußte sich auf einen Schemel stellen, bis ihm der Henker die Schlinge um den Hals gelegt hatte. Dann wurde der Schemel mit einem Ruck fortgeschoben, und mit einem kurzen Knack brach das Genick des durch die Körperschwere nach unten Sackenden. Eine Todesart, die eines Staates, der sich zu einem Kulturstaat zählen wollte, im Zeitalter des 20. Jahrhunderts unter keinen Umständen würdig ist. Eine größere Schande für alle Zeiten konnte die Regierung eines solchen Landes nicht auf sich laden.

Auch hier hat die SS bewiesen, daß sie mit ihren Führern, Organen und Einrichtungen absichtlich am Untergang des Volkes gearbeitet hat. Nicht umsonst trugen ihre Angehörigen an Mützen und Uniform den Totenkopf — sie waren die leibhaftigen T o t e n g r ä b e r ihrer Nation. Sie haben das eigene Volk in gräßlichster Weise in den Abgrund gestürzt. Sie stellten sich als die Auserwählten hin, die einzig und allein berufen seien, nicht nur das eigene Volk, sondern die ganze Welt zu „beglücken". Sie wollten die andern Völker „befreien", die sich nicht im mindesten unfrei gefühlt hatten und von

ihrer „Freiheit" nichts wissen wollten. Sie wollten in fremden Ländern „segensreich" wirken, und waren selbst die größen Mörder und Banditen, hatten in ihren Reihen die größten Lumpen. Sie versprachen andern eine helle und große Zukunft. Kaum aber hatte ihr Totenkopf fremden Boden betreten, haben sie wie die Bestien gehaust. Sie boten der Welt sich als „leuchtenden Beispiel" an, besudelten aber mit dem Blut unschuldiger Menschen ihre Hände und netzten die gequälte Erde mit den Tränen von Witwen und Waisen, deren Männer und Väter in ihren fürchterlichen Konzentrationslagern schmachteten und jeden Augenblick auf den Tod gefaßt sein mußten. Das ist das w a h r e G e s i c h t der Himmlergarde.

Der Arbeitseinsatz

Die Konzentrationslager wurden immerzu mit neuen Häftlingen angefüllt. Abgesehen von allen andern Gründen, wurde dies getan, damit die Gestapo und diejenigen Angehörigen der SS, die nicht an die Front wollten, ihre Existenzberechtigung hinter der Front, weit vom Schuß ab, nachweisen konnten. Je größer und zahlreicher die Lager wurden, um so mehr SS-Leute waren nötig, um so mehr Drückeberger hatten Gelegenheit, da unterzukommen.

Das war ein Grund, der vielleicht manchem Leser nicht sogleich einleuchten wird. Er braucht sich aber nur das noch einmal ins Gedächtnis zu rufen, was er selber in seiner nächsten Umgebung immer und immer wieder beobachten konnte. Hat es wenig Heil-Schreier und Siegesposauner gegeben, die im Heil- und Sieg-Schreien sich nicht genug tun konnten, aber nicht an die Front wollten? Wieviele haben alles angestellt, um daheim bleiben zu können, um nicht auf die Eisfelder Rußlands oder in die sonnendurchglühten Sandwüsten Nordafrikas zu müssen? Sie haben das nicht getan, weil sie den Krieg als solchen verabscheut hatten, keineswegs, sondern weil sie die Gelegenheit warnehmen wollten, sich zu bereichern, noch mehr zusammenraffen zu können.

Viele haben sich vor der Front drücken können, weil es so viele Posten und Pöstchen und Stellen der Unabkömmlichkeit im Hitlerschen Reich gab, daß so mancher „Mutige", der sich schon als Vizekönig von Indien, Kaffernhäuptling in Afrika oder als wohlbeleibte Farmer mit einer langen Havanna in Amerika sah, bequem unterschlupfen und auf den „Endsieg" warten konnte.

Dasselbe Bild wie 1914/18. Damals haben das die Juden gemacht, trompetete die Goebbelsche Tratsche. In diesem Krieg war es in erster Linie die verhimmelte SS. Das zu vertuschen, hat man die SS nicht nur der Wehrmacht gleichgestellt, sondern die Wehrmacht der SS unterstellt. Und der Propagandaapparat, diese verdummende Quasselstrippe, hat das Seinige geten, das leichtgläubige Volk glauben zu machen, daß die SS Wundertaten vollbringe, stets zum größten und gefährlichsten Einsatz käme. Bluff!

Ein weiterer, wichtigerer Grund, die Konzentrationslager zu erweitern und anzufüllen, war das Verlangen nach billigen Arbeitskräften, damit Führer und Funktionäre der SS alles umsonst hätten, was sie für ihren Bedarf und zu ihrer Bequemlichkeit brauchten. Und so war es auch. Woher ist es gekommen, daß z.B. die herrliche Villa des SS-Obergruppenführers Eicke, deren ein amerikanischer Multimillionär sich nicht zu schämen brauchte, diesem Gewaltigen fast nichts gekostet hat? Oder wieviel hat der Inspekteur der Konzentrationslager, der SS-Obergruppenführer Pohl, schon an andrer Stelle erwähnt, für seine Einrichtungen hergegeben? Häftlingsgeist, Häftlingsfleiß, Häftlingsschweiß und Häftlingsblut haben alles aus geraubtem Material geschaffen.

Das sind nur zwei Beispiele aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen. Und wieviel solcher Konzentrationslager hat es in Deutschland gegeben? — Auschwitz, Lublin, Stutthof bei Danzig, Buchenwald bei Weimar, Nordhausen, Ravensbrück, Neuengammen bei Hamburg, Dachau bei München, Mauthausen bei Linz, Flossenbürg, Natzweiler im Elsaß, Hertogenbusch in Holland, Bergen-Belsen, Riga und viele andere. Das Konzentrationslager Sachsenhau-

sen hat die Häftlingsnummer 150 000 erreicht, nicht gerechnet die Zugänge der ersten Jahre, das Frauenlager Ravensbrück nahe 100 000, Auschwitz weit über 200 000 (nicht mitgerechnet die Tausende, die nicht nummeriert sind), Neuengammen fast 100 000. Und all die andern Lager! Millionen Menschen sind allein durch die Konzentrationslager gegangen. Und wo bleiben all die andern Lager, die sogenannten Umschulungs-, Arbeits-, Erziehungs-, Moorlager und andere? Ganz Deutschland war ein Gefängnis, ein ungeheures KZ. Was hat sich da an Arbeitskräften angesammelt! Sie haben die verschiedenste Arbeit verrichtet, von Moor- und Steinbrucharbeiten bis zur feinsten Werkstätten- und Fabrikarbeit. Für wen? In erster Linie für die SS, nicht für das Gemeinwohl.

Sehen wir uns einige dieser Arbeitsstätten und Arbeitslager des KL Sachsenhausen an.

Fangen wir mit der allernächsten Umgebung an, mit den Verwaltungswerkstätten. Da hat es die verschiedensten Abteilungen gegeben: Schneiderei, Schuhmacherei, Polsterei, Tischlerei, Malerei, Schlosserei, Buchbinderei und verschiedene kleinere, in denen nur einige Häftlinge beschäftigt waren, meist für spezielle Arbeiten.

In den Verwaltungswerkstätten wurden nicht nur die Sachen der Häftlinge ausgebessert oder angefertigt. Die Schneiderei und Schuhmacherei hat dies noch getan. Dagegen die andern Abteilungen dienten fast ausschließlich den privaten Zwecken der Angehörigen der Kommandantur, Lagerführer und der Scharführer. Wenn aber ein Block einen neuen Schemel, Tisch oder Schrank brauchte, bekam er ihn nicht in der Tischlerei der Verwaltungswerkstätten angefertigt, sondern mußte diese Sachen organisieren, mußte Mittel und Wege finden, sie sich zu verschaffen. Hat er einen Türdrücker gebraucht, dann hat nicht die Schlosserei ihn geliefert, was sie doch hatte tun müssen, sondern man mußte zusehen, wo man für Zigaretten oder für ein, zwei Kulen Brot sich einen Drükker verschaffen konnte.

Brauchte aber ein Oberscharführer eine Wohnungseinrichtung, und er hatte gute Beziehungen zum Leiter

der Verwaltungswerkstätten, bekam er sie für wenig Geld auf billige Art und Weise: die Tischlerei der Verwaltungswerkstätten lieferte sie ihm. Besaß er einen Funken von Anstand, hat er dem Vorarbeiter der Tischlerei ein Päckchen Zigaretten oder ein halbverschimmeltes Brot zugesteckt. Wie er den Leiter der Werkstätten geschmiert hat, hat sich natürlich unsrer Kenntnis entzogen.

Einmal ereignete sich folgendes: In der Tischlerei war ein Tscheche beschäftigt, ein Kunsttischler, aber nicht nur ein Kunsttischler, sondern ein Künstler. Da bestellte ein SS-Führer ein Nähtischchen. Es sollte etwas ganz Besonderes werden, nach einem besondern Entwurf des Künstlers gearbeitet. Und er hat es geschafft, hat etwas derart Künstlerisches geschaffen, daß wir alle dies Kunstwerk bestaunten. So was hat man noch nicht gesehen, noch hätte man sich derartiges vorstellen können. In der Tat ein Kunstwerk, ein Meisterwerk, das man in den schönsten Palast stellen konnte. Der Tisch war noch nicht abgeholt. Da kommt eines Tages der Lagerführer, sieht ihn und ist begeistert, will unbedingt für sich haben. Dem Meister dieses Kunstwerkes bietet er für die vollendete Arbeit einige Zigarren an und will nächstens abholen lassen. Der Häftling erzählt den Vorfall seinen Kameraden, wie und was sich abgespielt hat. Da haben sich einige gefunden, die eine solche Gemeinheit doch nicht so leicht durchgehen lassen wollten. Man weiß nicht wie — der Tisch war und blieb verschwunden, für immer. Der Lagerführer tobte wie ein Wahnsinniger, drohte dem ganzen Kommando mit dem Pfahl, hat aber zuletzt die Sache doch auf sich beruhen lassen, weil er bei einer etwaigen Vernehmung seine Bloßstellung fürchtete. Das Anbieten von Zigarren an einen Häftling hätte ihm als streng verbotene Handlung verhängnisvoll werden können, besonders da er sich mit dem Kommandanten nicht gut stand.

Dies eine Beispiel zeigt schon, wie es in den Verwaltungswerkstätten zuging, in denen zeitweise bis 500 Mann beschäftigt waren. Ähnliche Verhältnisse, in mancher Hinsicht noch schlimmere, waren in einem andern Kommando, in den DAW (Deutsche Ausrüstungswerke). Das

war ein ausgesprochenes Geschäftsunternehmen der SS, eine GmbH. Der Hauptgesellschafter war der Chef des Wirtschaftsverwaltungshauptamtes der Deutschen Polizei und der Waffen-SS (sein Name ist mir entfallen); ein bedeutender Mitgesellschafter der schon wiederholt genannte SS-Obergruppenführer Pohl.

Die DAW hatten die verschiedensten Werkstätten: Holzplatz mit Sägewerk, Maschinenraum mit modernen Holzbearbeitungsmaschinen, eine Lehrwerkstätte (in der Jugendliche angelernt wurden), eine Sonderwerkstätte für Spezialaufträge, Tischlerei, Zimmerei, Stellmacherei, Polsterei, Schuhmacherei, Schlosserei, eine Hufschmiede (um die Pferde der SS-Funktionäre zu beschlagen), Elektrowerkstatt, Korbmacherei (in der allein fast 150 Häftlinge arbeiteten, meist Zigeuner, weil diese nach Äußerung des Werkmeisters am besten und geschicktesten Flechtarbeiten verrichten), eine Bilderleisten- und Bilderrahmenfabrik, Druckerei und Buchbinderei, verschiedene Radioabteilungen (die für Berliner Sonderfirmen erbeutete Radioapparate auseinandernahmen und die Einzelteile sortierten), eine Garage mit Autoreparaturwerkstatt, ein Stofflager (in dem aus Frankreich und Belgien geraubte Teppiche, Läufer und allerlei Stoffe aufbewahrt und von da aus an besonders Begünstigte zu Spottpreisen abgegeben wurden, natürlich ohne Bezugschein und irgendwelche Schwierigkeiten).

Der Jahresumsatz der DAW ging in die Millionen. Zuletzt wurden fast 1 500 Häftlinge beschäftigt, größtenteils Spezialarbeiter oder angelernte Facharbeiter. Man wird sich eine Vorstellung von dem Betrieb machen können, auch von der Größe des Bürokratismus, wenn nur erwähnt wird, daß allein das Betriebsbüro 60—80 Leute beschäftigte, für Kalkulation, Buchführung, Korrespondenz, Personalabteilung usw. Jede Werkstatt hatte noch ihr eigenes Büro. Der Vorarbeiter des Betriebsbüros war ein BV, ein Berliner Bankdirektor, der wegen dunkler Bankgeschäfte vor dem KZ schon 7 Jahre im Zuchthause gesessen hat, der das Häftlingspersonal nach Gutdünken und persönlicher Laune beschäftigte und entließ.

Die Bilderleistenwerkstatt hat jahrelang mit einer Belegschaft von 50—80 Häftlingen gearbeitet. Ihr stand alles zur Verfügung: das erforderliche Holzmaterial, Glas, Pappe, was zur Vergoldung gebraucht wird, kurz alles, was zum Einrahmen benötigt wird. Und alles in ausgiebigen Mengen. Gerahmt wurde Tag für Tag, in rauhen Massen. Die Bestellungen gingen haufenweise ein, natürlich nur von SS-Angehörigen und SS-Einrichtungen.

Die Schuhmacherei hatte Material, soviel sie nur verarbeiten konnte: Gummi- und Ledersohlen, feinstes Oberleder, Eisen, kurz — alles. Da war der Andrang auch groß, sehr groß. 15 Mann arbeiteten vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Neben den gewöhnlichen Aufträgen gab es vordringliche Aufträge, die innerhalb einiger Stunden erledigt werden mußten.

Für die Schuharbeiten gab es eine zweifache Preisberechnung: für die Angestellten des Werkes (die Häftlinge natürlich ausgeschlossen) und besondere Persönlichkeiten der SS ein Preis, ein andrer für die übrigen Auftraggeber. Die ersteren bekamen zum Selbstkostenpreis, wobei zu beachten ist, das Leder überhaupt nicht berechnet wurde, weil es Beuteware war und nichts gekostet hatte. Um so höhere Preise haben die sonstigen SS-Angehörigen zahlen müssen. Der für das Beuteleder angenommene Selbstkostenpreis war 5,- Mark für das Kilo. Hinzu kam ein allgemeiner Aufschlag von 100% und zu dem Stundenpreis, der mit 80 Pfennig für die Stunde angesetzt war, ein Aufschlag von 220%. Zum Schluß noch ein Zuschlag für Betriebs- und Fertigungsgemeinkosten, so daß der Endpreis den Kunden nicht gerade freundlich anlächelte. Was sollte er aber tun? War froh, daß seine Schuhe besohlt oder repariert wurden. Draußen hat so etwas nicht mehr gegeben. Für solche hohen Preise wäre der Schuhmacher wegen Kriegswucher ins KZ gesteckt worden. Dieser Betrieb konnte sich erlauben, jeden Preis abzufordern; denn er stand unter dem Schutz des Reichsführers-SS Heinrich Himmler. Ihm nahestehende Spießgesellen waren Gesellschafter dieses ausgedehnten Werkes.

So ist es in allen Werkstätten der DAW zugegangen. Material war überreichlich da. Wenn etwas fehlte, setzte sich der kaufmännische Leiter ins Auto oder auf die Bahn und fuhr los, nach Beuteware Ausschau zu halten, in der Tschechei, in Polen, Frankreich, Belgien, dort, wo noch etwas zu holen war und nichts kostete. Zweigwerke der DAW waren in den verschiedenen Konzentrationslagern, in Auschwitz, Lublin, Stutthof, Buchenwald, Prag, Ravensbrück, Dachau u.a. Sie haben alle gearbeitet, damit einige besonders begünstigte SS-Führer Reichtümer anhäufen konnten.

Ein Werk, das der SS Milliarden eingebracht hat, war die Schuhfabrik, eine Gold- und Diamantengrube im wahrsten Sinne des Wortes. Nicht daß diese Milliarden durch Arbeit oder auf ehrliche Weise verdient wären, sondern durch Raub und Ausplünderung. Unter einer Schuhfabrik stellt man sich gewöhnlich einen Betrieb vor, der massenweise, fabrikmäßig, Schuhwerk herstellt. In dieser „Schuhfabrik" war nicht die Schuhfertigung das wichtigste. Zwar wurden auch Holzschuhe, Holzsandalen und Schuhe mit Holzsohlen für die Häftlinge hergestellt, das KL damit versorgt. Daran haben aber nicht einmal hundert Häftlinge gearbeitet.

Der größte Teil des Kommandos, das in letzter Zeit noch über 600 Mann zählte, früher hat es sogar 1 000, 12—1 500 gehabt, war mit dem Auftrennen von Schuhen beschäftigt. Es sind nicht nur Waggon-, sondern ganze Eisenbahnlandungen Zivilschude aus den besetzten Gebieten gebracht worden, aus Polen, Ungarn, dem Balkan, Italien u.a., von jeder Beschaffenheit, in jeder Ausführung, in allen Größen, vom Säuglingsschuh bis zur größten Schuhnummer, Kinder-, Frauen-, Männerschuhe, Haus-, Ball- und Straßenschuhe, jede mögliche Schuhart. Der SS war es nicht um das Schuhleder zu tun, sie hatten Bauteleder mehr als genug. Es kam ihnen darauf an, was in den Schuhen steckte, auf den Inhalt, der hineingenäht und versteckt war. Gold und Edelsteine waren es, nach denen ihre Habsucht gierte. Das Leber selbst, auch von

bester Güte, wurde haufenweise verbrannt, in die Heizung gesteckt.

Die Häftlinge hatten unter strengster Aufsicht und Kontrolle die Schuhe auseinanderzutrennen. Wenn Gold, Devisen, Brillanten oder andre Kostbarkeiten dabei zum Vorschein kamen, mußten sie bei Todesstrafe alles ihrem Werkmeister abgeben. So mancher hat seine Habgier mit dem Leben bezahlen müssen. Auf dem Gelände der Schuhfabrik lagen Berge von hergebrachtem Schuhwerk, höher als die Baracken. Was da beim Auftrennen der Schuhe an Devisen, Gold und Edelsteinen gefunden ist, davon kann sich niemand eine Vorstellung machen.

Und wo ist das alles geblieben? Wo ist es hingekommen? Ist es zur Finanzierung des Krieges verbraucht? Man hat nichts darüber verlauten lassen. Wer hat die Werkmeister und die SS kontrolliert, an die das gefundene Gut abgeliefert wurde? Niemand. Wo ist das alles hin? Ganze Bündel von Dollar- und Pfundnoten haben die Häftlinge in den Schuhen gefunden, die aus dem Konzentrationslager Auschwitz nach der Schuhfabrik kamen. Die Leute, denen die Schuhe gehört haben, hatten geglaubt, wenigstens Devisen und Edelsteine in Schuhen und Kleidern versteckt retten zu können. Umsonst!

Die Schuhe, in denen man mit Bestimmtheit verstecktes Gut vermutete, wurden in einer besondern Abteilung auseinandergetrennt, in der Isolierung der Schuhfabrik, einem Kommando von 80 Mann. Sie arbeiteten in einer abgesonderten Baracke, die durch Stacheldraht von den übrigen getrennt war und durch besondere Posten scharf bewacht wurde. Die zur Isolierung gehörten, durften nie ihre Baracke verlassen, rückten auch abends nicht ins Lager ein, sondern wohnten in der Schuhfabrik, bekamen da ihre Verpflegung. Wenn jemand ernst krank wurde, daß eine Behandlung im Krankenbau notwendig war, wurde er unter schärfster Bewachung und Isolierung nach dem Revier gebracht und sofort geröntgt. Erst dann durfte er ärztlich untersucht und versorgt werden und wurde in einem isolierten Raum untergebracht, der nur für die Kranken aus der Isolierung der Schuhfabrik bestimmt

war. Der Kranke durfte nicht den Abort aufsuchen, blieb drei Tage streng für sich getrennt. Erst nach drei Tagen, wenn er Stuhlgang gehabt hatte, wurde er auf die betreffende Station verlegt, wohin er nach der Art seiner Krankheit gehörte.

Ganze Waggonladungen getragener Anzüge kamen auch in die Schuhfabrik. Die meisten Jacken hatten ein Loch im Rücken. Woher? Die Antwort findet der Leser selbst. Auch in den Kleidern ist sehr viel an Wertsachen gefunden.

Die Schuhfabrik des KL Sachsenhausen war tatsächlich eine Goldgrube für die SS. Auch zu diesen ganz gemeinen Plünderungsarbeiten hat man den Häftling gezwungen.

Die größte Autoreparaturwerkstatt der SS war die KVA (Kraftfahrzeugtechnische Versuchsabteilung). Häftlinge haben die Werkstätten aufbauen müssen. Das Kommando zählte fast 1 500 Mann. Abgesehen von einer ganz geringen Anzahl, waren es durchweg Autoschlosser, Autoingenieure, Automechaniker und ähnliche Spezialisten, darunter Leute, die in ihrem Fach gutbezahlte Stellungen bekleidet hatten. Hier mußten sie hinter Stacheldraht für die paar Hundert Gramm Brot und eine fettlose Wassersuppe zwölf Stunden täglich werken, sogar am Sonntag 6—8 Stunden, oft auch den ganzen Tag.

Die Werkstätten hatten die modernsten Maschinen, natürlich auch von überall zusammengeraubt und hergeholt. Da wurden Kraftwagen aller Typen repariert und zusammengebaut, Panzerwagen und sonstige Motorfahrzeuge. In den letzten Monaten wurden Teile für die V 2 in einem Teil der Werkstätten der KVA hergestellt.

Des SS hat es aber doch leid getan, die großzügigen Anlagen in die Luft gehen zu lassen, als die Front Oranienburg näherrückte. Da haben sie von den komplizierten Maschinen die wichtigsten Teile entfernt und vergraben, dadurch die Maschinen unbrauchbar gemacht.

Es gab verschiedene Kommandos, die in Oranienburg zur Herstellung von Kriegsbedarf und Kriegsgerät herangezogen wurden. Der Häftling konnte nicht sagen: Ich

gehe nicht! Ein Pistolenschuß — und er lag als Leiche am Boden.

Außer den Kommandos, die im Bereich oder in der Nähe des Stammlagers arbeiteten, hat es noch eine Anzahl von Außenlagern gegeben, in denen Tausende beschäftigt waren. Die wichtigsten waren die Heinkelwerke in Oranienburg (Flugzeugbau, mitunter 7—8 000 Häftlinge beschäftigt), die Auer-Werke in Oranienburg (über 2 000 weibliche Konzentrationäre), verschiedene SS-Baubrigaden (die größte die 2. SS-Baubrigade in Berlin, sie beschäftigte mehrere Tausende), die Siemens-Werke Haselhorst (männliche und weibliche Juden), verschiedene Kommandos in Berlin-Lichterfelde, Trebnitz, Müggelheim, Prettin, Glöwen (Juden und Jüdinnen), Wittenberg, Babelsberg-Ufastadt, Fürstenberg, Bad Saarow und andere. In den Außenlagern des KL Sachsenhausen waren zeitweise 35—40 000 Häftlinge untergebracht und tätig. Eine Armee von Arbeitskräften, die die SS wenig gekostet haben, im Vergleich zu den Leistungen und dem Reingewinn der verschiedenen SS-Betriebe so gut wie gar nichts.

Die Verteilung der Häftlinge auf die einzelnen Außenlager erfolgte durch den Arbeits-Einsatz unter Leitung eines SS-Sturmführers. Der letzte Arbeitseinsatzführer war der SS-Obersturmführer Rehn, ein Mensch von groben Umgangsformen. Er soll nach der Evakuierung in Schwerin mit verschiedenen andern Blutsaugern von Häftlingen gelyncht sein.

Die Aufteilung auf die einzelnen Kommandos innerhalb des Lagers nahm der Arbeits-Dienst vor.

Die technische Arbeit im Arbeits-Einsatz und im Arbeits-Dienst wurde durch Häftlinge gemacht. Der Vorarbeiter des Arbeits-Einsatzes war ein BV, ein langjähriger Zuchthäusler, der durch sein ungerechtes und gemeines Auftreten, sein grobes Wesen bei den Häftlingen verhaßt war.

Ohne Rücksicht darauf, ob du körperlich und gesundheitlich zu einer Arbeit tauglich warst oder nicht, schickte dich der Arbeits-Einsatz hinaus.

Zuletzt hat der 1. Lagerarzt, Hauptsturmführer Dr. Baumkötter, bei der Lagerführung erreicht, daß jeder, den der Arbeits-Einsatz in ein Außenlager schickt, vorerst vom Arzt untersucht werde, ob er arbeitsfähig ist. An sich eine gute Absicht. Aber die Praxis sah anders aus. Der Arbeits-Einsatz hat zwar jeden dem Arzt vorgeführt, der hinaussollte. Der Arzt stellte auch fest, daß dieser oder jener so körperschwach ist, daß er die vorgesehene Arbeit nicht verrichten könnte. Dem Arbeitseinusatzführer wurde eine Liste derjenigen zugestellt, die für den Transport untauglich waren. Wer aber verschangheit werden sollte, den hat der Schreiber des Krankenbaues, auch ein Häftling, ein ehemaliger Polizeibeamter, auf der Liste der Körperschwachen fortgelassen. Und stand er doch auf der Liste, hat der Vorarbeiter des Arbeits-Einsatzes die Sache so gedreht, daß der Kranke hinausmußte. Auf diese Weise ist mancher sieche und schwache Häftling ums Leben gebracht. Wo konnte er sich beklagen? Bei wem sich beschweren? Wollte jemand, ein Blockältester oder sonst eine Prominenz, einen unbedingt verschangheien, so setzte er sich mit dem Vorarbeiter des Arbeits-Einsatzes in Verbindung, und der Betroffene mußte hinaus, ob er arbeitsfähig war oder nicht. Er hatte ja keine Möglichkeit, bis zum Arbeitseinsatzführer vorzudringen. Wenn ihm dies auch gelingen sollte, der Arbeitseinsatzführer hat den Ausführungen seines Voarbeiters eher zugestimmt als dem Gewinsel des Entrechteten. Innerhalb des Stammlagers nahm die Arbeitseinteilung der Arbeits-Dienst vor, natürlich eine ähnliche Einrichtung wie der Arbeits-Einsatz, mit ebensolchen besetzt wie der Arbeits-Einsatz, mit denselben Tendenzen wie dieser. Der Häftling sollte für die SS arbeiten bis er verreckt ist. War dies so weit, war der Zweck erreicht.

Die Arbeitszeit für die Häftlinge war nicht kurz bemessen. Im Gegenteil, im letzten Jahr dauerte die kürzeste Arbeitszeit von 6—12 Uhr und nachmittags von 13—16.30 Uhr. Die meiste Zeit im Jahr wurde gearbeitet 5—12 und 12.30 bis 18.00 Uhr, dazu sonntags vom Morgen bis 13 Uhr. Zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten haben

verschiedene Kommandos sogar am ersten Feiertag arbeiten müssen, am zweiten Feiertag arbeiteten alle ohne Ausnahme. Karfreitag und Himmelfahrtstag galten als Arbeitstage.

Der Muselmann

Ein Muselmann ist ein Konzentrationshäftling, der körperlich völlig heruntergekommen und zu einem Skelett abgemagert ist. Wankende Muselmanngestalten bevölkerten nicht nur zu Hunderten das KZ, sondern zu Tausenden. Fast jeder zweite war ein Muselmann. Sie schlichen an den Blöcken hinter den Baracken dahin entlang, als ob sie dem Hades entstiegen wären. Der ganze Mensch nur Haut und Knochen, die Augen tief in den Höhlen liegend, der Gang vornübergebeugt, die Arme hingen wie die Ärmel einer Vogelscheuche herab. Er stolperte über den kleinsten Stein, seine Stimme ist wie das Gewimmer eines getretenen Hundes — ein Kandidat für das Krematorium. Und die meisten Toten waren Muselmänner, starben doch sehr viele an Körperschwäche. Ein zwanzigjähriger Mensch sah aus, als ob er 40—50 Winter hinter sich hätte. Solche Fälle, daß z.B. ein 40jähriger, Größe 1,75 m, der bei seiner Einlieferung ins KZ noch seine 75 Kilo wog, nach 1/2 Jahr kaum noch 50 Kilo aufweisen konnte, war keine seltene Erscheinung.

Der Muselmann wurde aber von den Blockführern und den Blockältesten doch rücksichtsvoller behandelt? — Das denke nicht, Du Ahnungsloser! Im Gegenteil, wegen seiner Körperschwäche wurde er überall und von jedem verhöhnt. Es hieß ohne Aufhören: Muselmann hier! Muselmann dort! Auch von seinen Mithäftlingen wurde er oft nicht geschont. Er wurde gestoßen, zur Seite geschoben. Tat er den Mund auf, so wurde er mit der Faust bedroht: „Du scheinst noch alle Rippen im Leibe zu haben, du elender Muselmann!" — „Bist ja schon für den Schornstein reif, mach dich nicht so breit!"

So mancher Muselmann ist über solche Behandlung in Vezweiflung geraten, hat den letzten Funken von Lebensmut verloren, wollte lieber tot als lebend sein. So mancher ist aus Verzweiflung in den Draht gegangen. Und wenn der Mensch den nötigen Lebensmut nicht mehr aufzubringen vermag, ist es um ihn geschehen, besonders im KZ. Da hilft kein Arzt mehr, keine Medizin. Es ist aus mit ihm. Was auf dem Appellplatz vom Häftling allgemein verlangt wurde, galt nicht weniger auch für den Muselmann. Auch er hatte stundenlang zu stehen, bis er umifel und davongetragen wurde. Auch er durfte sich nur im Laufschritt bewegen. Stelle dir einen zum Skelett abgemagerten Muselmann vor, der mit auf die Brust herabhängendem Kopf „im Laufschritt" die Lagerstraße entlangschlurft! Ein bejammernswertes Bild, das andererseits ungewollt zum Lachen reizt. Und Spaß wollten doch SS und die Blockführer haben.

Diese Muselmänner, die schon vom Windstoß umfielen, sollten auch noch arbeiten; denn „Arbeit macht frei!" Es gab verschiedene Kommandos, wo Muselmänner beschäftigt wurden: Lumpen- und Ledertrenner, Nietensortierer, Kartoffelschäler, Strumpfstopfer u.a.

Berge von alten, abgetragenen Kleidern und Wäschestücken sind aufgetrennt und sortiert worden. Die Nähfäden mußten entfernt, Wollstoffe von andern Stoffarten ausgesondert werden. Da saßen diese Mumien Tag für Tag, von morgens bis zum Abendappell, trennten und sortierten. Die verschiedensten Berufe waren da vertreten: Arbeiter, Parteifunktionäre, ehemalige Offiziere, Rechtsvertreter, hohe Beamte, Angestellte usw. Da gab es Unterhaltung und Diskussionen, natürlich wenn keine SS in der Nähe war! Einer wußte mehr zu erzählen als der andre, ein Spinner übertraf den andern im Spinnen. Da entstanden und kamen die unglaublichsten Parolen herum. Tauchte eine SS-Gestalt an einer Ecke auf, ertönte geheimnisvoll: „Achtzehn!" und jeder war in seine „Arbeit" vertieft, trennte und sortierte, daß die Lumpen flogen, bis das Gespenst vorüber war. So ähnlich ging es auch bei den Ledertrennern zu. Nur daß zu diesem Kommando Leute genommen wurden, die entwas „kräftiger" waren und besser „laufen", sonst aber nur sitzende Arbeit verrichten konnten. Da mußte manchmal auch tüchtig zugefaßt werden, wenn es galt, die Berge von frischangekommenen Ledersachen, besonders schwere Sättel, in die Baracke zu schleppen. Sehr viel funkelnagelneue Militärsättel kamen aus der Tschechoslowakei, waggonweise, in ungeheuren Massen. Und all diese Sättel, Patronen- und Satteltaschen und sonstiges Lederzeug, lauter Beuteware, wurde aufgetrennt, gelagert und später — verschoben. Was da an bestem Leder aufgestapelt lag! Es ging in die Millionen. Alles zusammengeraubt, zusammengeplündert in den besetzten Gebieten: das Wahrzeichen der „Befreier Europas" und „Gegner der Plutokraten".

Die größten Parolemacher waren aber die Kartoffelschäler. Das Kommando hatte, je nachdem, 3—500 Mann, die tagtäglich bis in die tiefe Nacht hinein für die Häftlingsküche Kartoffeln, Steck- und Mohrrüben zu schälen hatten. Das Schälen geschah in einem kalten Keller, so daß viele im Winter allerlei Erkältungskrankheiten sich zuzogen. Trotzdem gingen die Muselmänner nicht ungern dahin, weil sie neben ihrem sonstigen Essen auf dem Block noch einen Schlag, manchmal auch zwei, aus der Küche, sei es auch nur Wassersuppe, bekamen. Dem ausgehungerten Muselmann war jedes genießbare Krümelchen ein Geschenk vom Himmel.

Die Kartoffelschäler produzierten die unglaublichsten Parolen. Diese Parolemacher haben schon Stalingrad fallen lassen, bevor die Deutschen es überhaupt erreicht hatten. Standen die Sowjettruppen vor Minsk, so standen sie für die Kartoffelschäler schon vor Königsberg. Nach ihren Parolen ist Hitler mindestens zehnmal ermordet worden. Wer die saftigsten und neuesten Parolen erfahren wollte, brauchte nur einen Kartoffelschäler zu befragen; da bekam er Unterhaltungsstoff für Tage.

Wurde aber ein neues Kommando für außerhalb zusammengestellt, mußten die Kartoffelschäler antreten, und ihre Reihen wurden gelichtet. Am nächsten Morgen wur-

de aber die entstandene Lücke durch neue Muselmänner wieder aufgefüllt.

Das größte Kommando der Muselmänner war das der Nietensortierer. Morgens wurde jeder dahin geschickt, der für den Tag aus irgendeinem Grund ohne Beschäftigung war. Die Zahl der Nietensortierer schwankte zwischen 500 und 2 000. Da saßen die Elendsgestalten an langen Tischen, vor sich einen Haufen Nieten von allerlei Beschaffenheit, natürlich auch alles Beuteware. Die Nieten sollen aus Frankreich gekommen sein. Hier, in diesem Kommando, wurden sie nach Form, Länge und Stärke sortiert und in Kisten verpackt. Jede Woche kamen Lastautos von den Heinkelwerken und holten die sortierten Nieten für den Flugzeugbau. Überanstrengt hat man sich da nicht. Gearbeitet wurde meist nur dann, wenn die Vormänner unter großem Geschrei mit dem Knüppel dreinfuhren, und das taten manche zu gern, kamen sich dabei sehr wichtig vor. Hier war auch eine der größten schwarzen Börsen. Gehandelt wurde alles, von der Näh- und Stopfnadel, vom Zigarettenpapier bis zu Strümpfen, Unterhosen und sonstigen Sachen, die man im KZ braucht.

Andrerseits war es aber auch ein gefährliches Kommando, gefährlich für den Muselmann. War der Morgen- oder Mittagsappell vorüber, die Arbeitskommandos traten schon zum Ausrücken an, da ging der Arbeits-Dienst die Kolonne der angetretenen Nietensortierer durch, um Ersatzleute für ausgefallene Kräfte in den verschiedenen Kommandos auszusuchen. Oder es wurden ergänzende Trupps für den Bauhof zum Tragen und Stapeln von Brettern und Bohlen, für den Holzhof zum Koksabladen oder Zerkleinern von Stubben, für Gärtner Wiese zum Umgraben der Erde und ähnliche Kommandos zusammengestellt. Wenn du deinem Äußern nach noch einem menschlichen Wesen ähnlich aussahst, schubste der Arbeits-Dienst oder ein Vormann dich aus der Reihe, und du mußtest mit.

Auf deine Einwendung, du hättest ein Magengeschwür, könntest keine schwere Arbeit machen, bekamst die Antwort:

„Das kann jeder sagen!"

Auf deine Entschuldigung, du wärst schwer herzleidend, wurde dir höhnisch geantwortet:

„Ach was, das sind wir alle!"

Auf die Ausrede, du wärst erst vor einer Woche nach einem Rippenbruch aus dem Krankenbau antlassen, gab es aur Antwort:

„Da wirst du dir keine Rippen brechen!"

Sagtest, du wärst zu schwach, um Stubben spalten oder Koks schleppen zu können:

„Es gibt da auch leichtere Arbeit!"

Und kamst du als Neuling auf das neue Arbeitskommando, hast zunächst einen Fauststoß in den Nacken oder gegen die Brust bekommen, wenn du um Berücksichtigung deines Körperzustandes batest. Dann wurde dir eine Arbeit zugeteilt, die sich sehen lassen konnte.

So kam es leicht vor, daß du morgens dem Kommando Gärtner Wiese zugeteilt wurdest. Halblebend schlepptest dich mittags zurück ins Lager. Hast auf irgendeine Weise bei dem Vorarbeiter des Kommandos nach Püffen und Scheltworten erreicht, daß er auf dein Erscheinen am Nachmittag verzichtete. Nach dem Mittagsappell hast du dich wieder zwischen die Nietensortier verfügt. Da kommt der Arbeits-Dienst und findet dich tauglich für den Holzhof — am Nachmittag gehst mit zum Koksschippen.

Darum war das Kommando der Nietensortierer ein scheußliches Kommando, weil du immer Gefahr liefst, einem Arbeitskommando zugeteilt zu werden, wo dich der Vorarbeiter unter Umständen fertigmachen konnte. Und die Kommandos selbst wollten keine Muselmänner. So hatte der Muselmann schwer, zu einer erträglichen Arbeit zu kommen. Und war ein Vorarbeiter gezwungen, jemanden gegen seinen Willen zu nehmen, und er konnte ihn sonst nicht loswerden, so hat er ihn fertiggemacht, d. h. wenn kein Paketempfänger warat. Für den tüchtigen Paketempfänger ließ sich leibt entsprechende Beschäftigung beschaffen, er brauchte keine Arbeit zu sein.

Eine andre Methode, unerwünschte Mithäftlinge zur Verzweiflung zu bringen und in den Draht zu treiben:

Auf einen Häftling, der herz- und brustleidend war, hatten die Grünen as besonders abgesehen, weil er im Zivilberuf Staatsanwalt war. Der Vorarbeiter vom Arbeits-Einsatz, ein dickgefressener BV hat ihn auf ein schweres Außenkommando geschickt. Dort wäre er in kurzer Zeit zweifellos eingegangen, wenn er nicht zufällig die Möglichkeit gehabt hätte seine Frau davon in Kenntnis zu setzen, die sofort antsprechende Schritte unternahm. Das Reichssicherheitshauptamt verfügte, ihn ins Stammlager zurückzuverlegen und daß er eine seinem Gesundheitszustand entsprechende Beschäftigung auf einem Büro bekommen sollte.

Er kam zurück nach Sachsenhausen, meldete sich beim Arbeits-Dienst. Der schickte ihn nach der Schuhfabrik, daß er im Büro beschäftigt werde. Gleichzeitig aber informierte er die Vormänner und verschiedene Häftlinge, sie sollten ihn platzen lassen. Er kommt auf eine Werkschreibstube. Es vergeht keine Woche und sie haben es geschafft: es fehlen auf einmal bei der Revision über 100 kg Leder. Ihm wird zum Vorwurf gemacht, daß er nachlässig in seiner Kontrolle gewesen sei, vielleicht habe er auch selbst das Leder verschoben. Man wolle noch nachsichtig sein und sich mit seiner Abstellung von dem Kommando begnügen. Von den berühmten Fünfundzwanzig oder Anklage wegen Kriegssabotage (Strang!) wolle man diesmal noch Abstand nehmen. Er hatte keine Möglichkeit, sich zu rechtfertigen, den Dieb konnte er auch nicht nachweisen. Er mußte sich freuen, so billig davonzukommen.— Zwar hat das Schicksal eine Woche später den schuldigen Vormann, der das inszeniert hatte, ereilt: er wurde bei einer Schiebung ertappt und mußte büßen, aber jenem war damit nicht geholfen.

Er meldet sich nun wieder beim Arbeits-Dienst. Da wird ihm erklärt, er soll auf einem Büro beschäftigt werden. Bekommt auch eine Zuteilung. Aber gleichzeitig wird dem betreffenden Verarbeiter zugeflüstert, daß der Zugang keine Schreibmaschine schreiben könne. Der meldet sich bei dem neuen Vorarbeiter.

Die erste Frage: „Kannst du Schreibmaschine?"

„Nein".

„Ja, dann können wir dich hier nicht brauchen! — Stimmt, du bist ja Staatsanwalt von Beruf. Dann hast Du es auch nie nötig gehabt, selbst Schreibmaschine zu schreiben, hattest ja deine Tippdamen. Nichts zu machen!"

Der Muselmann geht wieder zum Arbeits-Dienst und bekommt ein neues Kommando — dasselbe Theater mit der Schreibmaschine. Da muß er einsehen, daß es für ihn keine Bürobeschäftigung geben wird. Weil er mit seiner Gesundheit schon ganz dahin war, ging er zum Arzt und bekam Schonung verschrieben. Aber auch das hat ihm nicht viel geholfen, bald mußte er zu den Kartoffelschälern, das hat ihm sein Blockältester besorgt. Hat dort vom frühen Morgen, von 5 Uhr an bis 12 Uhr nachts Steck- und Mohrrüben schälen müssen. Nach einer Woche mußte er mit dem Spaten nach Oranienburg zu Aufräumungsarbeiten. Wer weiß, wie es noch geendet hätte, wenn inzwischen nicht das Ende gekommen wäre.

Wer zum Muselmann geworden war, und keine Arbeit mehr für die SS leisten konnten sollte eingehen, sollte die letzte Etappe des KZlers durchschreiten — im Krematorium enden. Kann da noch von Menschlichkeit die Rede sein, wo das menschliche Leben nichts galt, der versklavte Häftling bis zum äußersten ausgenutzt und zuletzt auf grausame Weise ins Jenseits befördert wurde? Sie haben Tausenden von Familien den Ernährer genommen. Die Außenwelt haben sie überzeugen wollen, daß die Häftlinge im KZ in jeder Hinsicht gut untergebracht seien, ihre Beschäftigung selbst bestimmen dürften. Aufs schändlichste haben sie gelogen; ihre Propaganda, alles, was sie aufgeführt haben, war eine einzige, ungeheure Lüge.

„Ist das Kameradschaft?"

Wer nicht das KZ-Leben kennengelernt hat, muß annehmen, daß das gemeinsame Los, das gemeinsame Unglück und dieselbe Not alle zu einer einzigen, einigen

Schicksalsgemeinschaft zusammenschließen mußte. Einer habe wie der andre fühlen müssen, die Not des einen dürfte auch die Not des andern sein, die Mißhandlungen des einen mußte auch der andre in demselben Maße mitfühlen.

Du irrst dich! Der Mensch stumpfte so ab, daß ihn das nicht mehr rührte, wenn paar Schritt weiter einer mißhandelt, geschlagen, getreten wurde, vor Entkräftung zusammenbrach. Alles war darauf zugespitzt, das Mitgefühl zu töten; er sollte für andre nichts mehr fühlen. Die Häftlinge durften sich nicht zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenfinden. Dann hatte nämlich die SS größere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, hatte ihren Gelüsten nicht mehr in dem Ausmaß freien Lauf lassen können.

Wohl tat die Führung hier und da so, als ob sie das Zustandekommen einer Kameradschaft förderte. In Wirklichkeit wurde aber alles getan, eine Kameradschaft nicht aufkommen zu lassen.

Hinzu kommt ein andres Moment. Warum ist im Zuchthaus eine Kameradschaft möglich, im KZ suchst du sie vergebens? — Im Zuchthaus sitzen Verbrecher, Verurteilte, die irgendeine Missetat am Einzelnen oder an der Gesellschaft begangen haben. Sie haben etwas Gemeinsames miteinander, nämlich mehr oder weniger eine gewisse Einstellung gegen die Gesellschaftsordnung. Das Vergehen gegen die Paragraphen des Strafgesetzbuches ist das Bindeglied. Und sie halten zusammen. Es gibt selbstverständlich auch da Ausnahmen — Angeberei, Kriecherei — auch da sind Außenseiter, die sich aus der Gemeinschaft ausschließen.

Anders im KZ. Da besteht kein Gemeinschaftsgefühl, keine Zusammengehörigkeit. Wurde das KZ nur eine Art von Häftlingen umfassen, hätte sich auch da eine gewisse Schicksalsgemeinschaft ergeben. Das wußte die SS. Darum hat sie von vornherein das Konzentrationslager durcheinandergewürfelt eine Gemeinsamkeit unmöglich gemacht. Da sind Sträflinge, in denen das Verbrechen als Trieb sitzt; da sind Zuhälter, Mädchenhändler, denen

jedes Moralgefühl fremd ist. Da sind wiederum Menschen von hoher Gesittung, charakterfest, daß sie den Mut fanden, das Verderbliche des herrschenden Systems zu verurteilen, obgleich Millionen mit verzerrten Gesichtern geschrien haben: Heil unserm Führer! Da sind welche, denen Gott und Gotteswort die Grundlage jeder Handlung ist; wiederum sind da andre, die mit allem, was mit Gott und Göttlichen zu tun hat, Spott treiben, auch innerhalb der Mauern des Konzentrationslagers. Da sind überzeugte Demokraten, dort Anarchisten. Hier sind Männer, denen die Arbeit alles bedeutet, die auch im KZ ihrem Arbeitsdrang nur der Arbeit wegen folgen müssen; dort solche, die das Wort „Arbeit" in ihrem Wortschatz nicht kennen, zeit ihres Lebens nie eine Arbeit angefaßt haben, stets im großen Bogen um sie herum gegangen sind. Da sitzen Tausende von Juden; dort sind wiederum welche, die auch im KZ von ihrem Judenhaß nicht loskommen. Leiter großer Unternehmungen tragen dasselbe Zebrakleid, müssen von morgens bis in den späten Abend mit der Schippe in der Hand schuften; ihr Vormann ist ein kleiner Angestellter, der für paar unterschlagene Lappen Jahre im Zuchthaus zugebracht hat. Wie sollte es bei dieser Buntscheckigkeit zu einer Gemeinschaft kommen? Das haben Gestapo und SS, Himmler und seine Helfer, genau berechnet. Sie waren in diesem Punkt keine schlechten Psychologen, das muß man ihnen lassen. Sie haben verstanden, die Gegensätze auszunutzen, zu ihrem Vorteil und zum unheilvollen Nachteil der Lagerinsassen. Wolhl bekamst du so oft die Phrase zu hören: „Ist das Kameradschaft? Beim genauen Hinsehen mußtest aber zu deinem Erstaunen feststellen, daß gerade derjenige, der diese Frage stellte, am wenigsten ein Recht hatte, von Kameradschaft zu sprechen. Um kurz zu sagen: in Wirklichkeit galtest du so lange als Kamerad, solange du etwas vergeben konntest, eine bedeutende Stellung einnahmst oder irgendwo Einfluß hattest. Dann war deine Kameradschaft ein begehrter Artikel, dann wußtest du dich vor „Kameraden" nicht zu helfen.

Hattest du etwas zu verteilen, hieß es von allen Seiten: „K a m e r a d, auch mir etwas! — K a m e r a d, ich kriege doch auch was davon!"

Oder du hattest beim Blockältesten kraft deiner Pakete, solange deine Paketsendungen hinreichten, Einfluß, schon stellten sich zu Dutzenden „Kameraden" deines Blockes ein, die du sonst kaum zu Gesicht bekamst: „Kamerad, wir kennen uns doch schon so lange, du bist ein ausgezeichneter Mensch, wie ich keinen zweiten in meinem Leben getroffen habe, lege ein gutes Wort für mich ein!"

Oder du hattest Beziehungen zum Arbeits-Einsatz: „K a m e r a d, ich habe dir auch manches mal geholfen, besorge mir das und das Kommando." Und dabei war es einer, der dich noch vor einem Monat ins Gesicht gehauen hat, als du ihn einmal darauf aufmerksam machtest, er soll im Gedränge deine Hühneraugen schonen.

Nun warst du „Kamerad" hinten und vorn, und die „Kameradschaft" wollte kein Ende nehmen.

Das Blättchen wendet sich — bekommst keine Pakete mehr, kannst auch nichts mehr organisieren, deine Beziehungen sind futsch. Aus ist es da auch mit der „Kameradschaft". Du bist nicht mehr der umschwärmte und vielbegehrte Kamerad, du bist Muselmann, Mistbiene, Spinner, Drecksack und ähnliches Gezucht aus der Fabelwelt des KZ-Wortschatzes. Wage nicht, dich an den zu wenden, dem du geholfen, dem du so manchen Bissen zugesteckt hast, da er noch Muselmann war,— heute kennt er dich nicht, heute bist du nicht mehr sein Kamerad, sondern ein gewöhnlicher, ihm fremder Muselmann, der überall nur im Wege steht und wohl bald zum Kamin hinausschweben. wird.

So sah die Kameradschaft im KZ in Wirklichkeit aus. Es hat wie ein Hohn geklungen, wenn das Lied der Moorsoldaten angestimmt wurde:

Wir sind Kameraden, tragen das graue Kleid;
Wir sind Kameraden bis in die Ewigkeit...

Es hat zwar Ausnahmen gegeben, aber so selten, daß diese in der erdrückenden Unkameradschaftlichkeit beeinflußend nicht hervorgetreten sind. Wenn man jemand verhöhnen, die eigene Einstellung den Mitmenschen gegenüber besonders kennzeichnen wollte, redete man ihn mit „Kamerad" an. Die beiden Begriffe, Kamerad und Kameradschaft, stellten im KZ etwas dar, was du in Wirklichkeit vergebens suchtest. Da konnte man die unverfälschte Wahrheit des Wortes „Jeder für sich"! noch dahin ergänzen: Jeder alles nur für sich! Sogar zwischen Landsleuten hat man Unkameradschaftlichkeit beobachten müssen, unter Angehörigen derselben Nation. Da ist z.B. vom Todesmarsch der Häftlinge von Sachsenhausen folgender krasser Fall erwähnenswert, weil er für den Geist im Lager so typisch ist:

Wir haben einen schweren Abendmarsch hinter uns, wissen nicht, wie weit noch gehen soll. Ein Kilometer nach dem andern wird zurückgelegt, noch immer kein Halten. Wir sind am Ende unsrer Kraft. Ein Familienvater von 50 Jahren, der vor fünf Jahren seine Frau und Kinder zum letztenmal gesehen hat, ist so erschöpft, daß er sein letztes Gepäck weggeworfen hat, im Begriff ist, auch die Jakke in den Graben zu schleudern. Jeder Augenblick kann er zusammenbrechen. Die Zunge klebt am Gaumen, kaum daß er noch sprechen kann; denn den ganzen Tag hat es kein Wasser gegeben. Da bittet er seinen Vordermann, einen Landsmann von ihm, der sich im Lager immer als großer Patriot und als ein Mensch von Charakter aufzuspielen pflegte, um einen Schluck Wasser, einen einzigen Schluck, um die Zunge netzen zu können. Die Antwort: Ich habe keins! Später hat er sich damit rechtfertigen wollen, er hätte nicht mehr viel im Fläschchen gehabt, hätte es vielleicht noch selber brauchen können. Ist das Kameradschaft? Das ist nur ein einziges Beispiel, ein an sich ganz geringes Ereignis. Wieviel ähnliche Fälle hat das Lagerleben gezeigt! Nie und nirgends ist einem der Egoismus in einer so krassen Form begegnet wie im KZ. Man kann mit kleiner Abwandlung das Schillerwort zitieren: Da werden Menschen zu Hyänen! Wer über ein großes Maulwerk verfügte, über eine tüchtige Portion Unverschämtheit, wer starke Ellenbogen besaß, konnte sich ei-

nigermaßen behaupten. Wer aber ein Muselmann, ein Habenichts und Kannichts war, der blieb liegen, die Masse trampelte über ihn hinweg.

Und wenn man das Leben allgemein betrachtet, auch da muß man zu derselben Einsicht kommen, nämlich: Haste was, kannste was! Bedeutest du etwas, dann giltst du etwas. Alles sucht dich und findet dich. Bist du aber in Not, brauchst du Hilfe, die Hilfe derjenigen, denen du mit Hingabe und Hinanstellung deiner Interessen geholfen hast,— suche sie nicht, sie sind nicht da, du findest sie nicht mehr, sie sind unauffindbar. Hinterher aber die scheinheilige Ausrede: Ich wußte nicht, daß es so schlimm um dich stand; ich kannte deine Adresse nicht; ich fürchtete mich vor Unannehmlichkeiten, du kennst doch die Methoden der Gestapo. So sieht die Kameradschaftlichkeit und Freundschaft auch im sonstigen Leben aus.

Wirst mir entgegnen, es habe Ausnahmen gegeben. Richtig — es gibt Ausnahmen, leider nur ganz wenige und selten. Und gerade diese seltenen Ausnahmen bestätigen die unerfreuliche Regel. Ob im KZ, ob im freien Leben, überall gilt die Wahrheit: Selbst ist der Mann, und der Mutige ist am mächtigsten allein. Willst du dich auf die Hilfe andrer verlassen, bist schon verlassen! Und: Lieber Gott, bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich wohl zu hütten wissen. Ja, Kameradschaft, Freundschaft, Verwandtschaft... Vielleicht hat es mal so was gegeben!

Die Organisation des KL Sachsenhausen

Das Konzentrationslager Sachsenhausen, einschließlich des Totenkopfwachbataillons der Waffen-SS, dessen Stärke je nach Zeit und der jeweiligen Lagerbelegstärke zwischen 1500 und über 4000 (einschließlich Führer und Unterführer) schwankte, unterstand dem Kommandanten, einem SS-Sturmbann-, Obersturmbann- oder Standartenführer; ihm zur Seite standen zwei, mitunter auch drei, SS-Sturmführer als Lagerführer, die sich um alle Fragen des Lagers zu kümmern hatten, um das KL selbst, und seine Insassen. Die Verwaltung wurde durch die Kommandantur mit ihren entsprechenden Abteilungen (Politische Abteilung, Wirtschafts-, Gerichtsführer u.a.) ausgeübt.

Eine besondere Stellung nahm die Politische Abteilung ein, die gleichzeitig auch ein Organ des Reichssicherheitshauptamtes war. Über diese Abteilung spielte sich der Verkehr mit der Außenwelt ab. Kam eine Anfrage, vom Gericht, einer Behörde oder von Angehörigen, wurde der Häftling zur Politischen Abteilung bestellt. Beschwerten sich die Angehörigen, daß sie keine Nachricht von ihrem verhafteten Vater, Bruder oder Sohn hätten, gab die Politische dem Betreffenden auf, den Angehörigen sofort mitzuteilen, auch wenn er sonst Schreibverbot hatte, daß er sich wohlbefinde und über nichts zu klagen habe. Lag eine Anfrage von der Heimatbehörde vor, wurde der Häftling von der Politischen befragt, die Anfrage von der Abteilung dann beantwortet; wie, in welchem Sinne, das erfuhr man nie. Nur wenn jemand in einer Strafsache noch ein Gerichtsverfahren hatte, und ein Termin anberaumt war, wurde er zu dem Termin auf Transport gesetzt. Wer eine Beglaubigung seiner Unterschrift brauchte, auch dies wurde von der Politischen Abteilung erledigt; ihre Beglaubigung wurde der eines Notars gleichgestellt. Hatte man ein Anliegen nach außen, z.B. jemand wollte sich zur Wehrmacht melden, so reichte er ein Rapportgesuch ein mit einer kurzen Angabe der Angelegenheit und bat um Vorführung zur Politischen Abteilung. Da konnte er sein Anliegen vorbringen und den Antrag stellen. Über die Pol-Abteilung kam dann auch der Bescheid. Wichtigere Fragen erledigte der Lagerführer über die Pol-Abteilung oder unmittelbar.

Dem Wirtschaftsführer unterstanden die wirtschaftlichen Fragen, sowohl des Wachbataillons, der Standarte, als auch des eigentlichen Lagers.

Der Gerichtsführer behandelte diejenigen Angelegenheiten der Häftlinge, die in irgendeinem Zusammenhange

mit einem SS-Angehörigen standen. Sonst wurden sie dem Reichssicherheitshauptamt, an die Gestapo, zur Weiterverfügung übergeben.

Es ergab sich die eigenartige Lage, daß der Konzentrationär, obgleich er schon eingesperrt war, dennoch von der Gestapo, auch innerhalb der Lagermauern, weiter bespitzelt und verfolgt wurde. Die Gestapo hat des öftern ganze Aktionen im Lager durchgeführt. Der Häftling saß im KZ wie in einem Spinnennetz. Er konnte sich nicht rühren, sonst geriet er noch mehr in das Netz hinein, bis er erledigt war. Auf eine einfache Denunziation durch den Blockältesten oder einen Spitzel hin wurden mitunter 30, 50 und mehr Leute geschnappt, in den Bunker gesteckt (später gab es einen speziellen Block hierfür, den Block 58), bis es nach 4—6 Wochen sich herausstellte, daß das ganze „Vergehen" eine belanglose Sache gewesen ist. Die Eingesperrten mußten freigelassen werden. In diesen paar Wochen haben sie aber Dinge erlegt, die man sonst im Lager nicht durchmachte. Sie hatten aber darüber zu schweigen.

Einmal hat ein Blockältester eine Auseinandersetzung mit einigen Russen seines Blockes gehabt. Sie hatten nicht ihre volle, an sich schon klägliche, Portion Brot bekommen. Der Blockälteste wurde wütend und meldete der Lagerführung, die Russen schmieden ein Komplott, wollten einen Aufstand anzetteln. Natürlich ein willkommener Grund zu einer Aktion. Die jungen Menschen wurden verhaftet, auch einige von andern Blöcken dazu. Zum Schluß stellte sich heraus, daß nichts dahinter gewesen ist, daß niemand auch im geringsten an eine Meuterei gedacht hat. Aber Moloch will sein Opfer haben: sieben junge Russen und Ukrainer wurden erschossen. Dem Blockältesten passierte natürlich nichts.—

Jedem Häftlingsblock war ein SS-Rottenführer oder Scharführer als Blockführer zugeteilt. Das waren die Bestien des Lagers, die sich alles erlauben konnten. Sie waren die schlimmsten Peiniger der Wehrlosen. Eine Beschwerde gegen den Blockführer war unmöglich. Er konnte tun, was ihm beliebte. Und sie haben sich nach Herzenslust ausgetobt.

Manchmal haben sie bis nach Mitternacht in der Kantine oder in der Stadt gezecht, waren total besoffen. Da überham sie die Lust, sich noch an den Häftlingen zu vergnügen. Haben sich zusammengetan und sind ins Lager gekommen, haben sich auf verschiedene Blöcke verteilt, stellten sich vor die Fenster, haben mit großem Geschrei das Fenster eingeschlagen, wenn es nicht offen war, mit Pistolen in den Schlafraum geschossen und geschrien: Alles raus! — Antreten! — Man hatte keine Zeit, nach seiner Hose zu suchen, sondern flitzte wie der Blitz aus dem Bette und sprang im Hemd durchs Fenster. Denn schon standen ein oder zwei Blockführer, die noch etwas fester auf den Beinen waren, mit Brettern, Schemeln, Knüppeln oder was sie sonst zu fassen bekamen, mitten im Raum und droschen auf die Köpfe ein. So mancher wurde bei solchen nächtlichen „Überrumpelungen" lahmgeschossen und krummgeschlagen.

Das war aber erst der Aufakt zur eigentlichen Vorstellung. Der Blockälteste ließ den ganzen Block barfuß und im Hemd in dem zusammengewehten Schnee antreten, abzählen und meldete dem Blockführer den Block angetreten. Fehlte niemand, ging der Sport los. Der Blockführer selbst übernahm das Kommando: Hinlegen! Rollen! Auf! Knie beugen! Auf der Stelle hüpfen! Auf! Stehenbleiben! 1—2 Stunden hat dieser Sport gewährt, bis die Bestie sich abgekühlt hatte und davontorkelte. Dann konnte der Block sich wieder hinlegen.

Am Morgen gab es natürlich wieder 3—5 Tote und soundsoviel Erkältete. Aber was hatte das schon zu sagen! Hatte das Lager durch solche und ähnliche Mißhandlungen wöchentlich 150 oder mehr Tote als Abgang, so waren in der Woche wieder 500—1000 neue Zugänge eingetroffen. Wozu also das Menschenmaterial schonen! Besonders vor 1942 galt das Häftlingsmaterial nichts, gar nichts. Erst ab 1942 wurde man, solange man noch arbeitsfähig war, als Arbeitstier gewertet.

Am Tage suchten die Blockführer auch ihren Spaß in den Blöcken. Bis in den Sommer 1942 hatte jeder Block sein Stehkommando. Dazu gehörten die Muselmänner, die zur Arbeit nicht tauglich waren, die Schonungskranken, die vom Arzt 3—14 Tage Schonung bekommen hatten, diejenigen, die aus irgendeinem Grunde mit ihrem Arbeitskommando an dem Tage nicht ausgerückt waren. Das Stehkommando mußte bei geöffnetem Fenster, im Durchzug, im Abort oder Waschraum vom Appell bis zum Appell stehen, durfte sich nicht setzen oder irgendwo anlehnen. Stelle dir den Muselmann vor, der sich kaum halten auf den Beinen konnte, der muß 8—10 Stunden täglich stehen!

Plötzlich taucht ein Blockführer auf. Es ist klar, daß er etwas findet, was ihn zu einem Tobsuchtsanfall veranlaßt. Und sollte er nichts finden, an sich ein Ding der Unmöglichkeit, schnappt er sich den ersten besten heraus:

„Warum arbeiten Sie nicht?"

Der Angeschriene entschuldigt sich mit Schonung oder andrer Begründung. Da kommt er aber schön an:

„Was, ihr Drecksäcke, wollt euch bloß von der Arbeit drücken! Marsch in den Tagesraum!"

Am ganzen Körper zitternd, stellen sich die 20—50 Mann auf, die gerade im Stehkommando sind. Bautz — hat einer schon einen Schlag ins Gesicht:

„Was glotzt du mich an, du dämlicher Heini?"

Zu einem andern:

„Kannst du deine Rotznase nicht hochheben, stinkiges Mistvieh!" und haut mit der Faust unters Kinn, daß die Zähne klappern.

So sind 5—10 Mann mit Faustschlägen und allerlei nicht gerade sanften Bemerkungen in einigen Minuten bedacht. Das der Anfang. Nun kommt die eigentliche Vorstellung.

„Woher bist du?" fragt er den, der gerade vor ihm steht.

„Aus Hamburg"!

„Ach, Hamburg? Das liegt doch da oben! Marsch, rauf auf den Balkon!"

Ob Muselmann oder nicht, er muß sich hinaufarbeiten, und wenn er kaputtgeht. Kommt er nicht weiter, hilft der Knüppel nach, oder der Schemel.

„Woher bist du?" fragt er den zweiten.

„Aus Hannover!"

„Hannover? Das liegt etwas weiter nach unten! Los, auf den Schrank!"

So waren alle da hinbefördert, wo er sie haben wollte: auf den Querbalken, auf den Schrank, den Tisch, unter den Tisch.

„Alles hier antreten! Seid ihr noch nicht da?" Dann ging das Bewegungsspiel los:

„Alles auf die Bänke! — Runter! — Auf die Schränke! — Unter die Tische!" usw.

Als Schlußakt mußte sich alles auf den Boden werfen. Er kippte die Schränke, Tische, Bänke auf die Liegenden, warf die Schemel darauf und ging fort. Wieviel Kopfwunden, Verstauchungen und Rippenbrüche hat es dabei gegeben.

Das Gebrüll verstummte — die Hyäne fort. Nun aber schnellstens hoch und alles wieder schön hergerichtet! Denn manchmal vergingen keine zehn Minuten, die Bestie war wieder da. Wehe aber, wenn nicht alles in peinlichster Ordnung wiederhergestellt und die Schränke schön geordnet waren! Es hat neue Musik gegeben, aber in andrer Tonart.

Das waren die Blockführer, das ausführende Organ der Lagerführung. In ihren Mißhandlungen brauchten sie sich keinen Zwang aufzulegen. Sogar für den Gebrauch der Pistolen hatten sie ihren Freibrief. Hat doch ein Kommandant des KL Sachsenhausen, der schon erwähnte „Vierkant", bei einer Gelegenheit vor versammeltem Lager wörtlich gesagt: „Meine SS, die schießt gut!" Dieser Ausspruch besagt alles. Ist auch fleißig davon Gebrauch gemacht worden. Leichen hatten 2—5 Schüsse, aus der Maschinenpistole von vorn abgegeben — es hieß aber: „beim Fluchtversuch erschossen".

Damit die Lagerinsassen selber einander fertigmachten, wurde eine scheinbare Selbstverwaltung geschaffen.

Dem Lager standen 1—3 Lagerältesten mit der Lagerschreibstube vor. Jeder Block hatte seinen Blockältesten, der nicht nur für seinen Block verantwortlich war, sondern innerhalb seines Blockes schalten und walten konnte, nach Gutdünken und Belieben. Sowohl die Blockältesten als auch die Lagerältesten wurden nicht von den Häftlingen gewählt, sondern von der Lagerführung ernannt. Und diese hat meistens nur solche Individuen ernannt, deren Vorleben oder Verhalten als Vorarbeiter oder sonstwie die Gewähr gab, daß sie tüchtige Mitarbeiter der SS sein werden.

In Sachsenhausen hat es nur einen Lageräl testen gegeben, der wirklich um Wohl seiner Mithäftlinge besorgt war, einen Harry Naujoks. Er hat mit großer Umsicht und unter Einsatz seiner Person so manches Unheil abgebogen, so manche Aktion verhütet, die über die Häftlinge hereingebrochen wäre. Aber er ist an seiner Menschlichkeit gescheitert. Die Lagerführung hat ihn mit seiner Schreibstube in ein andres Lager geschickt, in einen Steinbruch. Dort hat Rudi, der bei seinem Mithäftlingen beliebte Lagerschreiber, den Tod gefunden. Harry Naujok sei später nach dem berüchtigten Lager Mauthausen gekommen. Hoffentlich hat der Zusammenbruch des Hitlerregimes diesem braven Menschen die Freiheit wiedergegeben.

Und nun ein Gegenstück zu diesem edlen Menschen: die beiden letzten Lagerältesten, der Aso Kuhnke, ein ehemaliger Pg und ganz gemeiner Verbrechertyp, und der BV Beyer, Architekt von Beruf. Diese beiden sind der Schrecken des Lagers gewesen. Fettgefressen zum Platzen (bei Kuhnke hat man später Haufen von unterschlagenen Paketen gefunden), wohnten sie in wohlausgestatteten Räumen, hatten zu ihrer Bedienung sogar eigene Kalfaktoren. Den Häftlingen waren sie unnahbar.

Kuhnke ist es zu verdanken, daß es 1944 im KL Sachsenhausen zur sogenannten Juniaktion kam. Er hat mit Hunderten von Spitzeln gearbeitet, die er durch seine Mithelfer unter den verschiedenen Nationen anwerben ließ (allein unter den Polen hatte er über hundert). Auf

sein Betreiben wurden über 200 Häftlinge wegen angeblicher kommunistischer Umtriebe verhaftet. Eine Sonderkommission der Gestapo hat monatelang im Lager gearbeitet und besäubert, Vernehmungen angestellt, bis sich schließlich herausstellte, daß alles nur eine armselige Seifenblase war.

Kuhnke erfreute sich zusammen mit einem gewissen Volck einer solchen Ausnahmestellung, daß sogar die Lagerführung ihn fürchtete, ganz zu schweigen von den Blockführern, da sie alle kein reines Gewissen hatten und mit Kuhnke bis dahin so manches Ding zusammen gedreht hatten. Als die Sonderaktion verpuffte, begann Kuhnkes Stern zu sinken. Die Lagerführung klemmte sich dahinter und betrieb seine Beseitigung. Dabei deckte man seine großen Schiebungen auf, und er wurde nach dem Konzentrationslager Mauthausen verfrachtet. Selbst der Kommandant, der SS-Standartenführer Kaindl, hat ihm vor Wut einen Faustschlag ins Gesicht versetzt. Als die Posten ihn auf dem Bahnhof in den Wagen stießen, in dem er mit andern abtransportiert werden sollte, riefen sie den im Wagen Sitzenden zu: „Da habt ihr den Schweinehund!" — Das war das Ende des gewaltigen Kuhnke, vor dem sogar die Lagerführung nicht sicher war.

Solange Kuhnke als zweiter Lageräl tester eine hervorragende Rolle spielte, trat die Figur des ersten Ältesten Beyer nicht so deutlich in den Vordergrund, war von jenem überschattet. Als aber Beyer allein blieb, da zeigte er sein wahres Gesicht. Die Politischen haßte er wie die Pest, ebenso die Ausländer.

Auf seine Rolle in der „Freiwilligen" — Frage komme ich noch zu sprechen.

Wegen seiner häftlingsfeindlichen Einstellung und Tätigkeit war er in der Gunst des Kommandanten und der Lagerführer gestiegen. Er wurde nicht mehr als Häftling betrachtet, durfte die Häftlingsnummer ablegen, galt noch als Herr Beyer. Wie ein Diktator stolzierte er durch das Lager, verlangte, daß jeder Häftling, der ihm begegnete, die Mütze vor ihm abnimmt. Eine derartige Verstiegenheit dieses BV! Er sollte schon zur Entlassung kom-

men. Da aber infolge der Kriegsereignisse er seine Heimat nicht erreicht hätte, blieb er bis zum Schluß im Lager.

Die gesamte Organisation des Konzentrationslagers zeigt die von der Gestapo und SS verfolgte Tendenz, die Häftlinge nach Möglichkeit durch die Häftlinge selbst zu vernichten, damit sie sich reinwaschen könnten: Das hat nicht die SS getan, sondern die Häftlinge selbst! Die Reichsführung, mit Hitler an der Spitze, hat ja auch nicht anders getan, als sie erkannte, daß der Krieg für sie verloren war. Da hat sie auch bei jeder Gelegenheit unterstrichen: Der Krieg ist ein totaler Krieg; das Volk hat den Krieg gewollt; das Volk kämpft für den Endsieg. Mit andern Worten: Nicht wir haben den Krieg gewollt! Im Kleinen wie im Großen — derselbe Schwindel und Betrug!

Lauter Paradoxe!

Soviel Gegensätze, soviel paradoxe Erscheinungen auf einem Haufen, hat man nur im KZ erleben können. Im freien Leben sind zwar auch Gegensätze vorhanden, begegnet man tagtäglich Paradoxen verschiedenster Schattierung; aber das Leben im KZ besteht nur aus Paradoxen. Schon diese Einrichtung an sich ist ein Paradox.

Es wurde immer und immer wieder bei jeder Gelegenheit betont, daß die Insassen des Konzentrationslagers umgeschult werden. Auf der Giebelseite der Baracken des sogenannten ersten Ringes, um den Appellplatz herum, standen in großen Lettern die Worte des ordenssüchtigen Hermann Göring: „Es gibt einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heißen: Disziplin, Fleiß, Ordnungssinn..." Die bekannten Göringschen Meilensteine mit der „Liebe zum Vaterlande" als letztes, die nur dem verdummten Volke gelten, nicht der führenden Schicht, nicht den von der Vorsehung ausersehenen Führern. Nach diesen „Meilensteinen" sollte wohl auch die Umschulung im Konzentrationslager vor sich gehen.

Wie aber die „Umschulung" ausgesehen hat davon, kann man sich schon aus dem bis dahin Geschilderten so ungefähr ein Bild machen.

Man wurde umgeschult, aber in einer andern Richtung. Man lernte das System ohne die Goebbelsche Propagandamaske kennen. Man kam mit dem Menschen in engste Berührung in einer Situation, in der sich jeder gibt, wie er ist. Da hat man den wirklichen, den natürlichen Menschen kennengelernt. Man sah da die Unsinnigkeit der nationalsozialistischen Rassentheorie und -politik. Man erkannte aus dem Briefverkehr mit den Angehörigen, welchem Wahn das Volk zum Opfer gefallen, wie urteilsunfähig es geworden war. Man wurde sich dessen bewußt, daß die nationalsozialistische Bewegung überhaupt keine Weltanschauung war, wie man sie selbstprahlerisch der Welt hatte glauben machen wollen. Man erkannte, daß der Mensch in Wirklichkeit nicht das in der Schule und Literatur idealisierte Geschöpf ist, sondern das schlimmste Raubtier, das auf Gottes Erdboden herumläuft. Da wurde es dir klar, daß der Gedanke, dieser oder jener Weltkrieg wäre der letzte, absurd ist: noch auf den Trümmern des letzen Völkermordens wird wieder getanzt und gescherzt werden, und das Volk wird nach weiteren 20—30 Jahren wieder für einen Krieg, einen noch furchtbareren, zu begeistern sein. Auch die letzten Zweifel wurden zerstreut darüber, daß eine Wehrertüchtigung des Volkes Verderben ist. Das war unsere Umschulung, die von den Initiatoren nicht gewollt, aber mit denen erfolgt ist, die ins KZ geraten sind.

Natürlich kann man dies nur von denen sagen, die geistig auf der Höhe geblieben sind, deren Leben auch früher nicht auf betrügerischen Bankrotten, Geldschrankknacken, Zuhälterei und ähnlichen Irrwegen aufgebaut waren. Diese Umwandlung, diese von den Urhebern bestimmt nicht gewollte Umschulung, ist bei Tausenden von Häftlingen zu beobachten, die Jahre hinter den KZ-Mauern verbracht haben. Es klingt paradox, ist aber Tatsache. Das hat man bestätigt gefunden, sobald wir uns

in Freiheit befanden und mit der Bevölkerung in Berührung kamen.

Da fällt mir eine kleine Unterhaltung mit einer Frau in Schwerin ein, die aus Königsberg geflüchtet war. Wir kamen auf dies und jenes zu sprechen. Zuletzt stellte ich die Frage, ob das Volk wirklich so verblödet gewesen ist, daß es dies Ende nicht voraussah. Darauf antwortete sie ganz treuherzig: „Daß es so kommen wird, haben wir nicht geglaubt!" Mit andern Worten: Was die nach dem nazistischen Lineal ausgerichteten Zeitungen schrieben und die Josephsche Propagandamühle vorplärrte, war der andächtigen Leserschaft und Zuhörerschaft sancto sanctissimo. Den eigenen Verstand hat man eingeweckt und in gläubiger Ergebenheit auf den Endsieg gewartet, den die Adolfsche Vorsehung dem treugläubigen Volke durch ein Wunder geben würde. Und auf einmal kommt es anders: „Das es so kommen wird, haben wir nicht geglaubt!"

Aus den engen Mauern des KZ heraus haben wir die Lage mit andern Augen gesehen, den Lauf der Dinge zeitmäßig vielleicht nicht so klar, aber in der zu verlaufenden Linie doch ziemlich genau vorausgesehen. Verschiedene haben dies andeutungsweise auch in ihren Briefen an die Angehörigen zu verstehen gegeben. Sie sind aber nicht immer verstanden worden.

Wie kamen wir dahin, die Dinge von einer anderen Seite aus zu betrachten als es sonst geschah? Die Antwort darauf ist einfach und klar: Wir haben vieles aus unmittelbarer Nähe zu sehen bekommen, was draußen getarnt und versteckt war. Da rückt z.B. abends ein Bombensucherkommando ein. Sobald das Tor passiert ist, muß das Kommando nach rechts abschwenken und halten. Blockälteste unter Aufsicht der Blockführer, stürzen sich auf die Jungen und durchwühlen die Taschen. Bei einem 17jährigen Ukrainer finden sie eine kleine Schere, die dieser auf der Aufräumungsstelle gefunden und zu sich gesteckt hat. Unter Geschrei und Knuffen wird der Junge ans Tor gestellt. Vernehmung, Protokoll; der Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei verfügt sofortige

Erschießung wegen — Plündern. Stelle dir vor: ein ordentlicher Junge, den man unschuldig über Tausende von Kilometern nach Sachsenhausen verschleppt hat, findet eine kleine Schere, die sowieso beim Umgraben verlorengegangen wäre, und nimmt sie zu sich. Dafür wird der zum Plünderer erklärt und muß sterben.— Wenn aber z. B. der Küchenchef Tag für Tag beim Heimfahren karton- und kofferweise Lebensmittel aus dem Proviantraum auf seinem Fahrrad hinausschleppt, bellt kein Hund danach. Der Posten am Tor darf diesen gar nicht kontrollieren.

Ein Häftling, der im Kartoffelkeller der Kantine beschäftigt ist, kratzt sich einamal von dem Faßdeckel kaum 100 g Tomatenmark zusammen, das man sowieso antrocknen lassen würde. Er möchte abends etwas zum Brotaufstrich haben. Dafür muß er nach langen Vernehmungen, abgesehen von den Schlägen, die er schon vom Blockführer und dem Kantinenleiter eingeheimst hat, über den Bock, bekommt 20 Stockschläge. Begründung: Diebstahl! —

Wenn aber der Kantinenchef, der bereits aus den breiten Hosen platzt, paketweise Rauchwaren und andere Kantinenartikel hinausschleppt und verschiebt, das sieht kein Lagerführer. Natürlich, ersterer ist ein Häftling, nur eine Nummer, kein Mensch; der andre aber ein SS-Scharführer, einer der „Auserwählten".

Ein Pole nimmt sich ein Stückchen Leder und einige Zwecken, um unter seine Schuhe zu nageln. Er will und braucht nicht barfuß zu laufen. Dafür muß er über den Bock, und bekommt seine Fünfundzwanzig! Fast hätte es zum Strang gereicht; denn es ist Sabotage, und zweitens ist er nichtdeutscher, ein Ausländer.—

Auf der anderen Seite werden nicht nur Zentner von Leder, sondern Hunderte von Zentnern veraast, zu unnützen Zwecken verbraucht oder für gute Bezahlung verschoben. Das sieht aber niemand, denn: „Haust du meinen Pudel, schlage ich deinen Pudel."

Nehmen wir ein andres Beispiel, das Paradoxe zu illustrieren. Um es zu unterstrichen, möchte ich Hitler selbst aus seinem Werk, das ihm Millionen eingebracht

hat, „Mein Kampf", zitieren: „Ein Junge, der seinen Kameraden angibt, übt V e r r a t (von ihm selbst unterstrichen) und betätigt damit seine Gesinnung, die, schroff ausgedrückt und ins Große übertragen, der des Landesverräters genau entspricht. So ein Knabe kann keineswegs als „braves, a n s t ä n d i g e s" Kind angesehen werden, sondern als ein Knabe von wenig wertvollen Charaktereigenschaften... Schon mehr als einmal ist aus einem kleinen Angeber ein großer Schuft geworden!" (Seite 461.)

Dies sollte jedem Deutschen wie ein Gebot aus dem Katechismus sein. Die Wirklichkeit zeigte aber etwas Andres, das Gegenteil. Was war die Gestapo und das kaum zählbare Heer ihrer Agenten? Hat es jemals größere Lumpen gegeben? — Ein ehrbarer Kaufmann aus dem Rheinischen wird plötzlich von der Gestapo verhaftet, weiß nicht woher und warum. Eine an sich belanglose Äußerung wird ihm als Delikt vorgeworfen. Er kann sich nicht erklären, auf welche Weise diese Äußerung, die noch dazu anders gelautet und einen ganz andern Sinn gehabt hatte, der Gestapo zu Ohren gekommen sein könnte. Er kommt ins KZ, ist schon zum Muselmann geworden. Da liest er in einem Brief, den ihm seine Frau geschrieben hat, daß sein eigener 12jähriger Junge diese Äußerung in verdrehter Form einem Gestapoagenten zugetragen hatte. Der eigene 12jährige Sohn bringt seinen unschuldigen Vater für Jahre ins KZ! Früchte der Hitlerjugend! — Auf der einen Seite heißt es aus dem Munde des obersten Führers: Jeder Angeber ist ein großer Schuft. Und in Wirklichkeit baute sich sein ganzes Machtgebäude auf den Grundmauern der Angeberei und Schuftigkeit.

Die SS war die auserwählte Garde, die Schutzstaffel Hitlers (darum auch SS). Das Wachtbataillon Totenkopf der Waffen-SS, das in Sachsenhausen lag, gehörte zur LAH (Leibstandarte Adolf Hitler). Seine Angehörigen waren aus den Reihen der Auserwählten ausgesucht. Man müßte nun annehmen, daß die Charaktere waren, an denen nichts Falsches war, um mit der Bibel zu sprechen. Die Kameradschaft müßte da vorbildlich sein, das Vertrauen aufeinander und zueinander unerschütterlich, wie der Fels im Meer. Und die Wirklichkeit, die wir Häftlinge erleben mußten? Einer bespitzelte den andern, einer sammelte Nachrichten über den andern. Nicht nur das einzelne Individuum über das andere, sondern eine Gruppe über die andere. Besonders in größeren Werkstätten, in denen eine größere Anzahl der SS tätig waren, haben sich Gruppen gebildet, die einander bespitzelten und sich abmühten, andern Schwierigkeiten zu bereiten. Da die eigenen Kräfte hierzu nicht ausreichten, machte die SS sich an die dort beschäftigten Häftlinge heran.— Stelle dir dies Paradox vor: Häftlinge sollten SS-Angehörige bespitzeln, ihnen Schwierigkeiten bereiten. Der Häftling ist von der Gestapo ins KZ eingeliefert, daß die SS ihn fertigmache. Und da wird er in das Intrigennetz hineingeflochten, SS-Angehörige zu Fall zu bringen.

Aus diesem Bespitzeln der SS durch Häftlinge hat sich notwendigerweise eine andre Folge ergeben, nämlich daß die SS sich vor dem Häftling in acht nehmen mußten, weil man nicht wissen konnte, ob nicht der Betreffende zu ihrer Beobachtung da hingestellt ist. Ganz Gerissene haben natürlich für beide Seiten gespitzelt. Verschiedene haben dabei ganz schöne Erfolge gehabt, und so mancher SS ist zum Zappeln gebracht worden; manch andrer hat aber auch dran glauben müssen. Muß das nicht tragikomisch wirken, daß manchmal nicht der Häftling die SS zu fürchten hatte, sondern umgekehrt — die SS mußte vor dem Häftling bangen, daß er sie nicht an den Galgen bringt? Und da war kaum einer, der dazu nicht reif gewesen wäre, einer übertraf doch den andern an Unredlichkeit und Schieberei.

Nicht minder mußten die SS den Häftling fürchten, den sie zum Mitwisser gemacht hatten. Es hat Situationen gegeben, wo die SS ohne den Häftling nicht auskam: er mußte bald dies, bald jenes organisieren, was selbstverständlich immer nur auf illegale Weise geschah. Dadurch wurde der Häftling sehr leicht zum Mitwisser. Und der Mitwisser einer unsauberen Handlung ist immer unbequem. Die Angst wurde zu gegenseitiger Angst: die SS

fürchtete den Häftling als Mitwisser, der Häftling mußte fürchten, daß er zu jeder Zeit liquidiert werden kann, weil er als Mitwisser im Wege ist.

Andere Paradoxe:

Als gesunder Mensch bist du ins KZ eingeliefert. Durch den seelischen Druck, der auf dir lastet, die Entbehrungen, das schreckliche Leben, die überanstrengende und ungewohnte Arbeit, Unterernährung und Mißhandlungen hast du die Stufe des Muselmannes erreicht. All das durftest du deinen Angehörigen nicht mitteilen, hast es verschweigen müssen. Du wirst krank. Monatelang liegst du an Tbc im Krankenbau, schreibst nicht mehr an deine Angehörigen. Sie fragen bei der Lagerführung an, ob du gestorben warst, wie es um deine Gesundheit steht. Da bekommst du den Auftrag, ihnen sofort mitzuteilen, daß du bei bester Gesundheit bist. Es vergehen keine 14 Tage, plötzlich bekommen sie deine Todesnachricht. Wenngleich du todkrank warst, durftest du den Angehörigen keine Mitteilung davon machen...

Das ganze Lager ist zum Appell angetreten, hat schon stundenlang gestanden. Viele sind müde zum Umfallen. Da erschallt die krächzende Stimme des Eisernen Gustavs: Ein Lied! Über die Mauer hinweg schallt es über ganz Oranienburg aus zwanzigtausend Kehlen: „... ein frohes Lied erklingt." Wenn es draußen gehört wird, muß jeder glauben: die Häftlinge haben es gar nicht so schlecht, wenn sie noch „frohe Lieder" erklingen lassen können.— Todmüde, aber ein „frohes Lied" mußte erschallen!

Eines Tages kommen aus der Kantine auf jeden Block soundsoviel Taschenmesser, die auf die einzelnen Tische verteilt werden. Auch auf deinem Tisch sind Messer, die abgenommen werden müssen. Du weigerst dich, eins zu kaufen. Der Tischälteste legt ein Messer auf deinen Platz, notiert in seinem Büchlein, und es wird auf dein Konto geschrieben. Die SS hat soviel Taschenmesser als Beutegut irgendwo geschnappt und kann damit Geschäfte machen. Die Preise sind gar nicht so niedrig, jedenfalls dem Wert des Messers nicht entsprechend. Du bekommst ein Messer, die Kantine dein Geld. Morgen heißt es:

„Alle Taschenmesser, sofort beim Blockältesten abgeben! Bei wem dann ein Taschenmesser trotzdem gefunden wird, der muß über den Bock!" Und du gibst dein am Tage vorher zwangsweise gekauftes Messer zurück — bist dein Geld los und auch das Messer. Die Taschenmesser könnten nämlich Anlaß zu Messerstechereien geben, lautet die Begründung, und werden hübsch eingesammelt. Wer bekommt sie jetzt? Werden sie als „Beutegut" an die Kantine eines andern Konzentrationslagers verfrachtet? Wahrscheinlich! —

Fleißig wird die Presse verfolgt. Wir sehen, daß draußen größter Mangel an Rohstoffen herrscht, an Leder, Holz, Metallen, Stoffen usw. Wer nach Sachsenhausen gekommen wäre und die Berge von Leder gesehen hätte, vom feinsten Juchten bis zum schwersten Sohlenleder, wie das unbedacht tonnenweise durch Einwirkung von Frost, Regen und Sonne verrotten mußte, der hätte sich an den Kopf gefaßt über das Paradoxe. Draußen laufen die Leute fast barfuß, können ihre durchgelaufenen Schuhe wegen Ledermangel nicht besohlen lassen; da aber gehen Werte von Millionen verloren, und niemand schreitet dagegen ein. Sogar Öfen werden auf Befehl mit Leder, nicht mit unbrauchbaren Lederabfällen, geheizt.

Oder Holz. Draußen war jedes Brett kostbar, ein rarer Artikel. Auf den Holzplätzen im KL Sachsenhausen bekamst du die besten und teuersten Brettersorten und Bohlen. Auch bei Anfertigungen wurde nicht gespart. Das war keine Sabotage! Sie wurde nicht von Häftlingen betrieben. Nein, es geschah auf Anweisung der Betriebsleiter und Werkmeister.

Mit dem Brenn- und Heizgut wurde auch nicht gespart. Natürlich konnte man auf dem Block mit der zugeteilten Menge nicht auskommen. Damit hätte man keine Bratkartoffeln machen können. Dann wurde eben organisiert. Es gab Blöcke, die gutes Organisationstalent hatten, denen hat es nie an Heizmaterial gemangelt: das schönste Brennholz, Koks und Briketts hatten sie mehr, als sie verbrauchen konnten.

Draußen wuchs die Liste der Mangelwaren zusehends an. Vieles war im öffentlichen Handel überhaupt nicht mehr zu haben. Edelmetalle und Edelsteine gab es nur noch im Schwarzhandel, worauf Todesstrafe steht. Aber im KZ hat es daran nicht gefehlt. Da konntest du Ringe mit Brillanten im Werte von Tausenden Goldmark bekommen, die besten Ankeruhren, die verschiedensten Devisen, soviel du haben wolltest und schaffen konntest. Und das gar nicht mal zu phantastischen Preisen, wie der Schleichhandel sie draußen verlangte; denn Geld spielte im Lagerleben keine Rolle, Tauschhandel war die übliche Handelsform. Hattest du eine Kiste Zigarren, bekamst du einen vielkarätigen Stein. Hattest du englische Pfund und wolltest amerikanische Dollars, konntest haben. Lange Dauerwürste, noch Friedensware, wurden gegen guten, gesternten Originalkognak gehandelt. Hattest du Brot, bekamst dafür Zucker oder gute Rauchware. Es war alles zu haben. Man staunte, was da alles herangeschafft wurde.

Manche Medikamente bekamst du draußen auch für teures Geld nicht mehr. Im KZ hat es auch daran nicht gefehlt. Was die KZ-Apotheke, die auch sonst gut versorgt war, nicht hergeben konnte, wurde von anderwärts beschafft. Brauchtest du etwas, was zur Zeit nicht bei der Hand war, in 2—4 Wochen war es da. Wohl war die Lagerführung scharf dahinter. So mancher „Tauschhändler" wurde zum Schuhläufer mit dem Sandsack auf dem Rücken, mit der Aufschrift „Schieber". Diese Aufschrift sollte die andern von ähnlichem Unternehmen abschrekken. Doch sie hat uns soviel und so wenig berührt, wie das Auftauchen einer Krähe über dem Appellplatz.

Im KZ bekamst du alles, was du brauchtest, natürlich für Gegenleistung. Was im Lager nicht verbraucht wurde oder im Überfluß vorhanden war, wurde nach außerhalb verschoben, an die Zivilbevölkerung, oft an die SS selbst. Dafür kamen wieder Sachen herein, nach denen Nachfrage bestand. Das geschah trotz schärfster Kontrolle und ungeachtet schwerster Strafen.

Da das Leben im Lager sich unter unnormalen Umständen abspielte, nicht in normalen Formen, traten auch die Gegensätze so kraß hervor. Im KZ gab es Leute, die nicht wußten, was Lebensmittelknappheit war. Sie hatten alles: Brot, Butter, Fett, Fleisch, Wurst usw. War eine Wurst aufgegessen, kam die zweite ran, als ob es kein Ende nehmen wollte. Sehr oft waren es nicht einmal Paketempfänger, die so im Überfluß schwelgten. Es waren aber die Prominenten: Blockältester, Stubendienst, Vorarbeiter, Schreiber und solche, die ein Kommando hatten, wo es allerlei zu organisieren gab. Bratkartoffeln waren manchem schon etwas Alltägliches. Es mußten Kartoffelpuffer in Butter sein, dazu ein ordentliches Stück Schinken und echter Bohnenkaffee mit Zucker. Verschiedene haben es draußen nicht so gehabt, was dank ihrer Position ihnen hier zur Verfügung stand. So mancher, der im KZ zu den Prominenten gehört hat, sitzt heute wahrscheinlich erstaunt vor seiner Brotschnitte mit kärglichem Aufstrich und freut sich, ein Stückchen Zucker in seinen schwarzen „Kaffee" tun zu können. Ja, gestern noch auf stolzem Rosse, heute...

Das Gegenstück: die Masse der Häftlinge hat gehungert. Man bekam abends seine Brotportion und stürzte sich mit Heißhunger darauf. Eine dünne Scheibe schnitt man ab, eine zweite, und kaum hast du dich versehen, da hieltest du nur noch ein kleines Stückchen in der Hand. Dieses letzte Stückchen durftest du aber nicht mehr angreifen; denn noch lagen lange 24 Stunden vor dir, bis du wieder 200 Gramm (soviel betrug zuletzt die Tagesportion) bekamst. Traurig und hungrig hast du den Rest schnell in den Schrank gesteckt und bist hinausgegangen, um nicht der Versuchung zu erliegen. Das Einfahren kommt. Du stehst vor deinem Schrank und ziehst dich aus. Von selbst gleitet dein Auge zu dem letzten Brotstückchen hin. Der hungrige Magen läßt keine Ruhe, unwillkürlich streckt sich die Hand danach aus, greift zu und mit Tränen in den Augen beißt du hinein, kaust minutenlang und bildest dir ein: du wirst satt. Mit größter

Willensanstrengung schiebst du den letzten Brocken in den Schrank und sperrst ihn hastig zu.

Stelle dir aber die ausgehungerten Jungen vor, die im Wachstumsalter stehen und mit dem überaus kärglichen Essen auskommen müssen! Da braucht man sich nicht zu wundern, daß sie sich um dreckige Kartoffelschalen und faulige Steckrüben geschlagen haben. Wer hatte, der hatte reichlich, im Überfluß; die meisten haben aber Kohldampf geschoben und die letzten Krümchen vom Tisch aufgeleckt.—

Die Inschrift im Eingangstor „Arbeit macht frei!" sollte das Grundprinzip des KZ-Lebens sein. So hat es geheißen. Diese Worte waren aber nur hohle Phrase, für die Außenwelt bestimmt, und den Neuzugang. Der Neuling sollte in dem Glauben schuften, je tüchtiger er ist, je mehr er leistet, um so eher winkt ihm die Freiheit. Weit gefehlt! Der Häftling sollte nicht arbeiten, um die Freiheit zu erlangen, sondern er sollte arbeiten, um der SS den größten Nutzen zu verschaffen.

1944 wurden sogenannte Prämienscheine eingeführt, zuerst in einigen Kommandos, dann in fast allen Arbeitskommandos. Der Häftling bekam für seine Arbeitsleistung jede Woche Prämienscheine im Betrage von 50 Pfennig bis 2 Mark, meistens aber nur 50 Pfennig und 1 Mark. Nur die Vormänner und Vorarbeiter bekamen 5 bis 15 Mark. Warum — braucht nicht wiederholt zu werden. Diese Prämienscheine hat die Kantine in Zahlung genommen, sonst konnten sie keine Verwendung finden. Im heimlichen Lagerhandel waren sie wertlos. Für einen Spottpfennig hatte also der Häftling zu schuften, bis er zum Muselmann wurde. Die Häftlinge haben für bevorzugte SS-Familien Siedlungen bauen müssen, haben ihnen alles angefertigt, was sie zu ihrer Bequemlichkeit brauchten. Polstermöbel, wie sie Häftlinge für die SS angefertigt haben, hat es draußen nur vor dem Kriege gegeben. Ja, „Arbeit macht frei!" —

Die Betriebe der SS haben ihr Material nicht nur aus dem Beutegut sich verschafft, sondern auch durch gesetzliche Zuteilungen. Wieso? Diese Betriebe gehörten zu

den kriegswichtigen Betrieben. Worin bestand aber die Kriegswichtigkeit z.B. der DAW, die bis 1500 Häftlinge beschäftigten? Höchstens darin, daß sie einige tausend Munitionskisten für die Waffen-SS angefertigt haben. Sonst ist nichts Kriegswichtiges geleistet worden. Das konnte man doch nicht kriegswichtig nennen, wenn z.B. in der Schnitzerei der DAW Holzkünstler Schach- oder sonstige Figuren für irgend einen SS-Sturmführer, Standarten- oder Oberführer schnitzten! Oder wenn die Tischlerei Möbel für SS-Führer anfertigte, oder in der Elektrowerkstatt private Radioempfänger für SS-Angehörige repariert wurden! Die DAW galten aber als kriegswichtiger Betrieb. Diese „Krigswichtigkeit" versuchte man zu beweisen, indem eine spezialisierte Liste der beschäftigten Facharbeiter aufgestellt und auf dem laufenden gehalten wurde. So ähnlich sah es in den andern Betrieben aus, die dem KL Sachsenhausen angegliedert waren.

Draußen herrschte fühlbarer Mangel an hochqualifizierten Fachkräften, im Konzentrationslager fandest du alle Berufe vertreten, Fachleute, die früher hochbezahlte und verantwortungsvolle Stellungen bekleidet hatten und ihr Fach sehr gut verstanden. Aber nicht der Minister für Rüstungen hatte da zu bestimmen, sondern irgendein subalterner Gestapobeamter sprach das letzte Wort. Auf seine Veranlassung wurde der qualifizierte Fachmann aus der Arbeit gerissen und aus einem geringfügigen Grunde für Jahre ins KZ gesteckt, weil er vielleicht mal vergessen hatte, die Hand zum Hitlergruß zu erheben. Wer hat nun Sabotage getrieben, und wo saßen die Kriegsverbrecher? —

Hitler hat in „Mein Kampf" geschrieben: „Die Ehe kann nicht Selbstzweck sein, sondern muß dem größeren Ziele, der Vermehrung und Erhaltung der Art und Rasse, dienen. Nur das ist ihr Sinn und ihre Aufgabe" (Seite 275). Mit diesen Worten hat er die Ehe entwürdigt.

Es ist nicht wahr, daß das deutsche Volk am Aussterben war. Diese Lüge hat die Nazipropaganda in die Welt gesetzt, um nach einer Reihe von Jahren eine noch größere Armee aufstellen zu können, um zur Weltherrschaft

zu kommen. Dies zu erreichen, war jedes Mittel recht, auch die gemeinste Lüge und offener Betrug.

Millionen haben es geglaubt, haben sich äußerst empört, wenn sich hier und da jemand fand das Gegenteil zu behaupten. Doch sein Mut kam ihm teuer zu stehen — Zuchthaus und KZ. War er erst so weit, trat die Gestapo an seine Frau heran, an die Mutter seiner Kinder, und versuchte sie auf jede Art und Weise, durch Überredung und Drohung zu bewegen, sich vom Manne scheiden zu lassen, der im KZ sitze und nie mehr zurückkehren werde. Sie sei ja noch in den besten Jahren, so daß sie mit einem „wahren" Deutschen eine neue Ehe eingehen und mit ihm Kinder zeugen könne.

Anderen Frauen wurde mit Entlassung aus der Arbeitsstelle gedroht, so daß manche in ihrer Angst den Gatten im KZ gefragt haten, was sie im Interesse der kleinen Kindern tun sollten. Manche Frau hat an ihren Mann geschrieben, sie sei der Kinder wegen bereit sich von ihm formell scheiden zu lassen, werde ihn aber liebbehalten und keine neue Ehe eingehen.

Wie aber die betreffenden Stellen sich zu einem solchen Vorhaben stellten, beweist folgendes amtliches Schreiben an eine mittellos dastehende Frau, die um Kinderbeihilfe gebeten hat:

Finanzamt Wernigerode
Bez.-Lo. Kbh.

Wernigerode,
den 30. September 1944.

Adresse

Betr.: Kinderbeihilfe.

Ich kann Ihrem Antrage vom 24. Juli 1944 auf Gewährung von Kinderbeihilfe nicht stattgeben. Eine dauernde Trennung vom Ehegatten kann nur dann angenommen werden, wenn der Wille, getrennt zu leben, nach außen hin irgendwie in Erscheinung getreten ist. Sie müssen glaubhaft machen, daß Sie sich von Ihrem Ehemann losgesagt haben.

Sie können gegen diesen Ablehnungsbescheid binnen einem Monat nach Zustellung Beschwerde bei dem unterzeichneten Finanzamt einlegen.

(Stempel)

In Vertretung: gez. R o l o f f
Beglaubigt: gez. Unterschrift
Obersteuersekretär.

Kommentar überflüssig! Der Brief spricht für sich!

Die Gestapo verfolgte mit ihrer Forderung, sich vom Manne scheiden zu lassen eine bestimmte Absicht. War die Ehe einmal geschieden, dann wurde auf den Verhafteten keine Rücksicht mehr genommen, da er bei seinem Tode nichts mehr hinterließ; — die Kinder wurden ja bei einer solchen Scheidung in jedem Fall dem Vater aberkannt. Und kam es vor, daß die geschiedene Frau eine neue Ehe nicht einging, sondern unverehelicht weiterlebte in der Hoffnung, daß der Mann aus dem KZ doch noch zurückkehren würde und sie dann gemeinsam ihr Leben fortsetzen könnten, erhielt die Lagerführung entsprechende Anweisung. Der Arbeits-Einsatz hat dann das Übrige getan: schweres Arbeitskommando — Mißhandlungen — Muselmann — Kräfteverfall — — — Krematorium.

Wie rücksichtslos die Gestapo in ihren Methoden war, was das Familienleben anbetrifft, dafür nur ein Beispiel. Ein Handwerker, ein junger Mensch von 32 Jahren, sitzt schon seit 1940 in Sachsenhausen. Einem Parteifunktionär ist es gelungen, sich an seine Frau heranzumachen und sie zur Scheidung zu bewegen. Die Frau ließ sich gegen den Willen des Mannes von ihm scheiden, hat aber dann Gewissensbisse bekommen, und hat nicht wieder geheiratet. Da bekommt er 1943 von dem Vormundschaftsgericht seiner Heimat ein Schreiben, daß seine geschiedene Frau ein liederliches Leben führe und darum das Vormundschaftsgericht nicht dulden konnte, daß die Kinder bei der Mutter blieben (ein Junge und ein Mädel). Ausnahmsweise werde das ihm mitgeteilt, obgleich man es nicht nötig hätte. Die Kinder seien von zwei Ehepaaren adoptiert, weil das Gericht sie vor ihrer sittlichkeitsgefährde-

ten Umgebung bewahren müsse. Ihm aber, dem Vater, könnten die Adressen der Adoptiveltern nicht mitgeteilt werden, er dürfte auch später keine Nachforschungen nach seinen Kindern anstellen.

Ein KZler sollte von jedem Familienleben ausgeschlossen bleiben. Auch in dieser Hinsicht war er verfemt.—

Der Lagerführung war es nicht unbekannt, daß die Homosexualität im Lager zunahm, trotz aller Strafen und Strafandrohungen. Sie hat aber keine ernsten Schritte unternommen, diesem Übel entgegenzutreten. Im Lager waren alle Jahrgänge vertreten. Da waren Kinder von 5—12 Jahren und gebrechliche Greise bis 90 Jahre. Die Jugendlichen wohnten mit den Erwachsenen zusammen auf demselben Block und arbeiteten in denselben Kommandos. Zwar war ein Jugendblock für Kinder eingerichtet. Aber es waren keine wirksamen Maßnahmen getroffen, einen Verkehr zwischen den Jugendlichen und den ausschweifenden Elementen zu verhindern. So hat manche Prominenz sich sogar 2—3 Knaben gehalten. Ein ekelerregender Zustand! —

Kaum glaubhaft klang die Parole: das KZ bekommt ein Freudenhaus. Aber es wurde im Frühjahr 1944 doch eingerichtet. Und ausgerechnet im Bereich des Krankenbaues, neben der Pathologie, dem Leichenhaus. Zu Ostern trafen 10 Mädchen ein, die aus dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück kamen. Es wurde behauptet, sie hätten sich freiwillig dazu gemeldet. Aber dann hat es sich herausgestellt und Insassen des KL Ravensbrück haben es später bestätigt, daß sie dort willkürlich ausgesucht und rücksichtslos dazu gezwungen worden sind. Dem Beruf nach waren es Kontoristinnen und Haushälterinnen, einige auch ohne Beruf. Sie wurden in Sachsenhausen in dem Sonderbau untergebracht. Die Besuchszeit war alltags 18—21 Uhr und sonntags 15—20 Uhr. Und wer waren die Besucher des Sonderbaues? Größtenteils die Promenenz, vor allem die BV.

Hitler verurteilt in seinem „Mein Kampf" die Prostitution (S. 275: „Die Prostitution ist eine Schmach der Menschheit"), sein Regime aber hat sie überall gefördert, be-

sonders während des Krieges. Wir hatten in Sachsenhausen einen 80jährigen Geistlichen, einen Franzosen, der deswegen ins KZ verschleppt war, weil er sich dagegen gesträubt hat, als die SS neben seiner Kirche ein Bordell errichten wollte. Dafür mußte er nach Sachsenhausen und ist da an Körperschwäche gestorben. Und das Bordell wurde doch neben seiner Kirche eröffnet.— O tempora, o mores! . .

Im KZ hatte man aufzuhören, Mensch zu sein, sich als Persönlichkeit zu fühlen. Dorum wurde man von vornherein zu einer toten Nummer erniedrigt. Die SS sprach nie vom Mann oder von Leuten, die da arbeiteten, sondern nur von H ä f t l i n g e n. So mancher Truppführer, der seinen Trupp durchs Tor führte, wurde geohrfeigt, weil er gemeldet hat: Häftling Nr. . . .(die Nr. des Truppführers) und soundsoviel Mann!

„Wie heißt das?" brüllte der Posten ihn an. Bis er erwiderte: Häftling Nr. . . und soundsoviel Häftlinge!

„Ja, Häftlinge seid ihr, ihr Hammelsäcke!" wurde er noch belehrt.

Was hat Hitler in seinem „Mein Kampf" gesagt: „Die Bewegung hat die Achtung vor der Person mit allen Mitteln zu fördern; auch nie zu vergessen, daß im persönlichen Wert der Wert alles Menschlichen liegt. . . Die Person ist nicht zu ersetzen, sie ist besonders dann nicht, das mechanische, sondern das kulturell-schöpferische Element verkörpert" (Seite 387).

Und wie verfuhr man mit der Persönlichkeit, mit dem Menschen? Er mußte eine solche Nichtachtung erdulden, die früher nicht vorstellbar gewesen wäre. Auch Menschen, die viel und Großes zum Segen der Menschheit geleistet haben, sind von dieser Erniedrigung nicht verschont geblieben, sondern wurden auch in seelenlose Nummern verwandelt. Wie vereinbaren sich da die verkündeten Parteigrundsätze mit der Wirklichkeit?

Es könnte noch sehr viel angeführt werden, wie das KZ der Ort war, wo die Gegensätze und das Paradoxe in einem Ausmaß sich zusammenballten, wie man es sonst nirgends beobachten konnte. Auf der einen Seite allerlei

Verordnungen, die zugunsten der Häftlinge sich auswirken konnten, auf der andern ungesühnte Übertretung dieser Befehle durch dieselbe SS. Hier die Bemühungen des letzten Lagerarztes, die Kranken im Krankenbau entsprechend zu behandeln und zu pflegen, dort tut die SS alles, um die Menschen ihrer Gesundheit zu berauben. Da offensichtlicher Mord — amtlich wird es aber als natürlicher Tod beurkundet. Die SS unterschlägt Pakete, eignet sie sich an — der Häftling hat aber ihren Empfang zu quittieren. Wohin du sieht — nur Paradoxe!

Sonstiges aus dem Häftlingsleben

Im Konzentrationslager verging ein Tag wie der andre. Es interessierte nicht mehr, ob es Montag oder Donnerstag war, Werktag oder Sonntag. Denn worin unterschied sich der Werktag vom Sonntag? Sehr wenig, oft gar nicht. Mitunter war der Sonntag noch schlimmer als der gewöhnliche Wochentag; denn da gab es Zeit für die Launen des Rapport- oder Lagerführers zum „Sport". Und dieser sogenannte Sport war nicht angenehm: stundenlang im Staub des Appellplatzes zu laufen, zu rollen, in Kniebeuge zu stehen.

Das Lagerleben war eintönig, abgesehen davon, daß die Häftlinge selbst irgendeine Abwechslung sich ausdachten. In den letzten Jahren gab es nationale Literatur-, Gesangs- und Theatergruppen, die ab und zu etwas geboten haben. Auch mit einer Kleinkunstbühne wurde versucht. An Kräften hätte es nicht gefehlt, aber die Häftlinge zeigten kein sonderlich großes Interesse hierfür: sie waren allem gegenüber zu sehr abgestumpft. Das einzige, was Zuschauer herbeilockte, war der Fußball. Es gab bei gutem Wetter nationale Wettspiele auf dem Appellplatz, welche die Aufmerksamkeit besonders der Jüngeren erregten.

In freinen Stunden, besser gesagt, in den freien Viertel- und Halbstunden, standen deutschsprachige Bücher aus

der Häftlingsbücherei zur Verfügung, später auch solche in französischer und norwegischer Sprache, vereinzelt auch tschechisch und polnisch. Der Grundstock der deutschen Bücherei war vom Lager beschafft. Die Bücherei wurde später durch die Häftlinge selbst in jeder möglichen Weise ausgebaut, durch Büchersendungen durch die Angehörigen, von draußen hereingebrachte Bücher usw. Man mußte sich wundern, daß nationalsozialistische Literatur spärlich vertreten war. Im übrigen gab es unter vielem Schund auch manches gute Werk, Meisterwerke der Weltliteratur. Es hat sogar Bücher gegeben, die eine öffentliche Bibliothek schon längst nicht mehr führen durfte. Ist das nicht Paradox? Die im Laufe des Jahres auf den Blöcken gesammelten Zeitschriften wurden gebunden und der Bücherei übergeben. Die Bücherei hatte zuletzt über 6000 Bände, für die Verhältnisse eine ganz stattliche Zahl.—

Als Zugang oder für ein Außenkommando bekam man die Zebrakluft. Später wurde dieser Stoff knapp. Aber dafür waren Zivilanzüge von ermordeten Juden in rauhen Mengen da. Zunächst wurden diejenigen, die innerhalb des Lagers arbeiteten, später auch die andern, mit Zivilanzügen ausgestattet. Um eine Flucht zu verhindern, bekam die Hose an den Außennähten breite, rote Streifen, die Jacke vorn und hinten mit roter Farbe ein großes Kreuz, ebenso der Zivilmantel. Im letzten Jahr wurde angeordnet, anstatt der rotfarbigen Markierung der Jacke und des Mantels auf dem Rücken ein viereckiges Loch auszuschneiden und einen andersfarbigen Stoff, möglichst von greller Farbe, hineinzunähen, ebenso an den Hosenbeinen.

Das Haar durfte früher nur ganz kurz getragen werden. Jeden Sonntag mußte die Haarmaschine ran. Später hat man das Häftlingshaar gesammelt und verwertet. Da mußten wir es stehenlassen. Aber damit wir nicht auf den Gedanken kämen, wir wären schon um weniges wieder zu Menschen geworden, bekam man durch die Mitte des Haares, von der Stirn bis zum Nacken, einen Streifen in der Breite der Maschine ganz kurz geschoren, den

„Sachsensteg". Erst im letzten Jahr konnten die Deutschen und Norweger, später auch Holländer, Franzosen und Belgier, das Haar 3 cm lang stehenlassen.—

Wie das KZ an sich, das Häftlingsleben im allgemeinen, recht sonderbarer Art war, so auch die Umgangssprache. Rauh war die Umgebung und Behandlung, rauh auch der Unterhaltungs- und Verkehrston. Wörter und Ausdrücke wurden geläufig, die draußen nicht einmal Männer unter sich zu gebrauchen pflegten. Man hat sich nicht geniert, sie in den Mund zu nehmen. Es war allgemein üblich, und man fand nichts Sonderbares dabei. Ohne Erröten, ohne daß man sich besondere Gedanken dabei machte, wurden die heikelsten Dinge bei ihrem gewöhnlichen, trivialen, Namen genannt. Das hat die langjährige Gewöhnung mit sich gebracht. Es kam von selbst, ohne daß man sich dazu zu zwingen nötig gehabt hätte. Man hatte das Empfinden, im KZ könne es nicht anders sein: der Mensch zeigte sich da in seiner raubtierhaften Urmenschlichkeit.

Bei dieser Gelegenheit ein wenig aus dem Wortschatz des KZ. Der Muselmann ist dem Leser schon geläufig. Er kann ihn vielleicht nicht so lebhaft sich vorstellen, weil er keinen 100prozentigen Muselmann in seiner KZ-Umgebung gesehen hat.

Auch der Muselmann mußte im Laufschritt über den Appellplatz, sonst schrie ihn ein SS an: Soll ich dir die Hammelbeine langziehen? Und er streckte seine Hammelbeine, bewegte sich, wie ein angehackter Feldfrosch. Unterwegs, hinter dem Block, begegnet ihm ein andrer Muselmann, der aus der Parolekküche angehumpelt kommt: Hast du die neueste Parole gehört? Nächstens werden alle reichsdeutschen Politischen entlassen. (Übrigens tauchte diese Parole mindestens vier- bis sechsmal im Jahr auf, sie war die hartnäckigste.) Ebensogut hätte er sagen können: Ab morgen ist keine SS mehr im Lager. Auch dieses Gerücht, die Parole, hätte Gläubige gefunden. Denn die Parolen gehörten ebenso zum KZ wie das „Mützen ab!" Sie wurden absichtlich und unabsichtlich in Umlauf gesetzt und wuchsen lawinenartig an, fanden Gläubige, die an die Wahrheit auch der phantastischsten Parolen glaubten. Das waren aber meist die Spinner, die im Geist das schon verwirklicht sahen, was sie sich wünschten und ersehnten.

Wenn man etwas brauchte, das man auf legale Weise nicht erlangen konnte, wurde organisiert. Diejenigen mit dem besten Organisationstalent sind noch am besten weggekommen. Und organisiert hat jeder, Häftling und SS. Nur durfte man sich dabei nicht schnappen lassen; denn dann gab es zum mindesten paar Stunden oder einen ganzen Sonntagnachmittag Sport, d.h. zur Strafe wurde man auf dem Appellplatz gezwiebelt mit Laufen, Hüpfen, Rollen usw. Ein schöner „Sport"! Im allergünstigsten Fall, wenn man z.B. in einer Werkstatt geringfügiges organisierte und der Werkmeister, der dich dabei bedrückte, noch etwas Menschliches an sich hatte, bekam man eine Zigarre, einen Rüffel, und der Fall war damit erledigt. Gehaßt wurden Leute, die Lampen bauten, z.B. beim Organisieren eine Spur hinterließen oder das Organisierte so verwahrten, daß es bald gefunden werden und die andern mit hereinreißen konnte.

Verhaßt waren die Vorarbeiter und Vormänner, die ihre Mithäftlinge anwichsten, mit Brenko und Karacho antrieben, um ihre eigene Tüchtigkeit hervorzukehren, und dafür gespickt wurden. Sie holten aus dem Sklaven das letzte heraus, daß er seine müden Knochen kaum in den Block noch schleppen konnte. Der Ruf des Stubendienst „Einfahren!" klang ihm dann wie eine Himmelsmusik, daß er endlich sich auf das harte Lager hinhauen konnte, um am nächsten Morgen in aller Frühe wieder seine Tretmühle zu beginnen.

Die Tage gingen einförmig und geisttötend dahin, trotz langjähriger Haft der rettende Strand nicht zu sehen. Darum braucht man sich nicht zu wundern, daß so mancher in den Draht ging, um seinem versklavten Leben am elektrischen Draht ein schnelles Ende zu bereiten: ein Augenblick — und er war von allen Qualen erlöst.

Der Krankenbau

Bis 1942 galt der Krankenbau als ein furchtbarer Ort und wurde nach Möglichkeit gemieden. Die Worte Revier und Krematorium waren fast synonym. Wollte jemand in den Krankenbau aufgenommen werden, mußte er über die Ambulanz, wo er in den meisten Fällen für gesund befunden wurde, höchstens für 1—3 Tage schonungsbedürftig. Und wer ins Revier aufgenommen wurde, mußte auch für sein Leben fürchten. So mancher ist durch eine Spritze für das Krematorium reif gemacht worden.

In der Ambulanz war lange Jahre ein Aso als Vorarbeiter tätig, ein gewisser August Born, der sich mal als Drogist, mal als Apotheker aus Hamburg ausgab. Ein gewissenloser Mensch, der vor nichts zurückschrak. Stundenlang mußte man morgens in Regen und Kälte vor der Ambulanz stehen, bis man hineinkam. Betratest die Ambulanz, wurdest von dem Vorarbeiter empfangen, im Lager allgemein August genannt:

„Was fehlt dir?"

„Ich habe das und das."

„Ausziehen! Temperatur messen!"

War die Temperatur nicht besonders hoch, drückte er dir einige Tabletten in die Hand:

„Hier hast du, und morgen gehst zur Arbeit".

Sehr viele haben infolge von Unterernährung und körperlicher Überanstrengung Wasser bekommen. Sagtest zu August: „Ich habe Wasser in den Beinen!" hat er dich weiter nicht angeschaut, gab dir ein Röllchen „Hexa" und den Rat „Beim Liegen die Beine hochlagern!", und schon warst du draußen.

Da kommt ein Herzkranker, dessen Beine schon den dreifachen Umfang der normalen haben, daß die Füße kaum noch in die Holzschuhe hineingehen. Er klagt, daß er kaum noch gehen könne, das Wasser schon bis zur Brust angestiegen. August: „Ach was, scheiß dich aus, und die Blähung wird vergehen!" Nicht einmal Schonung bekommt er verordnet. Nach einigen Tagen platzen die Beine, Wasser tritt heraus. Der Arme kann vor Schmerzen kaum aushalten. Zufälligerweise ist am nächsten Tage eine Musterung des Nietenkommandos durch den Arzt: es werden Leute für ein neues Kommando ausgesucht. Alles hat sich auszuziehen. Auch der mit seinem Wasser tritt vor. Als der Arzt ihn sieht, verfügt er: „Dieser kommt sofort ins Revier!" Da machte der Vorarbeiter August ihm noch Vorwürfe, warum er so lange gewartet habe und nicht früher gekommen wäre. Es bestand natürlich keine Möglichkeit, im Beisein des Arztes ihm die gebührende Antwort zu geben, wäre an sich auch verfehlt gewesen. Er hätte schon in den nächsten Tagen heimzuzahlen gewußt. So ist es Tausenden ergangen, die unbedingt ins Revier hatten aufgenommen werden müssen.

Und die Verhältnisse im Krankenbau! Kein Arzt, kaum ein geschulter Pfleger. Irgendeiner, der auch nicht die geringste Ahnung von Medikamenten und ihrer Anwendung hatte, fungierte als „Arzt". Nur mit der Zeit haben verschiedene Pfleger sich dies und jenes von der Krankenpflege angeeignet, so daß sie unter solchen Umständen einen Arzt auch gar nicht brauchten. Wer darum längere Zeit im Krankenbau liegen mußte, war schon auf halbem Wege zum Krematorium.

Erst 1943 erfolgte eine grundlegende Änderung, als der Obersturmführer Dr. Baumkötter, ein Mindener, als erster Lagerarzt nach Sachsenhausen kam. Er setzte sich dafür ein, daß der Krankenbau entsprechend erweitert wurde, die Behandlung der Kranken in die Hände von Ärzten kam, unter Leitung eines ersten Häftlingsarztes.

Der Krankenbau umfaßte die septische und aseptische Abteilung, eine Station für innere Krankheiten, eine Infektionsabteilung, eine Station für Tbcisten, später auch einen Rekonvaleszentenblock. Außerdem war dem Krankenblock eine Zahnstation angegliedert.

Der erste Häftlingsarzt überhaupt war Dr. Hermann Pistor, aus dem Kasselschen, ein angenehmer und fraundlicher Kamerad, der für die Mithäftlinge viel getan hat. Später ist er Intrigen zum Opfer gefallen.

Unter dem Ärztepersonal sind noch zwei norwegische Ärzte besonders zu erwähnen, Per Graesli aus Oslo und

Sven Oftedal aus Bergen, beides liebe, gute Kameraden, treusorgende Ärzte, tüchtig in ihrem Fach, von allen Kranken geachtet und geliebt. Sie behandelten in gleicher aufopfernder Weise alle Kranken, ohne Unterschied der Nation, was man keineswegs von allen dort beschäftigten Ärzten sagen konnte. Es ist oft vorgekommen, daß dieser oder jener seine Landsleute bevorzugte, den andern nur wenig Beachtung schenkte. Es hat gute Ärzte gegeben, die von ihrem Fach was verstanden; es gab aber auch Stümper, die den Kranken abklopften, behorchten und eine Diagnose stellten, die grundfalsch war, nicht weil ein besonders schwieriger Fall gewesen wäre, sondern weil er unfähig war, eine Diagnose zu stellen. So hat man z.B. jemand auf Magengeschwür behandelt. Er starb, und die Leichensektion ergab als Todesursache Blinddarmentzündung. Noch viel krassere Fälle sind vorgekommen. Da war ein Arzt, ein Neurologe, der die Arbeit bestimmt nicht erfunden hat. Kommt ein Patient zu ihm in die Ambulanz:

„Was fehlt dir?"

„Ich habe Schmerzen im Kreuz!"

„Bekommst du Pakete?

„Ja!"

„Oft?"

„Fast jede Woche!"

„Sind auch Rauchwaren drin?"

„Ja, Zigarren und Zigaretten."

„Rauchst du?"

„Ja."

„Mein Lieber, das darfst du nicht! Das Rauchen tut den Nerven nicht gut. Wenn du ins Revier aufgenommen wirst, mußt die Rauchwaren immer abgeben. Das wirst du doch tun, nicht wahr?"

„Ja, das tue ich."

„Bekommst du auch Äpfel geschickt?"

„Mitunter."

„Auch Äpfel darfst du nicht essen; die schlagen auf den Magen, daher die Kreuzschmerzen, über die du klagst. Höchstens ab und zu darfst du einen essen. Damit

du nicht in Versuchung kommst, alles aufzuessen, wirst auch die Äpfel abgeben, ja?"

„Wenn es sein muß!"

Gut! Hier, Schreiber, dieser Mann ist aufzunehmen!"

Zu einem andern, der keine Rauchwaren und keine Äpfel bekommt: „Was? Du sollst arbeiten gehen, nicht hier faul im Revier hermuliegen! Wo kommen wir mit dem Platz hin, wenn alle Faulpelze sich ins Bett legen? Dir genügen drei Tage Schonung im Block. Ab!"

Auch solche Ärzte hat es gegeben. Aber das Schicksal hat auch einen solchen des Besseren belehrt. Da der aber geschilderte Arzt nicht gern gearbeitet hat und dickköpfig genug war, wurde er auf ein Außenkommando geschickt, aber nicht als Arzt. Als er nach einigen Monaten ins Stammlager zurückverlegt wurde, kam er als Muselmann zurück, war ausgehungert und bettelte bei Bekannten um Kippen und ein Stückchen Brot.— Jedes Ding währt nur seine Zeit. Auch beim größten Knäuel kommt endlich das Ende des Fadens zum Vorschein.

Unter den Pflegern hat es auch verschiedene sehr tüchtige gegeben; aber auch solche, die nur hineingeschoben waren, um die Kranken sich nur wenig kümmerten.—

Die Kranken standen morgens eine Stunde später auf, gingen abends eine Stunde früher schlafen als das übrige Lager. Von 12—14 Uhr war im Krankenbau durchweg Mittagsruhe. Die Hauskost, die die Mehrzahl der Kranken bekam, war das übliche Lageressen. Nur die Magen- und Darmkranken und die Schwerkranken bekamen Diätkost, die fleischlos war und in Nudel-, Grieß- oder Haferflockensuppe bestand.

Als 1944 die Zahl der Kranken infolge der zunehmenden Lagerbelegstärke anwuchs, wurden leichtere Fälle nicht mehr bis zur völligen Genesung im Krankenbau behandelt, sondern diese Patienten wurden zum Schonungsblock verlegt, von denen nach und nach mehrere eingerichtet waren und dem Lagerarzt unterstanden. Jeder Schonungsblock hatte seinen Häftlingsarzt, entsprechende Medikamente und das nötige Verbandmaterial. Da blieben die Schonungskranken, bis sie wieder arbeits-

fähig waren und nach dem eigenen Block entlassen werden konnten.

Dank der geschilderten Fürsorge des ersten Lagerarztes ist auch die Sterblichkeit im Lager prozentual zurückgegangen. Die Belegstärke des Krankenbaues schwankte im großen ganzen wenig, hatte aber steigende Tendenz. Ende Januar 1945 hatte der Krankenbau, die Schonungsblöcke nicht mitgerechnet, eine Belegstärke von fast 2 500. Dazu kamen über 1000 Revierkranke in den Außenlagern. So kann mit einer Gesamtzahl der Kranken (einschließlich der Schonungskranken) von etwa 5000 gerechnet werden, bei einer Lagerstärke von fast 60 000 (das sind 8—9%). Diese Zahl ist nicht hoch, wenn man die Lebens- und Arbeitsbedingungen, die Ernährungslage und sonstigen ungünstigen Verhältnisse eines Konzentrationslagers berücksichtigt. An sich ist natürlich ein Ausfall von 10% aller Arbeitskräfte nicht gering, aber unter solchen Umständen leicht verständlich, und nicht verwunderlich. Im Februar 1945 ist die Zahl der Kranken stark zurückgegangen, bis auf 1220 im Stammlager (von 2 500). Die Gründe hierfür werden im folgenden Kapitel dargelegt.

Man kann allgemein sagen, daß der Krankenbau, abgesehen von diesen und jenen üblen Erscheinungen, in den letzten Jahren des KL Sachsenhausen viel zur Erleichterung der nicht beneidenswerten Lage der Häftlinge beigetragen hat. Eins hat aber auf die Arbeitsfreudigkeit der redlichen Elemente im Revier hemmend gewirkt, das Intrigenspiel. Der Hauptmanneger dieser Intrigen, die sogar zur Verhaftung und Abtransport einer größeren Anzahl von tüchtigen Menschen, die im Krankenbau beschäftigt waren, in ein schwereres Lager geführt haben, war der frühere Vorarbeiter der Ambulanz, August Born. Wegen Mißbrauch von Knaben war er seinerzeit aus dem Revier entfernt worden, hat es aber verstanden, bei der Sonderuntersuchungskommission, die im Mai 1944 wegen angeblicher politischer Umtriebe nach Sachsenhausen gekommen war, unterzukommen. In ihrem besondern Auftrag war er der Oberspitzel innerhalb des

Reviers. Mehrere Monate hat seine unheilvolle Tätigkeit angedauert, bis er schließlich seinen Auftraggebern lästig wurde und sich einen Abgang suchen mußte. Er ist zu den Dillewangern gegangen. Er war nicht der einzige, der auf diese Weise das Weite gesucht und sich in Sicherheit gebracht hat, um nicht eines Tages der Rache drangsalierter Mithäftlinge zu verfallen. Hoffentlich hat ihn dort das verdiente. Schicksal erreicht; denn er hat viele auf seiner schwarzen Seele.

Die Sterblichkeit im KL Sachsenhausen

Dies Kapitel ist eins der traurigsten in den Annalen des KL Sachsenhausen. Schon aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, daß die Sterblichkeit in Sachsenhausen weit über das Normale hinausgegangen ist. Die harten Lebensbedingungen, die bei weitem nicht ausreichende Ernährung, die alle Vorstellungen übertreffenden Mißhandlungen, von Zeit zu Zeit auftretende Epidemien, wie Bauchtyphus, Fleckfieber und Ruhr, nicht zuletzt die seelische Depression, oft völliger seelischer Zusammenbruch, mußten die Sterbeziffer erhöhen.

Wie im einzelnen die Sterblichkeitskurve des KL Sachsenhausen verlief, ist aus der untenstehenden Tabelle ersichtlich (die Zahlen sind amtlich). Dabei ist zu berücksichtigen, daß hier im allgemeinen nur die natürlichen Todesfälle (was im KZ als natürlicher Todesfall bezeichnet werden kann!) berücksichtigt sind. Exekutionen und sontiges sind außer acht gelassen. Die Monatszahlen beziehen sich auf den Zeitraum vom 1. Januar 1940 bis 30. Juni 1943.

Monat	**Zahl In%**	(im Vergl. zur Lagerstärke)	**Durchschnittl. Lagerbelegstärke**
Januar **1940**	680	5,53	12 280
Februar	477	4,28	11 120
März	445	4,29	10 370
April	532	4,47	11 890

Mai	495	4,06	12 189
Juni	306	2,78	10 992
Juli	201	1,80	10 992
August	172	1,35	12 766
September	95	0,77	12 351
Oktober	95	0,83	11 465
November	153	1,43	11 470
Dezember	158	1,44	10 972
Januar **1941**	111	1,02	10 791
Februar	94	0,83	11 193
März	142	1,10	11 914
April	152	1,28	11 802
Mai	84	0,74	11 263
Juni	31	0,29	10 922
Juli	32	0,28	11 264
August	39	0,34	11 283
September	34	0,30	10 800
Oktober	79	0,68	11 518
November	159	1,56	10,153
Dezember	101	0,95	10 551
Januar **1942**	133	1,27	10 440
Februar	207	1,99	10 355
März	439	4,31	10 168
April	301	2,78	9 264
Mai	219	2,17	10 885
Juni	207	1,87	11 066
Juli	396	3,19	12 393
August	361	2,67	13 475
September	500	3,49	14 303
Oktober	519	3,62	14 303
November	409	2,75	15,885
Dezember	502	3,08	16 283
Januar **1943**	392	2,25	17 418
Februar	547	2,57	21 237
März	771	3,64	21 278
April	654	2,91	22 474
Mai	358	1,49	23 922
Juni	232	0,94	24 688

Der Prozentsatz der Sterblichkeit vor 1940 ist noch höher gewesen. Im Zeitraum von 1940 bis einschließlich 1. Halbjahr 1943 schwankte er zwischen 0,29 und 5,53%, wohlgemerkt nur bei den natürlichen Todesfällen. Die unnatürlichen sind im großen und ganzen nicht berücksichtigt, auch nicht das Massenmorden von Sowjetkriegsgefangenen 1941/42, weil die Kriegsgefangenen nicht zur Lagerstärke rechneten. Das Kriegegefangenenlager galt für das KL Sachsenhausen als besonderes Lager und gehörte zum Kriegsgefangenen-Stalag Oranienburg.

Die Schwankungen sind auch durch die Jahreszeit und das Auftreten von epidemischen Erkrankungen bedingt. Die höchsten Todesziffern hatten in der Regel die Monate Februar — April. Bis 1941/42 war man in der Angabe der Todesursache oberflächlich und willkürlich. Die Leichen wurden gleich nach Eintritt des Todes nach dem Leichenhaus gebracht. Der Arzt sah die Toten im Vorbeigehen an und stellte als Ursache fest: Lungenentzündung, Rippenfellentzündung, Magen- und Darmkatarrh, Nierenleiden, Versagen des Herzens usw. Oft wurde die Todesursache summarisch festgelegt: an einem Tage waren die Toten alle an Lungenentzündung gestorben, am nächsten alle an Ruhr, am dritten Herzversagen, und so ging es fort. Es war leichte und einfache Arbeit. Was sollte man sich auch viel mit diesem Pack abgeben, dem toten und stinkigen Mistzeug! Die Todesursche, an der man den Betreffenden hat sterben lassen, wurde dann den Angehörigen mitgeteilt.

Später ist in der Hinsicht anders geworden. Der Häftlingsarzt, der den Toten in seiner Abteilung als Kranken behandelt hatte, gab die Todesursache an. War diese unklar oder nicht bekannt, wurde, die Leiche seziert, um die genaue Todesursache festzustellen. Jede Leichenöffnung und der Befund wurden protokolliert und vom ersten Lagerarzt unterschrieben. Besondere Fälle ließ der Lagerarzt sich besonders zeigen. Diese Leichensektionen zwangen die Ärzte, in ihren Diagnosen genauer zu sein. Auch die weniger gewissenhaften wurden gezwungen, die Schwerkranken eingehender zu untersuchen und richtigere Diag-

nosen zu stellen. Der bis dahin herrschenden Willkür und Gleichgültigkeit dem menschlichen Leben gegenüber, wenn es sich auch nur um rechtlose Nummern handelte, wurde dadurch ein gewisser Riegel vorgeschoben.

Darum haben diese Elemente den Pathologen (einen Slowenen), der die Sektionen durchzuführen hatte und seine Aufgaben ernst nahm, nicht leiden mögen. Wenn es anders nicht ging, haben sie die nationale Masche aufgegriffen und zu provozieren versucht, um ihm das Genick zu brechen. Erfreulicherweise ist dies nicht gelungen.

Wie weit die Gleichgültigkeit gewissenloser Elemente gegangen ist, zeigt sich auch darin, daß wiederholt Häftlinge, die noch am Leben waren, in den Leichenkeller eingeliefert wurden, besonders von der Ambulanz. Früher wurde natürlich mit diesen Halbtoten kurzer Prozeß gemacht, einer von der SS nahm den Spaten oder einen andern Gegenstand und schlug ihn damit endgültig tot. Stelle man sich vor: Der angebliche Tote wird auf der Leichenkarre, die zum Abholen der Leichen benutzt wurde, in den Keller gebracht. Der Leichenfahrer zerrt ihn vom Karren herunter, der „Tote" schlägt auf dem Boden auf und öffnet plötzlich die Augen, gibt einen Wehlaut von sich. Und das ist nicht einmal vorgekommen. Oft haben diese, im Leichenkeller wieder zu sich gekommen, hinterher noch tagelang im Krankenbau gelebt.

Nach Einlieferung in den Leichenkeller und einer etwaigen Leichenöffnung wurde unter der Aufsicht des Unterscharführers von der Zahnstation die sogenannte Zahnkontrolle durchgeführt, eine Leichenschändung ohnegleichen: das Gebiß des Toten wurde auf Gold untersucht. Hatte jemand eine Goldplombe, wurde der Zahn mit der Zahnzange herausgerissen, das Metall an die SS abgeliefert. Eine schandhafte Handlung, die da an der Leiche verübt wurde. Ein scheußlicher Anblick, wie dem Toten der Mund aufgesperrt, aufs peinlichste untersucht und künstliche Gebisse, plombierte und künstliche Zähne und Goldbrücken unter Gewaltanwendung herausgerissen wurden. Keine Leiche durfte nach dem Krematorium, bei der die Zahnkontrolle nicht vorgenommen war.

Dann wurden die Toten zu zweien in einen schwarzen Kasten getan und auf einem Rollwagen nach dem Krematorium gefahren.

Hatten die Angehörigen von dem Tode ihres Lieben zeitig erfahren, daß sie die Genehmigung erwirken konnten, den Toten noch zu sehen, wurde die Leiche entsprechend hergerichtet, gewaschen, rasiert, mit entsprechender Ausstattung in einen Schausarg getan und in einem besondern Raum aufgebahrt, um den Angehörigen vorgeführt zu werden. Kaum hatte sein letzter Besuch ihn verlassen, wurde alles schnellstens wieder beiseitegeschafft und er in einen der schwarzen Kästen geworfen, um verbrannt zu werden. Ein solcher Totenbesuch ist aber in der ganzen Zeit des Bestehens des KL Sachsenhausen nur einigemal möglich gewesen. Der Tote war schon zum Kamin hinaus, wenn die Angehörigen seinen Tod gemeldet bekamen.

Die Leichen wurden gewöhnlich zweimal in der Woche nach dem Krematorium geschafft, dienstags und freitags. Wenn es aber nötig war, und das kam nicht selten vor, wurden auch besondere Leichentransporte vorgenommen.

Die Angehörigen konnten gegen eine Gebühr von 50 RM die Asche „ihres" Toten in einer Urne zugeschickt bekommen. Bei Juden wurde die Asche ausnahmslos sofort nach der Verbrennung beseitigt. Ob es die Asche des eigenen Toten war, wer konnte das feststellen? Asche ist Asche! Es hieß aber, daß die Angehörigen die Asche i h r e s Toten haben können. Tatsächlich haben sich hin und wieder Gutgläubige gefunden, die ihre 50 Mark hingaben. Auch am toten KZler hat die SS verdienen wollen.

Nach der Feststellung der Todesursche wurden die Totenpapiere geschrieben. Der 1. Lagerarzt hatte eine amtsärztliche Bescheinigung auszustellen, daß die Besichtigung (und etwaige Sektion) der Leiche des Häftlings N: N. an dem und dem Tage ergeben hat, daß der betreffende an der bezeichneten Krankheit gestorben ist. Es

bestehe nicht der Verdacht (oder es besteht der Verdacht), daß er eines nichtnatürlichen Todes gestorben ist.

Diese amtsärztliche Bescheinigung ging mit der Sterbeurkunde, die die Personalien des Verstorbenen, Todestag und -stunde und die Todesursche enthielt, an die Politische Abteilung. Da hat ein Kriminalsekretär(!) „bestätigt", daß keine strafbare Handlung hinsichtlich des Todes bestehe.

Der Kommandant verfügte an den Leiter des Krematoriums, daß die Einäscherung innerhalb 24 Stunden durchzuführen ist.

Die Totenpapiere gingen dann an das Standesamt II Oranienburg. Das Konzentrationslager Sachsenhausen hatte nämlich sein eigenes Standesamt; denn die Außenwelt sollte nicht erfahren, was im Lager vor sich ging. Das Standesamt II Oranienburg war ein vollgültiges Standesamt, wie jedes andere. Es hat verschiedenemal Trauungen vorgenommen. Die Braut kam hin, der Häftling wurde geholt, der Standesbeamte, ein SS Scharführer, vollzog den Trauakt, und die beiden jungen Eheleute gingen jeder hin, von wo sie gekommen waren: er zurück ins KZ, sie an ihren Arbeitsplatz.— Paradox, lauter Paradoxe!

Die Benachrichtigung der Angehörigen über den Tod erfolgte durch die Kommandantur. War der Verstorbene Reichsdeutscher, erhielten seine Angehörigen einen vom Lagerarzt ausgestellten Totenschein.

Die Sterbepapiere, die nicht ausschließlich für den Innenbetrieb bestimmt waren, sondern auch in die Öffentlichkeit gelangten, wurden bis Ende 1944 vom 1. Lagerarzt des KL unter Nennung seines Dienstgrades unterzeichnet. Im Herbst 1944 wurde aber verfügt, daß die Unterzeichnung dieser Papiere in der Weise zu erfolgen habe, daß zu der Unterschrift, unter Weglassung des Dienstgrades und der Bezeichnung „Der Lagerarzt des KL Sh.", hinzugefügt werde „Der Chefarzt des Krankenhauses Oranienburg II". Dadurch sollte der Anschein erweckt werden, daß der Betreffende nicht im KZ, sondern in einem

öffentlichen Krankenhaus gestorben ist. Betrug sogar am Toten!

Im Winter 1944/45 rückte die Ostfront näher an Berlin heran. Die Gefahr bestand, daß bei einem plötzlichen Vorstoß das Konzentrationslager Sachsenhausen der Sowjetarmee in die Hände fallen könnte. Nun waren da aber soviel Zehntausende untergebracht, auch Tausende von Juden, die man schon immer vernichtet haben wollte. Diese Zahl mußte irgendwie verringert werden. Aber wie? Man verfiel auf den teuflischen Plan, einen Teil der nichtjüdischen Häftlinge und alle Juden umzubringen. Auch die Sowjetkriegsgefangenen wurden nicht von der Liquidierung ausgeschlossen. In der täglichen Stärkemeldung erschien ab Mitte Februar 1945 nur noch ein(!) Kriegsgefangener als Bestand des Kriegsgefangenen-Arbeitslagers. Wo blieben die 800, die noch im Dezember 1944 im Kriegsgefangenen-Lager waren? Von einer Auflösung des bewußten Kriegsgefangenen-Arbeitslagers hat niemand etwas gehört.

Die Juden, von Lieberose, Auschwitz und sonstwoher gekommen, starben plötzlich zu Tausenden „auf Transport". An einem einzigen Tage meldete der Totentagesrapport 2500 Juden auf Transport verstorben, am nächsten Tage wieder 1500.

Und dann setzte eine Aktion von kaum glaublicher Gemeinheit und Unmenschlichkeit ein. Täglich erschien der Rapportführer im Krankenbau mit einer Liste von 50—100 und mehr kranken Häftlingen, die im Revier lagen. In einer Stunde mußten sie sich fertigmachen, ihre Sachen nehmen, es hieß, sie kamen in ein andres Lager. Ein Lastwagen kam vorgefahren, eine Partie stieg auf, die andern sollten auf den nächsten warten. Der Wagen fuhr zum Tor hinaus und — bog nach rechts ab, zum Industriehof. In 5 Minuten war er zurück, nahm den nächsten Schub mit. Derselbe Weg. Es war allen klar, wo das vorgebliche Lager zu suchen ist — Krematorium.

Die Listen, die der Rapportführer mitbrachte, wurden von der Sonderkommission in der Pol-Abteilung an Hand der Akten aufgestellt. Diese Opfer galten nicht als „auf

Transport" verstorben, sondern (damit bat die SS allen bisherigen Gemeinheiten die Krone aufgesetzt) als Todesursache galt die Krankheit, an der sie im Krankenhaus gelegen haben. Lag jemand mit Pneumonie, so ist er eben an Pneumonie gestorben; wurde jemand wegen Magengeschwür behandelt, dann ist er auch an Magengeschwür gestorben. Der Tbcist „starb an Tbc" (Lungentuberkulose). Der größte Teil der Lungenkranken ist auf diese Weise ins Jenseits gereist. Darum hat die Todesziffer für Februar 1945 fast 6000 erreicht (mehr als 10% der damaligen Lagerstärke).

Eine große Aufregung bemächtigte sich der Häftlinge, als Tag für Tag die „Transporte" der Mordkommission hinausrollten. Niemand war seines Lebens mehr sicher: Was gestern mit dem einen geschehen ist, kann heute dir passieren! Die im Krankenbau tätigen SS-Angehörigen wichen allen Fragen aus. Es war zu sehen, daß selbst ihnen diese Methode unfaßbar war. Ein Aufatmen ging durch das Lager, als es eines Tages hieß, die Mordkomission ist abgefahren. Die Einen sagten, daß sie nach Dachau gefahren sei, andre wiederum wußten zu erzählen, daß sie ihren Weg nach Bergen-Belsen genommen hat.

Dillewanger

Es ist wiederholt betont, daß die Konzentrationäre nicht nur aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und aller Rechte beraubt waren, sie sollten rücksichtslos der Vernichtung anheimfallen. Alles war darauf eingestellt, von der Ernährung und Behandlung bis zur Arbeit, ja man hat vor ausgesprochenem Mord nicht zurückgescheut. Nicht zuletzt gab es noch ein Mittel nämlich den Eintritt in die Waffen-SS. Wie Paradox das klingt: der bisher von der SS mißhandelte, rechtlose Häftling trat in die SS ein, in die Elitetruppe Hitlers, rückte also plötzlich aus gänzlicher Entrechtung in die Reihen der Auserwählten hinauf!

Als Ausgangspunkt kann eine Veröffentlichung gelten, die 1942 im Lager bekannt wurde: es wurden geeignete Geldschrankknacker für ein Sonderkommando nach Kiew gesucht. Da es an solchen nicht mangelte, wurden 6 oder 8 ausgewählt, die gute „Fachkenntnisse" hatten, und nach Kiew geschickt, natürlich als Häftlinge. Dort bekamen sie gute Unterkunft und ausgezeichnete Verpflegung, genossen auch gewisse Freiheiten, blieben aber unter Bewachung und mußten geheime Tresore von Sowjetbehörden öffnen, in denen man wichtige Dokumente, vor allem aber Kostbarkeiten, Gold usw. vermutete. Die Arbeit war lebensgefährlich, weil alles unterminiert und mit Sprengladungen versehen sein sollte. In monatelanger Arbeit haben sie „fachmännisch" ihre Aufgabe gelöst und — wurden als Häftlinge wieder nach Sachsenhausen zurückgeschafft, obgleich ihnen damals zugesichert war, daß sie nach vollendetem Auftrag in die Freiheit entlassen werden.— So sahen Zusagen der SS aus! Man hatte als sicher angenommen, daß sie bei dieser Arbeit hops gehen würden.

1943 wurde im Lager bekanntgegeben, daß Freiwillige für die Sonderformation Dillewanger gesucht werden. Kriegstaugliche BV sollten sich melden, die in die Waffen-SS aufgenommen und dieser Formation, die besonders schwere und gefährliche Aufgaben bekam, zugeteilt werden. Es liefen mehr Meldungen ein, als Freiwillige zunächst gebraucht wurden. Es hieß, diese werden in den von den Partisanen unsicher gemachten Gebieten eingesetzt. Mit dem Einreihen in die Formation Dillewanger werden sie zunächst weiter als Häftlinge betrachtet, können aber durch gute Führung und Bewährung die Freiheit erlangen. Die BV ließen es sich nicht mehrmals sagen, sondern eine große Anzahl stellte den Antrag auf Einreihung. Von denen, die mit dem ersten Transport hinausgegangen sind, lebten nach drei Monaten nur noch zwei, alle andern waren gefallen.

Nach dem ersten Einsatz folgten weitere, besornders im Laufe des Jahres 1944.

Da hieß es im September 1944, eine größere Anzahl soll hinausgeschickt werden. Man sprach von 1500. Die meisten tauglichen BV waren schon fort, die Mehrzahl von ihnen gefallen.

Da wurden soger die Politischen aufgefordert, sich freiwillig zu melden, und zwar — in einer Form, daß man nicht mehr von einer Freiwiligkeit sprechen konnte. Die wegen Hoch- und Landesverrat Vorbestraften wurden in erster Linie aufgefordert: Jetzt sei ihnen Gelegenheit geboten, ihre Untat, die sie am Volk und Vaterland begangen hätten, gutzumachen. Viele folgten diesem Ruf; aber viele wollten auch nicht mit. Da stellte die Politische Abteilung eine Liste derjenigen zusammen, die hierfür in Betracht kämen. Sie wurden eines Abends vors Tor gerufen. Der Lagerführer hielt eine Ansprache, in der er betonte, daß sie nun Gelegenheit hätten, sich wieder in die Volksgemeinschaft einzureihen und es wäre ihre Pflicht dies bedenkenlos zu tun. Er gab deutlich der Drohung Ausdruck, was denen blühen werde, die dem Rufe nicht folgen sollten. Und Hunderte von neuen „Partisanenkämpfern" wurden eingekleidet.

Vor dem Ausrücken aus dem Lager hat ein SS-Sturmführer noch eine Ansprache an sie gehalten. Es waren durchweg Politische. Er unterstrich, daß man mit den BV üble Erfahrungen gemacht habe. Sie hätten draußen sich gut geschlagen und in dieser Hinsicht bewährt, sind aber BV geblieben: wo etwas zu holen gab, eigenes oder fremdes Heeresgut, da haben sie geplündert und gestohlen, wie die Raben. Den Politischen könne nicht zugemutet werden, daß sie in der Kampflinie kämpfen würden. Darum sei ihnen eine andre Aufgabe zugedacht: Schutz von militärischen Anlagen, Magazinen usw.

Die Leutchen haben diesen Worten geglaubt, haben sich gefreut, daß sie auf eine vielleicht nicht zu gefährliche Weise in die Freiheit kämen. Aber sie haben sich getäuscht. Nach einigen Wochen schon kamen Nachrichten von ihnen, Briefe über ihren Einsatz, wie es da zuginge. Im Oktober rückten sie aus, und zu Weihnachten schon waren die meisten tot oder verwundet.

Im Januar und Februar 1945 war die Lage für die Häftlinge besonders kritisch geworden. Als der Lageräl-teste, der beschriebene Herr Beyer, sah, daß es dem Ende zugeht und ein Ausweg gesucht werden müßte, sich zu retten, der Verantwortung für seine Untaten zu entgehen, berief er die Blockältesten und ließ von ihnen eine Erklärung an den Kommandanten unterschreiben, daß sie alle auf dem Boden des Nationalsozialismus ständen, sie und mit ihnen alle (!) reichsdeutschen Häftlinge bereit seien, mit der Waffe in der Hand dem vordringenden Feind entgegenzutreten. Um diese Erklärung zu erhärten, haben die Blockältesten auf ihren Blöcken Listen aller Reichsdeutschen aufgestellt, ohne diese befragt zu haben, ob sie überhaupt daran denken, in den Krieg zu ziehen. Die Listen wurden der Lagerführung übergeben.

Die Lagerführung war aber vorsichtiger und schlauer als der Lageräl-teste Herr Beyer mit seinen Trabanten. Es war ihr klar, daß diese Listen unmöglich die Namen derjenigen tragen, die freiwillig, von sich aus, bereit wären zu gehen. Die Blockältesten wurden angewiesen, neue Listen einzureichen, nur diejenigen einzutragen, die auch wirklich sich dazu bereit erklären und dies mit der Unterschrift bestätigen. Da ergab sich natürlich ein andres Bild. Wohl hatten sich noch viele gemeldet, da gerade die Mordkommission im Lager ihr Unwesen trieb und Tausende „auf Transport" sterben ließ. Es wurde die Zweckparole losgelassen, daß die Akten derjenigen, die sich nicht „freiwillig" stellen, einer nochmaligen Prüfung durch die Mordkommission unterzogen werden. Diese Parole hat viele eingeschüchtert und zur Meldung bewogen. Ein großer Teil der Reichsdeutschen im militärtauglichen Alter hat sich gemeldet.

Mit dem Einkleiden und Wegschicken aus dem Lager wurde aber aus unbekannten Gründen gezögert. Als die Frontlage vor Berlin sehr kritisch geworden war, rief der Kommandant die Blockältesten zusammen und erklärte: „Ihr seid diejenigen, auf die die Lagerführung ihr Vertrauen setzt, wenn der Feind in unmittelbare Nähe kommen sollte. Gelingt es euch unsere Familien in Sicher-

heit zu bringen, verspreche ich auf Ehrenwort, daß euch später die Freiheit gegeben wird." — Ist das kein Paradox? Die SS, die die Häftlinge bis dahin mit allen Mitteln schikaniert hatte, empfiehlt im Augenblick der Not ihre Angehörigen der Obhut und Sorge dieser entrechteten und mißhandelten Menschen, empfiehlt sie ausgerechnet der Fürsorge der BV (zu der Zeit waren die meisten Blockältesten BV). Aber andrerseits ist dies kein Wunder: ein Verbrecher begibt sich unter den Schutz eines andren Verbrechers.

Welches waren die Gründe zu den freiwilligen Meldungen zu den Dillewangern? — Befragte man die Beteiligten selbst, antworteten sie gewöhnlich: Vielleicht gibt es da eine Gelegenheit, in die Freiheit zu flüchten. Oberflächlich betrachtet, kann eine solche Erklärung glaubwürdig vorkommen. Wenn man aber diesem tiefer nachgeht, müssen doch andere Gründe gewesen sein.

Es sind nur einige gewesen, die überzeugt waren, durch Flucht die Freiheit wiedererlangen zu können. Sie haben an denen gesehen, die vor ihnen hinausgegangen und gefallen sind, daß eine Fluchtmöglichkeit nicht vorhanden war. Zwar haben einige versucht, wurden aber geschnappt, nach dem Lager zurückgebracht und als Fahnenflüchtige erhängt. Es ist überhaupt in all den Jahren nur ganz wenigen gelungen, die Flucht bis zum Ziel durchzuführen. Sind fast alle gefaßt und ins Lager gebracht worden, wenn es bei manchem auch ein Jahr oder länger gedauert hat. Zuletzt hat auch er am Galgen auf dem Appellplatz gebaumelt.

Von diesen „Freiheitssuchern" ist eine andere Kategorie unterschiedlich zu nennen, nämlich das Element, das auf Bereicherung ausging. Leute, die jahrelang im Zuchthaus gesessen haben wegen Diebstahl, Landstreicherei und all dem, was damit verbunden ist, und solche, die auf leichte Art und Weise sich bereichern wollten, glaubten auch, Gelegenheit genug zum Plündern und Organisieren zu bekommen. Diese Aussichten lockten und haben manchen dazu verleitet, zu den Dillewangern zu gehen.

Eine dritte Kategorie waren diejenigen, die eingeschüchtert durch die Vorgänge im Lager und die drohenden Parolen, sich zu den Waffen meldeten. Sie fürchteten, vielleicht auch nicht mit Unrecht, daß sie möglicherweise durch Kopfschuß oder in der Gaskammer liquidiert werden könnten. Da zogen sie vor, lieber im Freien zu sterben, ohne das Bild des rauchenden Schornsteins in der Sterbestunde vor Augen zu haben. Vielleicht wird auch noch möglich sein, mit dem Leben davonzukommen. Jeder sehnt sich ja nach Freiheit, wenn die Lebensbedingungen auch noch so schwer sein sollten. Frei sein! war die Losung, die manchen bestimmte, diesen Schritt zu tun.

Aber auch das patriotische Empfinden war bei manchem die Triebfeder, in die Sonderformation Dillewanger einzutreten. Das klingt an sich kaum glaublich. Ich selbst hätte dies vor 2—3 Jahren nicht geglaubt, daß ein Mensch, ich spreche hier von den Politischen, dem das System die Freiheit genommen, seine ganze Existenz zerstört und sein Leben ruiniert hat, von der vaterländischen Erziehung so durchdrungen sein könnte, daß er, ungeachtet all des ihm zugefügten Unrechts, bereit ist, mit der Waffe in der Hand für diejenigen zu kämpfen, die ihn in diese Hölle verschleppt haben. Wenn man sich aber mit den Häftlingen darüber unterhielt, über den Krieg, über die Kriegsaussichten für Deutschland, merkte man, wie tief dieser Kadaverpatriotismus in den Unglücklichen wurzelte.

Ich will eine Unterhaltung hier anführen, die ich in der Zeit der intensivierten Werbung für die Dillewanger mit einem Saarländer hatte. Er hatte vor dem KZ 5 Jahre wegen Landes- und Hochverrat schon im Zuchthaus gesessen. Wir kamen einmal auf das Kriegsende zu sprechen, daß bei einem Zusammenbruch Deutschlands, über den wir Häftlinge nicht im Zweifel waren, man damit rechnen muß, daß Deutschland schon aus militärischen Gründen nicht in seinen bisherigen Grenzen bestehen bleibt. Da ereiferte sich dieser darüber so, daß er auffuhr: „Wenn Deutschland zerstückelt werden soll, will ich der Erste sein, der die Knarre in die Hand nimmt und gegen

die Feinde Deutschlands kämpft!" Wir haben gestaunt, die wir dies hörten. Und in der Tat — der Mensch hat sich drei Wochen später zu den Dillewangern gemeldet, ist mit nach der Slowakei ausgerückt.

Man konnte nicht wenige im Lager antreffen, von allerlei Parteischattierung, von der ehemaligen Linken bis zu den Mitläufern Hitlers, die eine Niederlage Deutschlands nicht herbeigewünscht haben, durch die Deutschland geschwächt werde. Der Versailler Vertrag mit seinen Gebietsveränderungen war in ihren Augen schuld daran, daß der Krieg kam, daß Hitler aufgerüstet und den Krieg begonnen hatte. Da ist es nicht erstaunlich, daß diese Leute aus einer gewissen Überzeugung hinausgezogen sind.

Es gab auch viele, die da erklärten: Zur Wehrmacht würde ich mich melden, nicht aber zu den Dillewangern! Zur Wehrmacht wurde aber niemand genommen, daran hatte die SS kein Interesse. Sie brauchte Leute für sich, für ihre Zwecke, für die Festigung der eigenen Macht. Die Wehrmacht war ihr unerwünschte Konkurrenz, bis es schließlich gelungen ist, auch die Wehrmacht unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen. So mancher SS, der in letzter Zeit im Lager als Posten, Blockführer oder irgendein Funktionär tätig war, hat sich entschuldigt, daß er kein SS wäre. Er sei Wehrmachtsangehöriger gewesen, habe als Wehrmachtssoldat in der Front gekämpft und sei verwundet worden. Nach seiner Wiederherstellung habe man ihn aus dem Lazarett zur Waffen-SS entlassen, obgleich er nie irgendeine Neigung für die SS gehabt hätte.

Der KZler und der Krieg

Der Konzentrationshäftling hat mit größter Aufmerksamkeit all die langen Jahre die Kriegsereignisse verfolgt, nicht nur die militärischen, sondern auch die politischen. Er wußte, daß der Ausgang des Krieges auch über sein Leben entscheidet, wenn er bis dahin durchhält. Siegt Hitlerdeutschland, dann ist an ein Wiedererlangen der Freiheit nicht im geringsten zu denken. Uns war es klar, daß man uns ins KZ gesteckt hat, daß wir umkommen. Während des Krieges ist aus dem Munde Hitlers und seiner Mitarbeiter wiederholt das Wort gefallen, daß das deutsche Volk den Krieg durchhalten und alle Beschwernisse auf sich nehmen müßte, um den Endsieg zu erringen; nach dem Endsieg werde es das Herrenvolk sein, alle andern, das nazifeindliche Element in Deutschland einbegriffen, werden die Aufbauarbeit leisten müssen. Wir wußten, daß wir mit darunter fallen, die „Aufbauarbeit" leisten müssen.

Wir waren uns dessen auch bewußt, daß wir dann nicht in Deutschland bleiben, sondern in klimatisch ungünstigen Gebieten lebenslänglich zur Sklavenarbeit verdammt sein werden. Darum ist es verständlich, daß kaum einer von uns, ob er Politischer war oder zu einer andern Haftart gehörte, den Sieg Hitlers herbeiwünschte.

An sich ein Widerspruch, daß ein Mensch gleichzeitig ein unterlegenes Deutschland nicht haben mochte, andrerseits aber auch den Sieg nicht wünschte. Vergiß aber nicht, daß der Mensch nicht selten in einem Zwiespalt lebt, sich oft das eine wünscht, jedoch das andre, das Gegenteil, nicht missen möchte. Daraus mußt du dir auch diesen Widerspruch erklären, der einem hier entgegentritt. Hinzu kommt das zweite: wer Deutschland nicht ohnmächtig und zerrissen sehen wollte, hatte ein andres Deutschland in seiner Vorstellung, nicht das Hitlersche. Und wenn vom Sieg gesprochen wurde, dem bekannnten Endsieg, wer nur der Nazisieg damit gemeint. Wenn dies in Betracht gezogen wird, löst sich auch der scheinbare Widerspruch.

Über die Beendigung des Krieges gingen die Ansichten auseinander. Die einen dachten, daß die Generalität der Wehrmacht zum gegebenen Zeitpunkt das Hitler-Regime beseitigen, die Regierung in Deutschland übernehmen und mit der Gegenseite einen Waffenstillstand schließen wird. Diese Ansicht vertraten die meisten. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß diejenigen, die für die militä-

rische Seite des Krieges verantwortlich waren, nicht sehen könnten, in welches Verderben das Volk hineingelogen und -gestoßen ist. Nach der Katastrophe von Stalingrad hat man allgemein erwartet, daß die Wehrmacht die entsprechenden Folgerungen daraus zieht. Große Enttäuschung, als nichts geschah, was auf einen solchen Schritt deuten könnte. Die zweite Gelegenheit sah man dann, als die Ukraine geräumt werden mußte. Als auch der Moment ohne Folgen in dieser Richtung verstrich, wurde als letzter Zeitpunkt die Stunde angenommen, wann die Armeen der Verbündeten an den Reichsgrenzen stehen. Als sich auch da nichts rührte, hörten die Anhänger obiger Thesen auf zu orakeln.

Die andre Ansicht ging von Anfang dahin, daß die Hitlerklique sich bis zum letzten halten, auf das Äußerste ankommen lassen wird. Die Begründung für eine solche Haltung sah man darin, daß diese Kriegsverbrecher schon selbst einsehen, daß alles verloren ist, daß sie aber ihr Leben so teuer wie möglich verkaufen wollen und ihre Tage nach Möglichkeit hinausziehen werden. Diese Habenichtse hatten nichts zu verlieren. Dies mußte ihnen bekannt sein, darüber gaben sie sich auch selbst, wenigstens die meisten von ihnen, keiner Täuschung hin. Jede hinausgezögerte Stunde aber galt für sie als Plus, als eine gewonnene Stunde ihres Lebens. Und sie wollten, wenn sie schon untergehen mußten, auch das Volk mitreißen. Daher in der zweiten Kriegshälfte, nach Stalingrad, die Behauptung, es ist nicht unser Krieg, es ist der totale Krieg, der Krieg des ganzen deutschen Volkes. Bis dahin hatte es immer geheißen, daß der Führer als der von der Vorsehung Auserkorene den richtigen Zeitpunkt erfaßt habe, den Krieg zu beginnen, daß er, der Gottbegnadete, das Volk und den Krieg bis dahin so weise geführt habe. Als aber das Abenteuer kritisch geworden war, schob man alles dem Volke zu: das Volk habe den Krieg gebilligt, das Volk führe jetzt seinen Krieg, das Volk wolle bis zum Ende kämpfen.

Die letzten Kriegsereignisse und das Ende haben gezeigt, daß die Pessimisten, die an einer befreienden Rolle

der Wehrmacht gezweifelt haben, recht behielten. Ereignisse, wie die Kapitulation Italiens, die gelungene Invasion, das siegreiche Vorrücken der Sowjetarmeen, der im KZ belächelte und bespöttelte 20. Juli und das Vordringen der verbündeten Heere tief in das Reichsinnere, haben die von einem geringeren Teil der Lagerinsassen vertretene Ansicht nur bestätigt: es muß zum letzten kommen, zum endgültigen Zusammenbruch Deutschlands, nicht nur der deutschen Armee. Daß die braune Pest ihre Rolle nicht aufgeben wollte, sondern bis zum letzten Augenblick sich gesträubt hat, beweist die Festnahme der führenden Persönlichkeiten, die genau wissen mußten, daß sie zur Verantwortung gezogen werden, gezogen werden müssen. Wie hat z.B. der Schwarze Henker Himmler an dem bluttriefenden Fetzen seines elenden Lebens gehangen, daß er noch wochenlang, unter falschem Namen, unter fremder Maske, mit gefälschten Papieren, sich im nordwestlichen Deutschland herumtrieb, bis er in der Nähe von Bremen gefaßt wurde! Wie klein diese Bestie in Wirklichkeit gewesen ist, daß sie nicht den Mut aufbrachte, den richtigen Namen sofort zuzugeben, als es ihm klar war, daß es kein Entrinnen mehr gibt! Der früher Allgewaltige, der mit einem Federstrich Tausende zum Morden freigab! Und so war die ganze Klique, die sich allmächtig gebärdete, solange sie sich sicher wußte, aber klein, zum Ekeln winzig klein wurde, als es hieß: Nun habt ihr für eure Untaten geradezustehen! . .

Auch die Beurteilung der gesamten Kriegslage war im KZ eine andre. Ich denke da natürlich nur an diejenigen, die selbständiges Denken nicht verlernt hatten, nicht an diejenigen, die sich von Parolen nährten und alles für bare Münze nahmen. Jede Nachricht wurde kritisch aufgenommen, ob sie durch die Presse, von draußen oder durch verbotenes Schwarzhören ausländischer Sender zu uns gelangte. Man fand überall etwas, was unsrer Ansicht nach der Wirklichkeit entsprechen konnte. Erst durch Vergleichen der Nachrichten miteinander, durch Abwägen und Aussondieren machte man sich ein Bild von dem,

was auf den Kriegsschauplätzen und in der Politik vor sich ging. Oft bekamen wir von den Zivilisten, mit denen wir auf Außenkommandos in Berührung kamen, zu hören, daß sie weniger von allem wüßten als wir. Dasselbe bestätigten uns Neuzugänge, die unmittelbar aus der Freiheit ins KZ eingeliefert wurden. Schon nach 1—2 Wochen sagten sie, daß man im Lager besser und vielseitiger informiert sei als draußen, weil dort nur die Goebbelsche Propaganda durch Presse und Rundfunk zu hören möglich ist.

Im Lager gab es verschiedene Kommandos, in denen Radioempfänger für irgendwelche Zwecke da waren: sie mußten hier repariert werden, dort wurden sie auseinandergenommen, anderwärts waren wiederum Empfänger in Autos, die zur Reparatur standen. So hatten verschiedene von uns immer Gelegenheit, Auslandssender zu hören. Natürlich war das bei Todesstrafe verboten. So mancher hat dafür auch büßen müssen. Aber im großen ganzen gelang es, auf diesem Wege zu Informationen zu kommen, die von andrer Seite kamen, nicht nur über den deutschen Rundfunk. Und mit der Zeit eignet man sich eine gewisse Fertigkeit an, das Wahre vom Unwahren, das Tatsächliche von der Zweckpropaganda zu unterscheiden. Verschiedene Ereignisse, die der deutschen Öffentlichkeit erst nach Wochen oder erst nach Monaten bekannt wurden, kamen mitunter fast unmittelbar nach ihrem Geschehen uns zur Kenntnis. Manchmal tauchten sie erst als Gerüchte auf. Bei näherem Nachforschen stellte sich aber heraus, daß an dem Gerücht doch etwas Wahres war.

1943 bekam das Lager mehrere Lautsprecher aufgestellt. Das Programm, meist vom Deutschlandsender, wurde werktags von 18—19 Uhr ab eingestellt, sonntags ab 13 Uhr, bis zum Schlafengehen. Die wichtigsten Berichte waren uns abends der Werhmachtsbericht, dienstags die Vorträge von Generalleutnant Dittmar, anfänglich auch sonnabends die zusammenfassende Wochenschau von Fritsche. Später aber wurde dieser in seinen Vorträgen

so seicht und nichtssagend, daß er nicht mehr beachtet wurde.

Es war auch möglich, die wichtigsten Reden zu hören, die nachher, so kann man sagen, lagermäßig diskutiert wurden. Da gingen die Meinungen stark auseinander. Es gab Spinner, die hinter jedem Satzt weiß Gott was zu sehen glaubten. Sie analysierten diese manchmal in einer Art, daß man schon von Wortklauberei sprechen kann. In Wirklichkeit waren diese Reden von keiner besondern Bedeutung, verfolgten immer und wieder den Zweck, Hitler als den vom Schicksal bestimmten Führer dem Volke vorzugaukeln.

Diskussionen, Politisieren und ähnliches war an sich verboten. Trotzdem wurde diskutiert, oft sogar mit größtem Eifer, aber meist nur in den Kreisen, die sich wirklich für diese Fragen interessierten. Nicht nur die militärischen Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen wurden aufmerksam an Hand der spärlich vorhandenen Karten verfolgt, auch die politischen Geschehnisse wurden gebührend gewürdigt.

Was die Presse anbetrifft, haben wir wiederholt feststellen müssen, daß sie oft durch falsches Kartenmaterial absichtlich und sonstige ungenaue und gefälschte Angaben die Öffentlichkeit irreführte. Was dem einen entgangen war, hatte ein andrer bemerkt und machte darauf aufmerksam. Auf einem so engen Raum, wie im Konzentrationslager, besteht doch eher die Möglichkeit zu einer solchen Aufklärung als draußen, wo einer dem andern über den Weg nicht traute. Hatten wir doch viele Beispiele, daß so mancher nur für eine unvorsichtige Äußerung, die er getan hatte, ins KZ geschleppt wurde. Und hier, im KZ, wenngleich das Spitzelunwesen nicht zu unterschätzen war, war in dieser Hinsicht doch anders: da war Gelegenheit geboten, sich selbst zu informieren und andre aufzuklären.

Möchte noch eine Erscheinung hervorheben, die der Häftlingspsychologie entsprang. Unser allgemeiner Wunsch war ein schnelles Kriegsende, daß auch unsere Foltern ein Ende nehmen. Darum war jede Nachricht lieb

und erwünscht, die von einer Niederlage der Nazis und vom Sieg der Verbündeten sprach. Sie bestärkte uns in unsern Hoffnungen. Wenn auf der Ost- oder Westfront die deutschen Armeen zurückgehen mußten, hieß es schon allgemein: Der Krieg dauert nur noch drei Monate! Bei manchem schrumpften diese drei Monate sogar auf 3—4 Wochen zusammen. Wenn aber nach einigen Wochen der Vormarsch der Verbündeten zum Stillstand kam, dann ließen die meisten den Kopf hängen, und der Pessimismus erklärte: Der Krieg kann noch ein bis zwei Jahre dauern. So ging es Jahr für Jahr. Fast jeden Monat andre Stimmung, ein andrer Termin für das Kriegsende.

Das ist auch erklärlich: jeder wünscht sehnsüchtig das Kriegsende herbei. Müssen die deutschen Armeen zurückgehen, so ist das möglicherweise ein Zeichen dafür, daß Deutschland am Ende seiner Kräfte sei. Da der Wunsch der Vater des Gedankens ist, sieht man die Schwäche Hitlers schon ganz deutlich vor sich, damit auch das nahe Kriegsende. Wenn aber an einer Frontstelle die deutschen Stellungen wochenlang berannt werden und die Armeen stehen, ist wieder die Befürchtung da, daß Deutschland doch noch stark genug ist, zum mindesten sich zu wehren. Weil dies unerwünscht, sieht man das Kriegsende noch in weiter Ferne liegen. Daher der Pessimismus. So ging es die zwei letzten Jahre. Nur die wenigsten ließen sich nicht von diesen Einzelerscheinungen beeindrukken.—

Die Konzentrationäre sollten aber nicht nur abseits stehende Beobachter der Kriegsvorgänge sein, sondern sie mußten alle, ohne Ausnahme, ohne Rücksicht auf Nationalität und Einstellung, an der Rüstungsarbeit teilnehmen. Vom KL Sachsenhausen sind etwa 75% aller Häftlinge zu Kriegsarbeiten gepreßt worden, in Fabriken für Flugzeugbau (Heinkelwerke), zur Munitionsproduktion, in die Panzerwerke Spandau, in die Siemenswerke, Auerwerke Oranienburg u.a. Sie fanden ihren Berufen entsprechend, wenn es sich um Facharbeiter handelte, oder als Anlernlinge und Hilfsarbeiter Verwendung. In manchen Betrieben haben sie zusammen mit den Rüstungsarbeitern gearbeitet, in andern wiederum getrennt von jenen. Eine Entlohnung fand nicht statt; denn die paar Mark im Monat an Prämienscheinen können nicht als Bezahlung für geleistete Arbeit angesehen werden. Die Häftlinge haben in der deutschen Rüstungsindustrie zwangsweise und unentgeltlich arbeiten müssen. Eine Ausbeutung der menschlichen Kraft ohnegleichen! Sie haben dieselbe Anzahl von Stunden werken müssen, wie alle andern Arbeiter, die im allgemeinen nicht schlecht bezahlt wurden. Sie haben auch dasselbe bewältigen müssen, was jene schafften. Eine Ausbeutung, die ihresgleichen sucht!

In dieser Rüstungsindustrie haben sie zahlreiche Opfer durch Bombenangriffe gehabt. Die größten Bombenangriffe, die den Insassen des KL Sachsenhausen blutige Verluste zugefügt haben: am 18. April 1944 nachmittags die Heinkelwerke in Oranienburg — 220 Tote und über 200 verletzte Häftlinge; am 15. März 1945 die Auerwerke Oranienburg — über 60 tote weibliche Häftlinge und 200 verletzt; am 10. April 1945 Großziegelwerk (Klinker) Oranienburg — über 300 Tote und 400 Verletzte. Außer diesen drei großen Angriffen, die beträchtliche Opfer unter den Häftlingen gefordert haben, sind verschiedene Kommandos durch kleinere Angriffe, manches drei- bis fünfmal, betroffen worden. Besonders die Baubrigaden haben durch Tiefangriffe viel Verluste gehabt.

Niemand konnte den amerikanischen oder englischen Bombern, um diese handelte es sich meist, zumuten, daß sie kriegswichtige Betriebe, die hohe Produktion entwikkelten, nur deshalb nicht angreifen, weil darin Häftlinge beschäftigt waren. Hätten sie dies getan, hätte die deutsche Kriegsrüstung alle oder die meisten Rüstungsbetriebe mit Häftlingen belegt, um vor Zerstörung zu sichern. Die Bombardierungen sind auch geschehen, nachdem es unumgänglich notwendig geworden war, diese Betriebe auszuschalten. Daß dabei unschuldige Häftlinge ums Leben kamen, müssen jene verantworten, die den Grund dazu gegeben oder es zugelassen haben. Und jeder Häftling hat das Recht zu verlangen, daß seine Peiniger und die

Schuldigen nicht geschont werden. An sich kann natürlich überhaupt nicht mehr gutgemacht werden, was an diesen Unschuldigen verbrochen ist. Die gerechte Strafe der schuldigen Elemente soll aber jedem in Erinnerung bringen, daß man nichts Böses ungestraft machen kann, soll ein Memento für alle Zukunft sein. Da gibt es keine mildernden Umstände.

Die Häftlinge wurden zu noch gefährlicheren Arbeiten gepreßt, im letzten Jahr besonders die jungen Russen und Ukrainer, auch andre Ausländer: Franzosen, Polen usw. Das waren die Kommandos der Bombensucher.

Als die Bombenangriffe auf Berlin begannen, hat die Lagerführung deutschen Häftlingen versprochen, daß sie nach zehnmaliger Beteiligung am Bombensuchen aus dem Lager entlassen werden. Es hat sich eine Anzahl dazu gemeldet, besonders von den Häftlingen, die schon Jahre im KZ zugebracht hatten. In kurzer Zeit schon hat sich aber herausgestellt, daß dies Versprechen der SS würdig war — ein ganz schmählicher Betrug: Niemand von den Häftlingen ist entlassen worden, obgleich mancher nicht nur zehnmal, sondern fünfzehn- und zwanzigmal mit den Bombensuchern hinausgegangen ist. Von da an blieben natürlich freiwillige Meldungen von alten Häftlingen aus. Da hieß es, daß auch Ausländer sich melden können. Es gäbe doppelte Arbeitsportion, sie dürften an der Arbeitsstelle essen und trinken, was sie beim Aufräumen finden, dürften aber nichts ins Lager mitnehmen. Weil die jungen Leute vor Hunger fast umkamen, ist es erstaunlich, daß sich verschiedene bereitfanden, hinauszugehen und ihr Leben zu riskieren? Und es war riskant. So manche Bombensuchergruppe ist in die Luft gegangen, und mancher Junge von 16—20 Jahren wird seine Lieben nicht mehr wiedersehen.

Als die Bombenangriffe sich häuften, mußten auch mehr Bombensucher eingesetzt werden. Die Zahl der Freiwilligen reichte bei weitem nicht mehr aus. Da wurden Ausländer, in erster Linie Russen und Ukrainer, vom Arbeits-Einsatz dazu kommandiert. Besonders in den letzten drei Monaten, Februar bis April 1945, haben die Bombensucher viel eingebüßt.—

So ist der Krieg nicht spurlos an den Mauern des KL Sachsenhausen vorübergegangen. Zwar hat es kaum einen sichereren Ort bei Fliegerangriffen gegeben, als ein Konzentrationslager. So oft haben wir bei nächtlichen Anflügen auf Berlin beobachten können, wie die englischen Flieger durch schwebende Leuchtkugeln das Lager abgesteckt haben. Wir konnten ruhig schlafen, in der Gewißheit, daß wir nicht bombardiert werden. Rings um uns bellte die Flak und streute ihre Granatsplitter über unsere Köpfe hinweg. Majestätisch brummten die Bomber südwärts, nach Berlin, um dort ihre Tonnerbomben abzuladen. Es hatte den Anschein, als ob sie sich über die Scheinwerfer und Flak lustig machten, so ruhig zogen sie ihre Bahn und versuchten nicht einmal, durch Manövrieren aus dem Scheinwerferkegel herauszukommen. Besonders imposant war der Anblick am hellichten Tag, bei Sonnenschein und unbewölktem Himmel. Da kamen sie in Schwärmen in schönster Ordnung an, eine Welle nach der andern, zogen durch die Luft. Hier und da huschten paar Flakwölkchen auf, die aber nicht imstande waren, die Ordnung zu stören.

Es waren eigene Momente, wenn Hunderte von Bombern, von flinken Jägern begleitet, dahinschwebten, als ob sie auf einem Ausflug wären. Und neben uns standen die SS, schlotternd und fahl im Gesicht, ängstlich den Himmel anstarrend, hin und wieder aufschreiend:

„Da kommt schon wieder ein Pulk! Das ist heute schrecklich, was da angeflogen kommt! Es sind bestimmt 2 000 rübergeflogen! Wo bleibt aber unsre Flak! Wo sind die Jäger? Das ist kaum zu glauben!"

Und stolz flog der Amerikaner über uns hinweg. Die silbernen Vögel zogen ihre schweifigen Kondensstreifen, taten so, als ob sie sich über das angstzitternde Geschmeiß da unten lächeln müßten.

Ängstlich und feig waren diese schuldbewußten Bestien: „Ob nicht doch eine Bombe herunterkommen könnte?"

Stimme des Gewissens!

Wie gesagt, das Lager blieb im allgemeinen von Bombenangriffen verschont. Nur zweimal hat es ein wenig abbekommen. Das erste Mal am 22. März 1944: Die Amerikaner wollten anscheinend die beiden rätselhaften Blöcke 18 und 19 treffen. Die waren von Juden bewohnt und so streng isoliert, daß wir nicht richtig dahinterkommen konnten, was da getan wurde. Es hieß unter anderm, daß falsche Lebensmittelkarten und falsches Auslandsgeld gedruckt werde. Diese Blöcke wollten wohl getroffen werden, was aber infolge ungünstiger Luftverhältnisse nicht gelang. Die beiden heruntergekommenen Brandbomben trafen zwei Wohnblöcke, die ganz dicht daneben standen.

Das zweite Mal war beim großen Angriff am 10. April 1945: Außer dem Großziegelwerk (Klinker) wurden die Schuhfabrik und dicht daneben die Werkstätten bombardiert, in der Panzerfaust hergestellt wurde. Beide Betriebe wurden getroffen. Da sie aber unmittelbar hinter der ersten Lagermauer waren, gerieten auch einige Blöcke des Lagers in Brand. Menschenleben sind in diesen Blökken nicht zu beklagen gewesen.

Die Flugzeuge, die über Oranienburg hinwegflogen, warfen oft Flugblätter und eine für die deutsche Wehrmacht bestimmte Zeitung ab. Uns hatte man bei Todesstrafe verboten, diese Flugblätter oder Zeitungen zu lesen. Jedes gefundene Blatt sollte dem nächsten SS abgegeben werden. Wir haben aber die Flugblätter doch an uns genommen und Mithäftlingen, denen man vertraute, zum Lesen gegeben. Auch diese Informationsquelle hatte ihren Wert, wenn auch einen bedingten. Ihr Inhalt war in 24 Stunden im Lager allgemein bekannt.

Im letzten Flugblatt, das über Sachsenhausen abgeworfen wurde, wandte man sich an die Lagerinsassen und die Zivilbevölkerung. Die Häftlinge wurden zur Ruhe und Disziplin ermahnt, wurden aufgefordert auszuharren, weil die Befreiung unmittelbar bevorstehe. Die Peiniger sollten sich aber nicht unterstehen, den Häftlingen etwas anzutun, sie würden dafür zur Verantwortung gezogen werden.

Es ist klar, daß solche Ermunterungen durch Radio und Flugblätter mit Freuden weitergegeben wurden. Und wir ehemaligen KZler sind all denen dankbar, die uns wenigstens auf diese Weise moralisch unterstützt haben. Denn ein mitfühlendes und aufmunterndes Wort schafft manchmal Wunder, besonders in der Situation, in der wir uns befanden.

Der Krieg ist in vielfacher Hinsicht an dem Konzentrationär nicht spurlos vorübergegangen, hat jeden irgendwie berührt. Aber das eine können wir sagen, daß wir den Krieg mit andern Augen angesehen haben, als Millionen draußen in der „Freiheit". Ich habe gestaunt, als ich nach der Befreiung mit der Zivilbevölkerung in Berührung kam und mit ihr über den Krieg sprach. Man bekam sogar nach dem Zusammenbruch vielfach Ansichten über den Ausgang des Krieges zu hören, die noch stark nach Jozef Goebbels rochen, so sehr hat sich das Volk verpesten lassen. Und es wird noch lange dauern, bis der deutsche Volkskörper entgiftet ist. Dies klingt manchem unangenehm, ist aber Tatsache.

Nach unsrer Ansicht ist Hitler nicht der Mann gewesen, der von sich aus zum Diktator hätte emporsteigen konnen. Er war das Werkzeug der Kreise, die ein Interesse an dem von ihm entfachten Konflikt hatten, in erster Linie die Militärs und Schwerindustrie, die ihn in den Sattel gehoben haben. Er ist aber dann in seinem Größenwahn ihnen über den Kopf hinaus gewachsen und hat manchen seiner Geburtshelfer leichten Herzens verschwinden lassen. Sobald es möglich war, hat er zum Krieg gerüstet, indem er dem Volke vorgaukelte, er beseitige die Arbeitslosigkeit. So viel Schwindel ist am Volke verübt worden. Denken wir z.B. nur an die Einzahlungen auf den „Volkswagen"!

Als Hitler die Zeit gekommen glaubte, hat er losgeschlagen, blindwütig wie ein Berserker. Er war kein schlechter Kenner der Psychologie der Masse, die sich von jedem, der sie einzufangen weiß, wie eine Hammel-

herde treiben läßt. Das hat er mit seinen Konsorten wohl verstanden. Aber in der Außenpolitik hat er sich verrechnet, sich gründlich verhauen. Ein Meister der Kriegsführung war er schon gar nicht. In den Jahren 1939/41 hat er nicht gemerkt, daß ihm arg zur Ader gelassen wurde. Und als die ersten entscheidenden Rückschläge kamen, war es zu spät, gab es kein Zurück mehr. Zu früh hat er seinen Willen zur Weltherrschaft der Welt verkündet. Sie hat ihn durchschaut und sich dementsprechend eingestellt. Er wäre noch gern ein Stück zurückgekrochen, konnte aber nicht mehr: sein Schicksal war besiegelt, der Untergang gewiß.

Auf dem Todesmarsch

Um die Jahreswende 1944/45 rückte die Ostfront immer weiter nach Westen vor, erreichte zwischen Küstrin und Frankfurt die Oder. Einige Male schon war die Rede davon, daß Sachsenhausen evakuiert wird. Es wurden auch einige Transporte nach dem Westen abgeschoben, nach dem Konzentrationslager Bergen-Belsen. In erster Linie die nicht marschfähig waren, also ein Teil aus dem Krankenbau, aus den Schoningsblöcken und sonstige ältere und schwächere Leute. Um Weihnachten hieß es, daß das ganze Lager wegkommen soll. Schon wurden alle Vorbereitungen getroffen. Als der Vormarsch der amerikanisch-englischen Truppen von Westen her einsetzte, wurde der Plan einer gänzlichen Evakuierung aufgegeben.

Im Januar hieß es wieder, daß das Lager in Marsch gesetzt werden sollte. Aber auch diese Gerüchte schliefen ein, es wurde wieder still darüber. Im Februar wurde anbefohlen, sämtliche Akten zu verbrennen. Nur das Allernotwendigste, was für den täglichen Betrieb nicht zu entbehren war, wurde zurückgehalten, sollte aber bereitliegen, daß es jederzeit in kürzester Frist vernichtet werden konnte. Die Politische Abteilung wurde mit den wichtigsten Akten nach Bergen-Belsen verlegt. Was nicht unbedingt notwendig war, wurde verbrannt, so daß in Sachsenhausen nichts an wichtigerem Akten-Material erhalten geblieben ist.

Den ganzen März hindurch, bis in die zweite Aprilhälfte hinein, blieb es ruhig, es gab keine ernstuznehmenden Parolen mehr.

Plötzlich, am 21. April, in aller Frühe, hieß es: Alles aufstehendes Lager evakuiert! Um 4,30 Uhr sollten die ersten Grupps schon abrücken. Es entstand ein Chaos! Man merkte allgemein, daß die Evakuierung nicht vorbereitet und überraschend gekommen war, wahrscheinlich auf einen plötzlichen Befehl von oben. Der Lagerführer ordnete an, daß mit jeder Kolonne ein Arzt und ein Pfleger mitgehen. Da der Krankenbauälteste aus Bequemlichkeit, auch weil er in andrer Weise in Anspruch genommen war, die Verteilung der Ärzte und Pfleger nicht organisiert hat, gingen die meisten Gruppen ohne einen Arzt, ohne Pfleger und Medikamente, hinaus. Es sind soviel Medikamente in Sachsenhausen zurückgeblieben, die den Häftlingen auf dem Marsch hätten gute Dienste leisten können. Ob es Absicht gewesen ist, ob man von vornherein sich sagte, ärztliche Hilfe und Medikamente werden unterwegs nicht nötig sein, ließ sich nicht mehr feststellen, da der Krankenbauälteste nicht mehr gesehen ist.

Die Marschblöcke wurden wahllos im strömenden Regen am Tor zu 500 Mann zusammengestellt. Jeder bekam ein Dreipfundbrot und 1/4 Büchse Konservenwurst oder -fleisch. Es hieß, daß dies für fünf Tage reichen soll. Den ganzen Tag rückten Fünfhunderterkolonnen hinaus; denn es waren zu der Zeit über 30 000 Insasser im Lager, Männer, Frauen und Kinder. Nur die Belegschaft des Krankenbaues (an 1600) und die noch vorhandenen Schonungskranken und Marschunfähigen sind zurückgeblieben.

Eine Kolonne nach der andern rückte ab. Die Nervosität im Lager stieg von Stunde zu Stunde. Wer noch nicht ausgerückt war, bekam kein Essen. Es war zu befürchten,

daß die letzten Kolonnen keinen Marschproviant mehr bekommen würden, was auch tatsächlich geschehen ist. Die letzten Tausende mußten mit leerem Magen auf den Marsch. Verschiedene haben versucht zu stehlen, sogar von dem Brotwagen, der am Tor stand und von dem man an die Ausrückenden Brot verteilte. Schüsse fielen, weil Stockschläge die Andrängenden nicht mehr zurückschreckten. Es gab Tote und Verwundete. Niemand achtete mehr darauf. Die letzten Kolonnen rückten noch kurz vor Mitternacht hinaus.

Die Kolonne, mit der ich hinausgegangen bin, durchschritt um 14,55 zum letzten Mal das Tor dieser Hölle. Außerhalb der Innenmauer mußten wir noch längere Zeit stehen, bis eine andre Kolonne auch noch aufgestellt war. Erst um 16,15 setzten wir uns in Bewegung, gingen um das Lager herum, an der durch Bomben zerstörten SS-Siedlung Sachsenhausen vorbei, nach Oranienburg. Wohin es geht, wußte niemand. Es hieß, es ginge nach Wittstock, nach Schwerin, nach Lübeck, nach Schleswig-Holstein. Selbst die Begleitmannschaften wußten nichts. Jede Kolonne hatte eine starke Bewachung mitbekommen, auf je 5 Mann einen Posten.

Nun wird der liebe Leser fragen, wo haben sie die Posten herbekommen; denn es waren doch über 6000 Mann Bewachungt notwendig. Ich habe schon über die Meldungen zur Kriegswaffe gesprochen. Weit über 2000 Häftlinge hatten sich gemeldet, die nicht mehr zu den Dillewangern hinausgegangen sind. Diese hat man bis zum Schluß behalten und erst in den letzten Tagen eingekleidet. Am Morgen des 21. April, als wir auf den Todesmarsch gesetzt wurden, hat man sie bewaffnet und in der Bewachungstruppe aufgeteilt. Auch viele ältere Häftlinge hatten sich gemeldet, die noch kurz vor Toresschluß die SS-Uniform anzogen. Da war z.B. ein älterer Mann, der schon 7 Jahre im KZ verbracht hatte; auch der hat sich zwei Tage vorher zur Einkleidung gemeldet. Ist das zu verstehen? Lauter Rätsel!

Man kann die Blockältesten, Vorarbeiter und Vormänner verstehen, die sich noch im letzten Moment zur SS

gemeldet haben. Sie wußten, daß man einmal mit ihnen abrechnen wird dafür, was sie an Mißhandlungen an ihren Mithäftlingen begangen haben. Dieser Abrechnung glaubten sie auf diese Weise aus dem Wege zu gehen. Manchem ist es vielleicht auch geglückt, verschiedene aber hat das Schicksal im letzten Moment noch erreicht.

Als wir Oranienburg hinter uns hatten, erklärte der SS-Obersturmführer, der die Kolonne anführte: „Schleppt jeden mit, der unterwegs schlapp macht; denn es darf niemand liegenbleiben!" Da war uns klar, was uns bevorstand: wer nicht mitkommt, wird kaltgemacht! Hätte man das uns im Lager gesagt bevor wir ausgerückt waren, waren viele gar nicht durchs Tor gegangen, sondern hätten die Dinge an sich herankommen lassen. Nun war es natürlich zu spät. Jetzt hieß es, alle Kräfte zusammenraffen und durchhalten! Wer nicht durchhält, muß mit dem Leben abschließen — es gibt keinen anderen Ausweg. Eine Möglichkeit zur Flucht besteht wohl kaum, da bei jeder Fünferreihe links oder rechts ein Posten mit schußbereitem Gewehr nebenhergeht. Wer über diese Postenreihe einen Schritt hinaus zur Seite tut, wird ohne Warnung niedergeknallt.

Nur eine Hoffnung hatten wir noch — daß wir unterwegs von den vordringenden Sowjettruppen eingeholt werden. Wie der Luchs horchten wir, auf etwaiges Artilleriefeuer. Am ersten Tage schafften wir bis zum Abend noch 18 Kilometer und kamen auf einen Bauernhof. Bogen von der Landstraße ab und rückten in den geräumigen Hof hinein. Hoffentlich können wir uns da in der Scheune hinhauen; denn wir waren reichlich müde. Die Kolonne ließ man in einem Viereck aufmarschieren. Inzwischen war auch die Kolonne nach uns schon eingerückt. Da ertönte die Stimme des anführenden SS-Oberscharführers: „So, da wollen wir unseren Kral aufschlagen! — Was, in diesem Dreck? Der Boden nasser Lehmsand. Tatsächlich, hier soll die Nacht zugebracht werden? Ja, da bleiben wir! Ist nicht zu ändern: eine Decke auf den Boden gebreitet, im Mantel sich hingeworfen und mit der andern

Decke, wer zwei Decken mitgenommen hatte, zugedeckt; denn morgen früh müssen wir weiter.

In der Ferne grollender Geschützdonner. Irgendwo, war es Süd oder Südosten, in den Himmelsrichtungen kannten wir uns nicht mehr aus, feuergeröteter Himmel. In der Nacht wurden wir noch vom Regen besprengt.

Am nächsten Morgen, kurz nach 4 Uhr: Aufstehen! Fertigmachen! Man ist wie gerädert, die Füße schmerzen. Die Glieder von der nassen Kälte steifgefroren. Auf! Auf!

Um 5 Uhr weiter. An diesem Tage haben wir an 50 km geschafft, die letzten 30 km ohne Aufenthalt. Und wie ging es unterwegs zu? Nur einmal durften wir Wasser fassen. Sonst gab es auch das nicht. In einem Dorf kam ein altes Mütterchen mit einer Kanne Milch heraus. Einige stürzten hin. Schon sind die Posten hinterher, schlagen mit Zaunbrettern und Gewehrkolben auf sie ein. Das Mütterchen steht da mit seiner Milch, dicke Tränen rollen ihm über die Wangen: es wollte den Unglücklichen helfen, wollte sein Letztes, vom eigenen Mund abgespart hergeben — darf es aber nicht! Gierige SS-Hände greifen nach der Kanne, und gierige SS-Kehlen lassen sich die schöne Milch schmecken.— Wer unterwegs, sei es auch nur aus einem Graben, sei es an einer Pumpe, Wasser schöpfen wollte, tat es bei Lebensgefahr, zumindest bekam er eins übergezogen. Nicht einmal Wasser gönnte man uns. Und ein Tempo! Als wir morgens von dem Bauernhof abrückten, rast der SS-Oberscharführer, der uns anführte, die Kolonne entlang und schrie bis zum Platzen: „Aufgehen! Seitenrichtung! Gleichschritt!"

Schnauzte die Posten an, daß diese nicht auf Ordnung sehen. Ein Teufel in SS-Gestalt!

Vorneweg hatte jede Kolonne ein bis zwei Rollwagen, die, hochbeladen mit den Habseligkeiten der SS-Begleitmannschaft, von Häftlingen mitgeschoben werden mußten. Natürlich auch im Tempo; denn hinterher kam die Kolonne. Von Zeit zu Zeit wurden die, die den Wagen zogen, durch andre abgelöst. Der SS-Oberscharführer, der schon auf und abgerast war, suchte selbst die Leute hierzu aus. Er kommt auch zu mir und sagt in grobem Ton:

„Marsch, den Wagen mitschieben helfen!"

Ich antworte:

„Herr Oberscharführer, ich kann mich selbst kaum noch weiterschleppen, bin auch nicht mehr der Jüngste."

Da faucht er mich aber an, droht mit der Pistole:

„Ach, was heißt hier! Wenn Sie nicht mehr weiterkönnen, werden Sie umgelegt, haben Sie verstanden, dann ist es aus!"

Ein angenehmes Gefühl, so kaltschnäuzig ins Gesicht geschleudert zu bekommen, was man mit Dir vorhat! Ich habe mich gedrückt, war aber auf der Hut, nicht noch einmal sein Blickfeld zu kreuzen.

Gegen Mitternacht erreichten wir, mehr schleichend als gehend, einer den andern stützend und unter die Arme greifend, einen Wald hinter dem Flugplatz Neuruppin. Unter regentriefenden Bäumen schlugen wir unser Nachtquartier auf. Trotz der Müdigkeit konnte man lange nicht einschlafen: die grausigen Bilder des Tages gaben keine Ruhe...

Wir kamen vormittags durch ein Kirchdorf. Einer bricht vor Erschöpfung zusammen. Ein SS-Rottenführer bestimmt zwei Häftlinge, die ihn weitertragen sollen. Kaum sind wir 200 Meter aus dem Dorf, schreit der Rottenführer die beiden Häftlinge an: Liegen lassen! Er selbst bleibt bei dem Niedergelegten zurück. Wir gehen weiter. Nach kürzer Zeit hören wir hinter uns einen Schuß — der Arme hat ausgelitten.

Ein anderes Bild: Ein junger, im Lager zum Muselmann abgemagerter Franzose, kann allein nicht mehr weiter. Zwei Landsleute fassen ihn unter und schleppen ihn mit sich. Ein SS, der mit einem Hund von Anfang an mit uns gegangen ist, herrscht sie an: Liegen lassen! Jene sagen, daß er sich erholen wird, sie werden ihn solange führen. Da reißt er sie auseinander, stößt den Erschöpften in den Graben und bleibt mit dem Hund zurück. Kurz darauf — ein Pistolenschuß. Der Mörder geht pfeifend mit dem Hund an uns vorbei, nach vorn, lauert auf ein neues Opfer.

Wie feige, aber raffiniert diese Bande war! In unsrer Kolonne tauchte ein SS-Unterscharführer mit einer Armbinde des Roten Kreuzes auf, hat sich als Sanitäter getarnt. Ein ganz teuflischer Trick. Und was hat dieser „Sanitäter" getan? So manchem, der schlapp machte, hat er den „Gnadenschuß" gegeben. Warum die Tarnung? Er hat schon damit gerechnet, daß er eines Tages den gegnerischen Truppen in die Hände fällt. Und für den Moment hat er vorsorgen wollen. Hoffentlich ist ihm dies nicht gelungen. Wenn es aus ist mit der Möglichkeit, neue Gemeinheiten zu begehen, dann schnell eine Tarnkappe über die Ohren, und man spielt den unschuldigen Biedermeier! Auch heute noch gehen viele getarnt herum, die gestern die größten Schufte waren, Unschuldige an den Galgen gebracht haben.

Und weiter geben die Gedanken, lassen nicht einschlafen: Wie wird es dir ergehen? Was bringt der morgige Tag? Vielleicht ist auch dir der Schläfenschuß beschieden? Da heißt es — durchhalten! Durchhalten bis zum letzten! Du hast Frau und Kinder, die auf dich warten; darum darfst du nicht schwach werden! Bis hierher hat der Höchste dich gebracht, er wird auch weiter helfen: Fürchte dich nicht, glaube nur!

Weit nach Mitternacht nickt man ein wenig ein, fährt aber immer wieder aus einem schrecklichen Traum empor. So geht es die paar Stunden zu, bis zum Morgengrauen. Fertigmachen! erschallt es wieder. Die Glieder steif, die Fußsohlen schmerzen, es muß aber gehen — vorwärts!

Kaum 100 Meter gegangen. Im Graben liegen drei Tote mit Schläfenschüssen der Kopf ist mit einem Mantel oder Rockzipfel zugedeckt. Ein paar hundert Meter weiter wieder ein Toter. Während wir durch diesen Wald gingen, es mochten kaum einige Kilometer sein, habe ich allein auf meiner Gehseite 8 Tote gezählt. Man hat sich bald an diesen Anblick gewöhnt. Bis zum Nachmittag des 23. April, also in den ersten 48 Stunden, hatte unser Marschblock von den 500 Mann 34 Tote durch Kopfschüsse (in zwei Tagen 7%!).

Um 15 Uhr erreichten wir ein Gut Liebenthal. Da blieben wir in einer Scheune bis zum nächsten Abend. Auch hier, unterwegs, mußten wir von neuem bestätigt finden, daß gewisse Kreise der Bevölkerung Konzentrationär nicht als Menschen ansahen und ihn schlimmer als ein Tier behandelten. Über die SS braucht man in dieser Hinsicht kein Wort zu verlieren, sie hat ihr Wesen schon im Lager gezeigt und auf diesem Marsch aufs neue bewiesen. Aber auch die Bevölkerung, gewisse Teile der Bevolkerung, ist in einem sehr zweifelhaften Licht aufgetreten.

Wir liegen auf dem Gut Liebenthal. Jeder muß mit dem auskommen, was er von Sachsenhausen mitbekommen hat. Als wir hier ankamen, sahen wir große Kartoffelmieten auf dem Felde stehen. Wir fragten den Inspektor, ob wir nicht etwas Kartoffeln bekommen könnten, wir hatten nichts zu essen. Die Antwort: „Ihr könnt haben, soviel ihr wollt, es ist genug von dem Zeug da!" Aber von sich aus könne er, ohne den Gutsherrn, darüber nicht verfügen. Aber da kamen wir an den Richtigen: Umsonst könne er keine Kartoffeln abgeben. Vor ihm stehen die ausgehungerten Gestalten, er kann aber nicht über sein vergiftetes Herz bringen, einige Zentner Kartoffeln zur Verfügung zu stellen. Der Zentner koste 3,40 Mark. Es wird gesammelt, und 10 Zentner Kartoffeln werden gekauft. Diese sollen abgekocht und verteilt werden. Zwei Drittel sind zur Verteilung gekommen. Dann hat aber die SS verboten, den Rest zu kochen, er müsse zurückbleiben, wie es später hieß — für die SS.

Hierzu ein kleiner Beitrag, welche Früchte die Erziehung in der HJ gezeitigt hat. In dem Bereich, der durch eine Postenkette für die Häftlinge auf dem Gutshof abgesperrt war, gab es kein Wasser. Das mußte vom Gute geholt werden. Natürlich hatte das Gut von sich aus nichts getan, um uns wenigstens mit Wasser zu versorgen. Wenn man Glück hatte auf einen Posten zu stoßen, der für Zigaretten und Tabak mit sich reden ließ, so konnte man unter Schwierigkeiten durch einige Kinder Wasser holen lassen. Komme gerade hinzu, wie ein 12jähriger Bengel ein Kochgeschirr mit Wasser bringt. Ein

Ukrainer hat es holen lassen. Der Junge bringt das Wasser und streckt die Hand aus:

„Gib mir dein Messer!"

Ja, mein Gott, wo soll der Ukrainer ein Messer hernehmen? Er sagt:

„Habe nix!"

„Dann brauchst du auch kein Wasser!" ruft der HJ-Junge und schüttet das Geholte aus, wirft ihm das Kochgeschirr vor die Füße und zeigt auf eine Pfütze:

„Da kannst du dir Wasser holen!"

Der danebenstehende SS-Rottenführer, ein Schnösel von kaum 20 Jahren schlägt sich mit der Hand auf den Oberschenkel und lacht aus vollem Halse. Die ganze Kinderschar johlt mit: Das ist gut, das ist richtig!

Ein andrer bittet um Wasser.

„Hast du einen Füller? fragt ein 10—11jähriges Mädchen.

„Nein, aber einen Bleistift!".

„Ach, einen Bleistift! Da haben wir viel schönere!" — Und holt kein Wasser.

Das sind die Früchte nationalsozialistischer Schulerziehung. Es wird in Zukunft nicht genügen, die Kinder den Eltern zurückzugeben, wenn diese auch die Religion wiederbekommen haben, wie der Oberpräsident der Rheinprovinz Dr. Fuhs Pressevertretern gegenüber sich äußerte. Das Unkraut schießt immer schnell empor und überwuchert alles. Es gibt aber sehr viel Arbeit, bis es restlos beseitigt ist. Die Schul- und Jugenderziehung ist in Deutschland ein ungeheuer schweres Problem geworden, wenn in Zukunft der deutsche ein andrer werden soll; denn die Vergiftung hat 12 Jahre am Volkskörper gefressen. Hier werden andere Mittel in Anwendung kommen müssen. Die bisherigen Schulmittel reichen nicht aus, eine restlose Entgiftung herbeizuführen, wenn der erwünschte Erfolg zum Nutzen des deutschen Volkes eintreten und von Dauer sein soll.

Liebenthal verließen wir am 25. April, um 20 Uhr, und marschierten in einem Eiltempo 18 km über Wittstock hinaus, bis wir den Wald von Below erreichten. Da lang-

ten wir um Mitternacht so müde an, daß wir uns kaum noch weiterschleppen konnten. Und unaufhörlich hieß es von rechts und von links: Tempo! Aufgehen! Links ran! Todmüde sanken wir hin wo wir standen, als es hieß, daß wir in dem Wald bleiben würden.

Erst in der Morgenfrühe sah man sich seine Umgebung an. Schon viele Kolonnen waren vor uns angekommen. Niemand weiß, was weiter geschehen wird. Das Wasser muß mehrere Kilometer weit her geholt werden und das auch nur zu bestimmten Zeiten, die niemandem bekannt sind. An irgendeine Verpflegung ist nicht zu denken. Nachmittags bekommt jeder einen gestrichenen Eßlöffel ungekochte Grütze und für 100 Mann eine Büchse Konservenfleisch, also kaum 8 Gramm pro Kopf. Am nächsten Tage gibt es einen gestrichenen Eßlöffel Roggenschrot und je 8 Gramm Konservensülze.

Wir liegen schon zwei Tage in dem Walde. Eins drängt sich uns mit erschreckender Deutlichkeit auf: Wir sollen hier verhungern! Da verbreitet sich die Parole, wer will, kann von hier aus entlassen werden. Manche, die auch sonst jede Parole kritiklos hingenommen haben, fallen darauf herein, reden nur vom Entlassenwerden, raten auch den andern an, die Entlassung zu beantragen. Aber die ganze Entlassunggeschichte kommt doch etwas eigenartig vor. Man erkundigt sich genaner: tatsächlich sind Häftlinge von hier aus entlassen worden; aber die Entlassungen gingen „nach der Nase". Nicht jeder, der sich meldet, wird entlassen. Der Stab des KL Sachsenhausen hat sich hier wieder zusammengefunden, und die Politische Abteilung nimmt Entlassungsanträge entgegen. Später hat sich herausgestellt, daß die „Entlassenen" sofort in die Uniform gesteckt wurden. Wiederum waren es meist solche, die den Mithäftlingen gegenüber etwas auf dem Kerbholz hatten. Diese kamen zur Entlassung, um dem Zorn der Mißhandelten entzogen zu werden. Nicht nur Reichsdeutsche sind eingekleidet worden, sondern auch Polen und Angehörige andrer Nationalitäten.

Erst der dritte Tag unseres Aufenthaltes im Walde von Below hat gewisse Hoffnungen in uns erweckt. Vormittags

hieß es nämlich, daß es das Internationale Rote Kreuz übernommen habe, uns zu verpflegen. Man kann sich die Freude denken, als wir gegen 11 Uhr Rotekreuzautos heranrollen sahen, die an 20 000 Pakete brachten.

Nachmittags bekamen je 3 Mann ein Paket von etwa 4,5 kg. In jedem Paket waren 0,5 kg Butter, 0,5 kg Rindfleischkonserven und 0,5 kg Konservenwurst, 150 g Streichkäse, 250 g Rosinen und ebensoviel kanadische Pflaumen, 250 g Tee, 250 g Zucker, 13 Scheiben Zwieback, Schokolade, Marmelade u.a. Hatte das Internationale Rote Kreuz nicht eingegriffen, dann wäre der Hungertod unser Los gewesen.

Noch mehr. Das Internationale Rote Kreuz hat das Deutsche Rote Kreuz darauf hingewiesen, daß unterwegs soviel Häftlinge erschossen werden, die nicht mehr weiterkönnten. Aber mit Bedauern muß festgestellt werden, daß das DRK auch im geringsten nicht sich um unser Los gekümmert hat. Einzig und allein dem Internationalen Roten Kreuz, vor allem dem Amerikanischen Roten Kreuz, haben wir Konzentrationäre unser Leben zu verdanken. Ohne seinen Eingriff wäre niemand von uns mit dem Leben davongekommen.

Die Lastwagen, welche die Pakete gebracht haben, nahmen die Kranken und Marschunfähigen mit, retteten sie vor dem sichern Tode.

Auf dem Weitermarsch hat das Amerikanische Rote Kreuz uns unterwegs mit Paketen versorgt und, die nicht mehr weiterkonnten und Opfer des Schläfenschusses geworden wären, vor dem Erschießen gerettet.

In dem Walde labten wir wie die Wilden, kampierten wie unsere Vorfahren. Unsere Vorväter konnten aber nach Wunsch an einer Quelle den Durst löschen und am Bache sich waschen. Wir aber durften es nicht, hatten kein Wasser, wurden vom Durst gequält, schlichen tagelang ungewaschen, unrasiert und verdreckt umher. Nur hier und da gelang es einem, einen Schluck Wasser zu bekommen, das Gesicht anzufeuchten, das dann mit Handtuch oder einem Lappen saubergerieben wurde. Wir kamen die ganze Zeit nicht aus den Kleidern.

In den letzten 24 Stunden hatten wir in dem Walde über 200 Tote, die an die Straße getragen wurden und auf ihr Massengrab warteten — alles Opfer der SS-Bestien.

Und wie stand es mit der uns begleitenden SS? SS-Männer und SS-Scharführer schlichen durch den Wald, mischten sich unter die Häftlinge und bettelten um Häftlingskleidung, boten zwei Brote für einen Anzug. So manchen sah man sich mit einem Kleiderbündel unter dem Arm aus dem Walde stehlen. Feiges Gesindel! Bis zum letzten Moment haben sie ihre Opfer mißhandelt und gemordet. Dann aber waren sie zu feige, um für ihre Untaten einzustehen. Sie krochen in die verhaßte Kluft hinein, in die Kluft des grauen Patsches! Wollten so ihrer gerechten Sühne entgehen! Das ist aber nicht gelungen! Der Arm der Gerechtigkeit hat sie erreicht. So mancher verkleidete Blockführer und Mörder ist später erkannt und gebührend bestraft worden.

Feige und diebisch waren diese Bestien bis zum letzten Moment. Obgleich sie unterwegs hier und da verpflegt wurden, haben sie in Below einige tausend Rotekreuzpakete, die für die Häftlinge gebracht waren, sich angeeignet und waren schon im Begriff, sie unter sich zu verteilen. Erst auf energische Vorstellungen des Vertreters des ARK haben sie sich bequemt, das Diebesgut herauszugeben, das dann beim Abrücken an die Häftlinge verteilt wurde: je 5 Mann ein Paket.

Am 29. April vormittags ging es über Grabow-Freinthal-Meyenburg weiter. Die Lagerführung hat auch in den folgenden Tagen nichts für unsere Verpflegung getan. Wir haben von den Rotekreuzpaketen gelebt und den Kartoffeln, die wir uns unterwegs aus den Mieten holten, trotz aller Drohungen der Wachmannschaften, von ihrer Schußwaffe Gebrauch zu machen. Die Posten waren ermüdet und hungrig. So mancher sonst stolze SS-Mann hat auch in die Kartoffelmiete hineingegriffen, mußte von seinem Vorgesetzten gerügt werden, daß er den Häftlingen ein schlechtes Beispiel gäbe.

Am letzten Tage unseres Marsches, am 2. Mai, konnte man die Beobachtung machen, daß sich die Disziplin lokkerte. Die Kolonnen gingen nicht mehr aufgeschlossen und eine gewisse Unsicherheit der SS war nicht zu verkennen. Verschiedene wurden so nervös und blutrünstig, daß es wieder Tote in Massen gab. An einer Stelle stürzte sich die ganze Kolonne auf eine dicht am Wege liegende Kartoffelmiete. Zuerst wurden Schreckschüsse abgegeben. Als das nichts half, wurde aus Maschinenpistolen in den Haufen geschossen, und auf der Stelle gab es 3 Tote. Wieder fanden wir unterwegs Häftlinge mit Schläfenschüssen. Wahrscheinlich waren das die Auswirkungen des unmenschlichen Befehls Himmlers vom 28. April, daß kein politischer Häftling lebend die Freiheit wiedersehen dürfe. Darum wurde am letzten Tage noch soviel gemordet. Mitunter wurden ganze Marschkolonnen von im Walde versteckten MGs niedergemäht. So sind von einer Frauenkolonne, die mit 500 Frauen ausgerückt war, nur 40 in Schwerin angekommen.

Der Todesmarsch des KL Sachsenhausen hat insgesamt über 5 000 Todesopfer gefordert (das ist an 20% der ausgerückten Stärke).

Als wir am Nachmittag durch das Städtchen Crivitz (18 km vor Schwerin) zogen, kreisten über uns vier amerikanische Flieger, die im Tiefflug über unsern Köpfen niedergingen, aber wieder abdrehten, ohne geschossen zu haben. Sie haben wahrscheinlich wahrgenommen, daß da die Kolonnen der Unglücklichen aus dem KZ marschierten.

Etwa 8 km vor Schwerin hieß der uns anführende Scharführer vom Wege abbiegen und in dichtem Jungwald sich für die Nacht einrichten. Wir fragten, ob es morgen weiterginge. Er grinste vielsagend und antwortete mit matter Stimme:

„Wer weiß, ob und wann. Und wenn es nicht weitergeht, bleibt ihr eben vorläufig hier!"

In Schwerin waren nämlich schon am Vormittag die amerikanischen Truppen eingerückt.

Befreit!

Kaum ist es dunkel geworden, hörten wir auf der andern Seite der Straße, die wir von Crivitz entlanggekommen, Artillerie-, Maschinengewehr- und Panzergeschützfeuer. Das muß wohl ein Angriff sein! Ein Blitzen und Krachen, Explosionen — wir lernten den Frontlärm kennen; denn wir waren zwischen die Fronten geraten.

Plötzlich fallen im Walde hinter uns Schüsse, ohne Aufhören und unregelmäßig. Schauen hin — ein Feuerschein, gar nicht so weit von uns. Jemand ruft: „Der Wald brennt!" Da gab es aber eine Panik! Gerade diejenigen, die sonst den Mund so voll nahmen und sich rühmten, daß sie früher im Krieg so manchen Sturm mitgemacht hätten und die Front ihnen nichts Neues wäre, waren die ersten, die alles liegen ließen und Reißaus nahmen. Ein großer Teil ergriff mit ihnen das Hasenpanier.

Da kommt jemand pfeifend durch das Dickicht, grunzt mit lallender Stimme: „Ist nicht so schlimm, nur der Munitionswagen brennt. Es ist nicht gefährlich! Ich bin aber total besoffen!"

Und torkelt weiter. Wir horchen hin. Aus dem unregelmäßigen Knall und dem Feurschein entnehmen wir, daß es sich hier tatsächlich nur um einen explodierenden Munitionswagen handeln muß, es ist kein Schießen. Am nächsten Morgen haben wir festgestellt, daß etwa 50 m von uns ein Kraftwagen mit Anhänger, der Infanteriemunition enthalten hat, in Brand gesteckt und ausgebrannt war.

Nach etwa 1 1/2 bis 2 Stunden hörte der Lärm, der sich weiter nach Süden, auf Crivitz zu, verzogen hatte, auf: die Sowjettruppen hatten das Städtchen besetzt.

Am Morgen stehen wir in aller Herrgottsfrühe auf, sehen, daß wir — allein sind. Unsere „Schutzengel" sind sang- und klanglos abgehauen, diese stolze, über alles erhabene SS: W i r s i n d f r e i!

Ein unaussprechliches Gefühl, nach soviel Jahren zu wissen, daß dich niemand mehr mit schußbereitem Gewehr weitertreibt. W i r s i n d f r e i!

Niemand schreit dich mehr an: Fertigmachen! Kein Antreten mehr! Keine Anschnauzer und Ohrfeigen! Man kann es nicht fassen: gestern noch ratterten auf ausgehungerte Leute, die sich paar Kartoffeln holen wollten, die Maschinenpistolen; heute kein Gewehrlauf mehr zu sehen. Kein Totenkopf an Mütze und Kragen deiner Schergen grinst dich mehr an! Ist das möglich, oder ist das nur ein trügerischer Traum? Wir sind frei? Wir zweifeln noch, können es nicht glauben. Da kommt unser Kolonnenältester und bestätigt, daß keine SS mehr da ist, jeder kann hingehen, wohin er will. Tatsächlich — wir sind frei!

Wir machen uns auf den Weg zu den Truppen hin, die uns am nächsten sind. Es heißt, daß die Amerikaner nur 2 km von uns entfernt stehen. Es geht los. Wir müssen aber noch einen Umweg machen, weil uns in dem Dorf, durch das wir kommen, geraten wird, lieber die Bahnstrekke nach Schwerin weiterzugehen, da in den Wäldern noch vereinzelte Gruppen Widerstand leisten, SS-Gruppen. Wird gingen den Bahndamm entlang, bis wir die Chaussee von Ludwigslust nach Schwerin kreuzten. Da ein Anblick: die Gräben und Wälder voll von Kraftwagen und fortgeworfenen Ausrüstungsgegenständen. Alles mögliche lag da durcheinander. „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen," fiel es unwillkürlich ein.

Nach etwa einem Kilometer stießen wir auf den ersten amberikanischen Posten, der mit seinem Panzerspähwagen dastand, als ob es nie einem Krieg gegeben hätte. „So sehen die verhungerten Amerikaner aus!" sagt mein Landsmann ironisch. Gut genährt, wohl ausgerüstet und sauber, als ob sie eben aus einer Friedensgarnison gekommen wären.

Weiter nach Schwerin. Erst am nächsten Tag konnten wir in die Stadt, weil sie von Flüchtlingen und entwaffneten Soldaten überfüllt war, darum der Zugang zeitweise

gesperrt werden mußte. Die ersten Konzentrationäre, die auf Rotekreuzwagen mitgenommen waren, stießen schon am 2. Mai um 13 Uhr 4 km vor Schwerin auf den ersten amerikanischen Panzer, der aus der Stadt nach Süden vorgedrungen war. Er hielt einen Landauer an, in dem SS-Führer saßen. Sie mußten ihre Kutsche verlassen und durften nach Abgabe ihrer Waffen zurückgehen. Sie wurden, obgleich sie zu der berüchtigten Garde Himmlers gehörten, von den Amerikanern sehr korrekt behandelt. Sie konnten selbst es kaum fassen, waren verblüfft und verwirrt, weil sie etwas Anderes für sich erwartet haben. Ja, so haben die durch die Goebbels-Propaganda verschrienen „Gangster" ihre Feinde behandelt, die Millionen Unschuldiger kaltblütig hingemordet haben. Wer war nun der eigentliche Gangster?

In Schwerin wurden die Konzentrationäre und ausländischen Zivilarbeiter in Sammellagern zusammengefaßt, von wo aus man sie später weitertransportierte.

Hier und da trat verschämt ein Zivilist an uns heran, die wir noch unsere Kluft trugen, verdreckt und übermüdet aussahen, und erkundigte sich, was wir wären. Die meisten wußten schon, daß wir Konzentrationäre sind. Ungläubig schüttelten sie den Kopf, als wir von den Zuständen im KZ erzählten und wie wir nach Schwerin gekommen wären, als wir von unserm Todesmarsch berichteten, wie man hilflose Häftlinge erschossen hat.

„Wer hat sie erschossen"? fragte mancher naiv, als ob es ihnen noch nicht klar wäre.

„Die SS", die Antwort.

Noch naiver klingt die zweite Frage:

„Die deutsche SS?"

„Natürlich, d i e d e u t s c h e S S, von der Leibstandarte Adolf Hitler!"

Da wußten sie weiter nichts zu sagen und zogen sich verschämt zurück. Ja, **die deutsche SS hat unschuldige Menschen zu Tausenden und Abertausenden hingemordet!**

Am 7. Mai wurden in Schwerin die Leichen von 300 von der SS ermordeten Häftlingen bestattet. Unter zahl-

reicher Beteiligung der Bevölkerung der Stadt bewegte sich der lange eindrucksvolle Trauerzug, um den unschuldigen Opfern des Himmlerterrors das letzte Geleit zu geben.

Schlußwort

Das Kapitel der SS und ihrer Konzentrationslager ist eins der traurigsten und schändlichsten in der Deutschen Geschichte. Nicht Tausends, nicht Hunderttausende, sondern Millionen friedlicher, unschuldiger Menschen sind hingemordet, Hunderttausende Familien auseinandergerissen, in das größte Elend gestürzt. Warum? — Weil eine Klique charakter- und gewissenloser Kreaturen nach Macht hungerte, nach Weltherrschaft strebte. Unter dem Deckmantel schönklingender Ideen und hochfahrender Worte über Katakomben von Leichen rücksichtlos dahinschreitend verfolgten sie ihr Ziel.

Sie predigten Gemeinschaftssinn, entwickelten selbst aber den krassesten Egoismus. Sie prangerten diejenigen an, die durch Fleiß, auf ehrliche Weise zu einem gewissen Wohlstand gekommen; aber, sie selbst plünderten nicht nur das eigene Volk aus, sondern raubten und stahlen in den besetzten Gebieten, in Polen, in der Sowjetunion, in Belgien, Frankreich, Dänemark und überall da, wohin ihre Standarten kamen. Waren die größten Habenichtse, erklärten aber in ihrer Lügenpresse, daß z.B. vor dem Krieg die Norweger den niedrigsten Lebensstandart in Europa gehabt hätten. Nichts als Phrasen, nichts als Lug und Trug, nichts als Flammen und Blut! D a s i s t d a s w a h r e G e s i c h t d e r S S u n d i h r e s g a n z e n S y s t e m s. Verkündeten, jeder Lump sei aus der Volksgemeinschaft auszuschließen; in ihren Reihen steckten aber die größten Lumpen. Ein Bauwerk, das faul im Innern war, das zusammenkrachen mußte.

Das deutsche Volk kann dem Schicksal nur dankbar sein, daß es von dieser Pest, welche die Menschheit bedrohte, befreit ist. Wäre es eher geschehen, um so besser wäre es gewesen. Aber besser spät als nie!

Die Operation ist zwar nicht leicht gewesen. Es wird auch lange noch dauern, ehe die Wunde einigermaßen vernarbt sein wird. Aber es liegt viel am Patienten, in diesem Falle am Volke selbst, ob die Wunde lange eitern oder sich bald schließen und vernarben wird. Je stärker der Wille zum Gesunden, um so schneller kommt die Genesung. Der Kranke selbst muß ernstlich wollen, bald und endgültig geheilt zu werden.

Wird das Volk diesen ernsten Willen haben, sich von der unrühmlichen und selbstverschuldeten Vergangenheit freizumachen, alles auszumerzen, was ihm und der Menschheit schädlich ist, wird es allen Ernstes danach streben, ein neues Leben aufzubauen, nicht auf Lug und Trug, nicht auf Phrasen und Selbstüberhebung, nicht auf Verrat an den hohen Idealen, die die Großen in den früheren Zeiten verkündet haben, dann kann es damit rechnen, daß eine hellere Zukunft, ein besseres Zeitalter ihm beschieden ist. Nicht im Säbelrasseln, nicht im Herrenmenschen, nicht im blinden Hinnehmen all dessen, was an einen herantritt, nicht im Knechten andrer ist das Glück eines Volkes zu suchen, sondern in der Selbsterziehung zum Wohle des Ganzen, zum Wohle der Menschheit. Es ist damit zu rechnen, daß auch nach diesem Kriege Elemente aufstehen, in der Gestalt des Versuchers herantreten, die Folgen des verlorenen Krieges als etwas Furchtbares, Versklavendes hinstellen werden, wie es nach 1918 geschah. Dann wird es am Volk liegen, ob es den falschen Propheten, die nur eigene Machtgelüste hegen, folgen wird oder nicht.

Wenn der Mensch in Not gerät, ist er leicht geneigt, andern die Schuld zuzuschieben — er selbst fühlt sich immer unschuldig. Es ist nun Aufgabe des Volkes, den rechten Weg einzuschlagen, an sich zu arbeiten, daß die Eiterbeulen bis auf die letzten Reste beseitigt werden und der Volkskörper wieder und endgültig gesundet.

Am Willen des Kranken liegt es, ob er gesundet.

M e m e n t o!

Aufstieg und Untergang des Feindes des III. Reiches

Das Manuskript dieses Buches kommt aus Deutschland. Es wurde vor genau einem halben Jahrhundert geschrieben und mit dem Decknamen *M. S. Michalius* unterschrieben. Nicht nur wegen dieses Decknamens ist dieses Buch anonym. Es gibt hier keine Andeutung über den Autor, über seine Nationalität, es gibt auch keine geographischen oder anderen Hinweise, die helfen könnten, dieses Rätsel zu lösen. In diesem Manuskript finden wir die Zeugenaussage des Gefangenen Nr. 38451. Er schreibt über die Methodik und die Vernichtungsmaßnahmen, die das Hitler-Deutschland gegen die anderen Nationen Europas oder gegen Andersdenkende geschaffen hatte. Das Thema ist nicht neu. Aber die besondere Bedeutung dieses Dokumentes besteht darin, daß der Autor ein Litauer aus Klein-Litauen war und daß der aus der Nachbarschaft mit Deutschen heraus viel von der Psychologie der Deutschen damals verstand und damit auch von den psychologischen Voraussetzungen der Enstehung von Konzentrationslagern. Er verstand auch die Prämisse dieser häßlichen Entmenschlichung und schrieb darüber, was er sah und fühlte. Unserer Meinung nach ist schon die Zeit gekommen, um dieses in seiner Familie fünfzig Jahre gehütete Geheimnis aufzudecken. M.S. Michalius ist Mikas Šlaža.

Der heutige Leser weiß über ihn nichts, obwohl M. Šlaža einer der berühmtesten Vertreter der älterer Generation der Intelektuellen im Memelgebiet war. Zu dieser Generation gehören Adomas Brakas, Vilius Gaigalaitis,

Kristupas Lekšas, Jonas Vanagaitis und andere litauische Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Sie setzten sich sehr für selbstständigen litauischen Staat ein, versuchten Litauen zu stärken und erlebten so eine immer größer werdende Bedrohung durch Hitler und seinen Machtapparat. Die Jahre des Zweiten Weltkrieges waren die schwersten Jahre der Verfolgung. In diesem Einführungsartikel möchten wir M. Šlaža näher vorstellen. Das alles hilft uns vielleicht besser zu verstehen, welche Litauer aus Klein-Litauen zur Kathegorie der Feinde gehörten, die vom dritten Reich verfolgt und vernichtet wurden.

Mikas Šlaža ist am 23. Juni 1897 in Deutsch-Crottingen geboren. Im Geburtsregister der evangelisch-lutheranischen Kirche der damaligen Kirchengemeinde Crottingen ist eingetragen, daß die Eltern des Kindes der Lossmann Martynas Šlaža und seine Frau Marinke, geborene Makareinytė, waren. Ein Lossmann war ein Mann ohne Grundbesitz, ein Landloser. Er könnte ein Instmann, ein Lohnarbeiter, ein Dorfproletarier gewesen sein. Er lebte nur von der Arbeit seiner Hände. Diese Leute siedelten sehr oft auf der Suche nach Brot und Löhnung von einem Ort zum anderen. Sehr schnell, wahrscheinlich nach der Geburt des Kindes, siedelten die Eltern aus dem Teil Litauens, der unter der Zarenregierung des damaligan Rußlands stand, in das kaiserliche Litauen. Sie ließen sich nieder in Lankučiai neben Deutsch-Crottingen (nach der damaligen administrativ-territorialen Gliederung in den deutschen Melderegistern heißt dieser Ort Lankutten). Mikas Heimat war also Lankučiai. Diese Umgebung war ganz litauisch — hier auf dem Land lebten nur litauische Bauern. Deutsche konnte man nur im Zentrum von Deutsch-Crottingen treffen. Meistens waren es Lehrer oder Pfarrer, Gendarme oder Postleiter, manchmal auch Ladeninhaber (Krämer) oder Gutsbesitzer. Von 1904 bis 1911 lernte der Junge in der Volksschule in Deutsch-Crottingen. Der Gebrauch der litauischen Sprache war hier sogar während der Pausen verboten. Der Junge wur-

de in der evangelischen Kirche seines Heimatortes konformiert [1].

Er zeichnete sich unter seinen Altersgenossen durch gutes Gedächtnis aus, er las viel und war gelehrig. Aber seine Anfangsbildung war nicht besonders hoch. Wegen der Armut konnte die Familie den Jungen nicht auf das Gymnasium oder eine andere Hochschule schicken. Die einzige Möglichkeit war damals das evangelische Missionsseminar oder das Lehrerseminar, wohin die jungen Litauer oftmals strebten. Die Familie von M. Šlaža war nicht besonders religiös, weshalb der Vater von dem Schulleiter wahrscheinlich leicht überzeugt werden konnte, daß man seinen Sohn ermutigen solle, Pädagoge zu werden. Den zukünftigen Beruf konnte er in Memel im Lehrerseminar lernen. Aber zuerst, wie auch die anderen Jungen, die nur Anfangsbildung besaßen, sollte Mikas drei Jahre die sogenannte Vorbildungsschule — die Präparandenanstalt — in der Hafenstadt besuchen. Nachdem die Prüfungen abgelegt waren, ging Mikas ins Seminar seines Heimatortes. Hier wurden die Lehrer für die Volksschulen ausgebildet. Als M. Šlaža nach Memel kam, befand sich das Seminar (neben dem Bahnhof) in einem vornehmen Bau aus roten Ziegeln, der mit staatlichen Geldmitteln gebaut worden war. Die Ausbildung dauerte hier vier Jahre, gute Spezialisten unterrichteten Psychologie und Pädagogik. Hier war auch eine Volksschule und eine Bibliothek. Religion, Orgelspiel, Chortheorie und -praxis — alle diese Fächer wurden unterrichtet, damit die Jungen später in der Kirchengemeinde nicht nur Lehrer, sondern auch Organisten und Präzeptoren sein konnten. Die Lehrveranstalltungen fanden in der deutschen Sprache statt, die litauische Sprache wurde nur zwei Stunden in der Woche unterrichtet.

Der I. Weltkrieg unterbrach das Studium im Seminar. Als die Zarenarmee zur Hafenstadt kam, wurde die Schule

[1] Alle wichtigen Angaben zur Biographie gab uns seine Tochter Rūta Šlažaitė-Kauffmann, die in Deutschland wohnt anhand des Familiensarchivs und an ihrem Gedächtnis. Für diese Hilfe danken wir ihr sehr.

nach Osterode (der masurische Teil Ostpreußens) verlegt. Hier, weit von der Heimat, war das Leben schwer und darum kam M. Šlaža im Jahre 1915 im Februar nach Hause zurück. Hier mangelte es an Lehrern. In Deutsch-Crottingen bekam der junge Mann einen Arbeitsplatz in der Schule, wo er zwei Jahre auch der Leiter der zweiten Klasse war. Leider konnte er der Dienst in der kaiserlichen Armee nicht umgehen. Er wurde erst am Ende des Jahres 1918 entlassen.

In den Friedenszeiten zweifelte M. Šlaža nicht, was er weiter machen sollte. Er entschied, sein ganzes Leben der Pädagogik zu widmen. Sein erster Arbeitsplatz war das neugegründete Progymnasium in Plungė (Groß-Litauen). Heute ist es schwer zu sagen, warum M. Šlaža sich für diesen Ort entschied. Wahrscheinlich wurde diese Entscheidung durch die guten Arbeitsbedingungen und durch das Angebot einer guten Dienststellung beeinflußt. Eine Dienststellung in den unter der Kontrolle von deutschen Beamten stehenden heimischen Schulen zu bekommen war allerdings infolge seiner Aktivität für die litauische politische Bewegung in Klein-Litauen schwer für ihn.

In Plungė war M. Šlaža als Lehrer vom 1.IX.1919 bis 20.II.1923 tätig — so bezeugen es die Dokumente. Er unterrichtete die deutsche Sprache, nahm am öffentlichen Leben teil und verkehrte mit den einheimischen Gebildeten. In der Zeit, als es eine reale Hoffnung gab, das Memelgebiet der Republik Litauen anzugliedern, nahm der Lehrer M. Šlaža auch an diesen Ereignissen teil. Der Versailler Vertrag, in dem diese Vereinigung Litauens verkündet wurde, gab vielleicht auch ihm als Lehrer Mut, politisch aktiv zu werden, um so mehr, als die inneren und ausländischen politischen Kräfte gegen die Verwirklichung dieser Akte widerstand leisteten. Eingeladen von führenden Persönlichkeiten der litauischen politischen Bewegung im Memelgebiet, kam M. Šlaža im Januar 1923 nach Memel, wo er zum Geschäftsführer (und Mitglied) des Oberrettungs-Komittees Klein-Litauens, ernannt wurde. Er gibt ein Photo aus dieser spannenden Zeit. M. Šlaža steht hier

zusammen mit den Führern des Komittees M. Jankus, J. Vanagaitis und mit dem Vertreter des Schützenverbandes Litauens — J. Marcinkevičius.

Diese politische verantwortliche Stellung veränderte wesentlich das zukünftige Leben des Lehrers. M. Šlaža kam nach Memel zurück und am 15. Mai 1923 wurde er Lehrer an der Grundschule Memel. Diese Stellung wurde von V. Gailius, der damals das Direktorium des Memellands leitete, bestätigt. Dieses Direktorium schenkte große Aufmerksamkeit der Reform des Bildungssystems und versuchte die Germanisierungsfolgen zu mildern. Bald darauf begann M. Šlaža die litauische Sprache im deutschen Louisen Gymnasium und auch an der Präparandenanstalt des Lehrersgymnasium zu unterrichten. Ab September 1925 hatte er die Stellung des Oberlehrers. Ab 1. September 1938 unterrichtete er die litauische Sprache im Großfürst Vytautas Gymnasium. Hier war er auch als Oberlehrer tätig.

Obwohl M. Šlaža kein Seminar beendet hatte, hat er sich eine hohe pädagogische Qualifikation im Selbststudium und beim Lesen der Fachliteratur angeeignet.

M. Šlaža war eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens und ein talentvoller Organisator. Nach dem Krieg gründete er in Memel zusammen mit anderen Gebildeten einen Verein mit einem sehr ungewöhnlichen Namen „Der Finsternis beseitigenden Verein — das Licht" („Tamsybės atidengtojų sąjunga Šviesa") — ein Verein zur Förderung der Volksbildung. Ihren Statuten nach ist zu schließen, daß diese Leute Kultur und Bildungsarbeit betreiben wollten. Aber es fehlte nicht nur an Unterstützung in der Gesellschaft, sondern auch an günstigen Bedingungen für ihre Tätigkeit und an Geldmitteln [2]. Die Versammlungen waren heimlich. So zerfiel der Verein bald. Sofort nach der Angliederung des Memellandes an die Republik Litauen wurde in Memel die XX. Mannschaft des Schützenverbandes gegründet. Anfangs bestand ihre Verwaltung aus dort

[2] Paskelbimas apie personų pakeitimus prie Klaipėdos krašto pradinių (liaudies) mokyklų laike nuo 1.6. lig 1.7. 1923 // Klaipėdos krašto valdžios žinios. — 1923. — Jul. 13. — Nr. 78. — P. 650.

lebenden Litauern, die an der Angliederung teil hatten. In den Jahren 1923—1924 wurde Šlaža in die Verwaltung des Schützenverbandes gewählt [3]. Er war Geschäftsführer im Bildungsbereich. Als der von der breiten Öffentlichkeit und von der Regierung Litauens unterstützte leistungsfähige Kulturverband „Opferstätte" („Aukuras") gegründet war, eröffneten sich größere Möglichkeiten. Der Lehrer arbeitete in der Komissionen dieser Vereinsverwaltung mit den berühmtesten Schriftstellern, Malern, Wissenschaftlern jener Zeit und hielt Vorlesungen mit der anderen Intelektuellen [4]. Da es an künstlerischen Leitern mangelte, trat M. Šlaža als Chorleiter in den Dienst der Bühnenamateurvereinigung „Aida" [5]. Im Jahre 1933 wurde er zum Stellvertreter des Vorsitzenden (A. Brakas) dieser Vereinigung gewählt [6].

Die tiefsten Spuren hat M. Šlaža in Bildungsbereiche hinterlassen. Die Dienststellungen in diesem Gebiet wurden ihm nicht nur von der Regierung zugewiesen, sondern er wurde auch von Organisationen gewählt. Besonders fruchtbar war die Zusammenarbeit mit dem Schriftsteller J. Žilius, der von 1925 als Generalgouverneur des Memellandes tätig war [7]. Von einem höheren Regierungsmitglied der Republik Litauen wurde M. Šlaža zum Obersekretär des Generalgouverneurs ernannt [7]. Sein wichtigstes Tätigkeitsgebiet war die Bildung, d.h. die Organisierung des muttersprachlichen Unterrichts und die Versorgung mit litauischen Lehrbüchern. Als Sekratär arbeitete er 3 Jahre. Noch einmal half M. Šlaža der Gouverneuranstalt im Jahre 1935—1938, als die Regierung Litauens, die um ihren Einfluß im Memelgebiet fürchtete,

[3] Kovos keliais: Klaipėdos krašto prisijungimui prie Lietuvos 15-kos metų sukakčiai paminėti almanachas / Redaktorius leidėjas J. Vanagaitis. — Klaipėda, 1938. — P. 191.

[4] „Aukuras" draugija tautos kultūrai kelti. Penkiolikos metų sukakties proga: Mažosios Lietuvos kultūrinio gyvenimo žinios / Red. A. Brakas. — Klaipėda, 1937. — P. 12, 17.

[5] Ten pat. — P. 164.

[6] Giedotojų draugijos „Aidos" susirinkimas // Lietuvos keleivis. — 1933. — Vas. 2. — Nr. 28. — P. 3.

[7] Kovos keliais.— P. 237.

die Hitlerbewegung einzuschränken begann und auch die gegen den Staat gerichtete Tätigkeit von deutschen Lehrern schärfer kontrollierte. Als Rat für das Bildungswesen war M. Šlaža für die Stärkung der litauischen Sprache tätig. Zusammen mit den Lituanisten A. Ašmantas und P. Vaitys organisierte er eine Kommission [8], um das Beherrschen der Staatssprache zu sichern. Hier gab es viel zu tun. Doch in diesem Bereich mehr zu erreichen, war nur möglich durch Bildung der Öffentlichkeit. Systematisch gestaltete M. Šlaža einen Kurs in der litauischen Sprache im Radio Memels, und das war eine sehr wichtige Arbeit. Zweimal in der Woche regelmäßig übertragene Lektionen erreichten viele Hörer. Dieser Kurs war nicht nur für Leute, die kein Wort litauisch konnten, sondern auch für solche, die die litauische Sprache verbessern wollten, geeignet. Die Themen dieser Sendungen wurden sehr schnell breiter. Aus den noch vorhandenen Aufzeichnungen kann man ersehen, daß in litauischer Sprache über die Erziehung und Bildung der Jugend und über die Kulturgeschichte Memels und in deutscher Sprache über die Folklore Klein-Litauens und über wichtige Probleme des öffentlichen Lebens gesprochen wurde.

M. Šlaža war ein begabter Publizist. Die Ausstrahlung, die von seinem Auftreten und von seinen Berichten ausging, erreichte er durch gute Kenntnisse in seinem Fach, klare Darlegung des Stoffes, bildreiche Sprache und fleißige journalistische Arbeit. Für die öffentliche Presse begann der Lehrer noch in Uniform zu schreiben. Die erste uns bekannte Publikation wurde im Herbst 1918 in der memelische Zeitung „Lietuviška ceitunga" veröffentlicht [9]. Es waren Überlegungen eines jungen Menschen über die Zukunft des Landes. Der Krieg brachte Unglück mit sich, aber er zerbrach auch die alte Ordnung. Nach Meinung des Autors sollten die Litauer die Situation nutzen und gleiche Rechte für sich erkämpfen, sich mit dem größeren

[8] Aktas Nr. 1340 // Klaipėdos krašto valdžios žinios. — 1936. — Geg. 29. — Nr. 62. — P. 464.

[9] *Szlaža M.* Apmąstymai šiame laike // Lietuviška ceitunga. — 1918. — Nov. 7. — Nr. 134. — P. 4.

Teil der Nation gleichzustellen. Die Schemaiten in angrenzenden Groß-Litauen haben in sich eine große Vitalität. Sie liefen den Fremden nicht hinterher. Die Begabung und der Enthusiasmus des jungen Journalisten wurden sehr schnell von der litauischen Kulturarbeitern bemerkt. Sie luden M. Šlaža im Jahre 1919 in die Redaktion „Prūsų lietuvių balsas: („Die Stimme der Preußisch-Litauer") nach Tilsit ein. Dort bereitete der junge Mann den Stoff für die Presse vor. Als die Redaktion nach Memel umzog, wurde M. Šlaža gleich danach zum Redaktiongeschäftsführer bestimmt. Er war auch der offizielle Herausgeber dieser Zeitung. Aber diese Arbeit dauerte nicht lange. In Plungė begann M. Šlaža in „ELTA" als Berichterstatter mitzuarbeiten. Von dieser Tätigkeit zeugt sein Dienstausweis, der ihm im April 1921 ausgehändigt wurde. Die Neuigkeiten aus Schemaiten leitete der Lehrer per Telefon aus seinem Progymnasium an die Hauptpresse Litauens weiter. Die Themen und den Schreibstoff bot ihm das alltägliche Leben. Eine der besten Arbeiten über die Bildung ist sein Artikel. „Das Lehrerseminar Memels" [10]. Hier wird ein Überblick über den Gang der Pädagogenausbildung in dieser Anstalt und über das Lehrprogramm gegeben. Die Pädagogen Litauens konnten aus diesem Artikel die Besonderheiten des Seminars erfahren, dessen Tätigkeit nach den Bildungsbestimmungen Preußens reglamentiert war. Das Seminar wurde in den Kampf der konfrontierenden politischen Kräfte verwickelt — die Situation war kompliziert. Auch von dieser Situation abhängende Probleme wurden in diesem Artikel erwähnt. Manchmal zwang die unverschämte hitlerische Propaganda den Lehrer, ganz öffentlich seine Meinung auszudrükken. In seinem Artikel „Wer sind die Einwohner Klein-Litauens?" [11] entgegnete M. Šlaža schroff der hartnäckig verbreiteten Meinung über das Deutschtum des Memellandes. Der Autor zeigte die nationale Schichtung im Laufe

[10] *Šlaža M.* Klaipėdos mokytojų seminarija // Švietimo darbas. — 1929. — Nr. 6. — P. 523—541.

[11] *Šlaža M.* Kas yra Mažosios Lietuvos gyventojai? // Laisvoji Klaipėda. — K., 1934. — P. 13—15.

der Jahrhunderte und bewies überzeugend anhand der offiziellen statistischen Angaben und der Einwohnerliste, daß der Anteil der Litauer, hier 50%, der Deutschen — 45,2% und der anderen — 4,1% betrug. Die Aktuallität dieses Artikels wurde durch Illustrationen unterstrichen, die die Maßnahmen und Methoden der hitlerischen Propaganda offenbarten. In den Versammlungen des Vereins „Aukuras" („Die Opferstätte") gelesene oder durch das Radio übertragene Vorlesungen wurden später als Artikel gedruckt. Sie wurden in „Tautinė mokykla" („Die Nationalschule"), in den Regionalzeitungen und in anderen Druckwerken veröffentlicht. Besonders einfühlsam schrieb der Lehrer über die litauischen Aufklärer. Aus den Artikeln und Vorlesungen über den Sprachwissenschaftler F. Kuršaitis [12], über den Historiker S. Daukantas [13] und über P. Arminas-Trupinėlis [14], der ein „aušrininkas" war („Aušra" — so hieß zuerst der Verein, später die Zeitung, die Wiedergeburtsideen propagierten). Der Autor idealisierte diese Persönlichkeiten und rief dazu auf ihre begonnene schöpferische Arbeit weiter fortzusetzen, weil es noch viele „ungesäte" Felder in der litauischen Kultur gab. P. Arminas war auch ein Lehrer — vielleicht fühlte M. Šlaža darum für ihn Sympathie. Die publizistische Tätigkeit wurde noch aktiver, als M. Šlaža der Redakteur der Zeitschrift „Pajūris" („Die Küste") war. Dieses Druckwerk propagierte und stellte das Küstenleben Litauens dar, darum war die Zeitschrift gut illustriert und man konnte Artikel mit den populärsten wissenschaftlichen Erkenntnissen finden. M. Šlaža begann die Zeitschrift (Nr. 5), die er redagierte von 1936 an herauszugeben. Als

[12] Frydrikis Kuršaitis ir lietuvininkai // Lietuvos keleivis. 1931.— Geg. 10.— Nr. 106.— P. 1 (die Beilage).— Das ist die ausführliche Nacherzählung der Vorlesing von M. Šlaža.

[13] *Šlaža M.* Žemaitijos sūnus — pirmasis istorikas lietuvis. Simoną Daukantą atsimenant // Pajūrio sargas. — 1924. — Gruod. 10. — Nr. 8. — P. 126—127.

[14] *Šlaža M.* Petras Arminas (Trupinėlis): Sukakus 40 metų po jo mirties // Klaipėdos žinios.— 1925.— Bal. 26.— Nr. 96.— P. 5 (die Beilage).

Redakteur arbeitete er hier bis zum Ende der Veröffentlichung „Pajūris" — bis zum Jahre 1937.

Der größte Teil seiner schöpferischen Arbeit bestand aus der Vorbereitung und der Herausgabe der Lehrmittel. Schon in Plungė fühlte der Lehrer den Mangel an Lehrbüchern. Um den jungen Menschen zu helfen, hat er zwei Bücher vorbereitet und herausgegeben. Es waren zwei deutsche Lehrbücher — die deutsche Märchensammlung „Deutsche Märchen" (1921) und „Wörterbuch zur Sammlung „Deutsche Märchen" (1922). Die beiden Bücher sind in Tilsit gedruckt worden: das erste in einem gut bekanntem Betrieb der Polygraphie der litauischen Bücher „J. Reiländer und Sohn", das zweite in einer Buchdruckerei, die der neu gegründeten litauischen Genossenschaft „Rytas" („Der Morgen") gehörte. In dem litauisch geschriebenen Vorwort der Sammlung „Deutsche Märchen" betonte M. Šlaža, daß der junge Staat anstreben solle, seine Lehranstalten der allgemeinen Bildung auf das Niveau der anderen fortgeschrittenen Nationen zu bringen. Um dieses Ziel zu erreichen, solle man die größte Aufmerksamkeit auf die Fremdsprachen richten, auf die englische, deutsche, russiche und französische Sprache. Der Bedeutung nach steht die deutsche Sprache an erster Stelle. Seine Arbeit widmete der Autor für die Schüler der ältesten Klassen und für die Hauslektüre.

Am Ende des Vorworts bedankte er sich beim Litauischlehrer, dem katholischen Priester von Plungė, F. Sragys für besonders wertvolle Ratschläge beim Verfassen des kleinen Wörterbuches. Vielleicht sind dank seiner Hilfe im Wörterbuch solche Redewendungen des litauischen Volkes zu finden, die den deutschen Ausdrücken entsprechen, wie beispielsweise *būti kojose* (die Beine in die Hand nehmen), *skubomis išlėkti* (eilenden Fußes), *paimti už apykaklės* (am Kragen fassen (packen), *nė plauko neužgauti* (jemandem kein Haar krümmen), *per kiaurą amžių* (eine Ewigkeit lang), *plaukai šiaušiasi* (jemandem stehen die Haare zu Berge), *koja už kojos* (bummeln), *mažumą įkaušti* (angeheitert sein), *po velnių* (hole dich der Teufel!) u.a. Es fehlten in den Lehrbüchern von

M. Šlaža nur die Quellen, aus denen die deutschen Märchen stammen. Er war ein Nachteil, daß die deutschen Texte in gotischer Schrift gedruckt waren. Die gothische Schrift war in den Schulen von Groß-Litauen nicht verbreitet. Diese Auswahl beeinflußte von Anfang an, daß der Lehrer seine Bücher auch seiner Heimat, dem Memelland, widmete.

Viel schwieriger war die Lage der litauischen Sprache im Memelland. Obwohl die litauische Sprache als Staatssprache 1923 anerkannt wurde, beherrschte die Mehrheit der Beamten des Bildungsressorts die litauische Sprache nicht. Autonome deutsche staatliche Behörden ignorierten die litauische Sprache. Andererseits konnte man auf schnelle Veränderungen nicht hoffen, weil Lektoren der litauischen Sprache und Literatur fehlten. Da M. Šlaža die Bedürfnisse der Gesellschaft und die Verantwortung spürte, machte er sich an das erste Lehrbuch des Litauischen der Nachkriegszeit. Der Lehrer arbeitete sehr geschwind. Sein „Elementarbuch der litauischen Sprache" wurde den Verfassern im September 1924 überreicht und vor Weihnachten gedruckt. Wegen des großen Bedarfs wurde das Drucken beschleunigt [15].

Im Lehrbuch, unter dem ersten Teil, hat der Autor folgenden Stoff aufgelistet: Grundlagen der Fibel, Lesetexte, Grundlagen der Grammatik und Vokabelnverzeichnis zu den Lesetexten. Das Buch war und konnte nicht originell sein. M. Šlaža stützte sich auf veröffentlichte Grammatiken der litauischen Sprache und gut gewählte und zum Lernen passende Texte der schöngeistigen und populärwissenschaftlichen Literatur. Alle diesen Texte waren von Autoren Groß-Litauens. Das ist als ein Mangel des Lehrbuches zu betrachten, weil es auch gute Texte der litauischen Literatur in Klein-Litauen gab, die der deutschen Intelligenz des Memellandes auch gefallen konnten. Da M. Šlaža so sehr beschäftigt war, mußte man lange auf den zweiten Teil des Lehrbuches warten. Er erschien 1930. Das Lehrbuch sollte die Litauischkenntnisse festigen und die Fertigkeiten der Sprache pflegen. Im Lehrbuch sind kompliziertere Lesetexte vorhanden. Es werden mehr Schwerpunkte auf die Betonung und die Deklinationen gesetzt. Die Texte kommen fast nur aus Groß-Litauen, aber es gibt auch einige wertvolle Auszüge aus der Literatur Klein-Litauens: Epos von K. Donelaitis „Die Jahreszeiten", Dramen in Versen von Vydūnas und Übersetzung aus dem Deutschen eines Fragments des sentimentalen Gedichts von L. Rhesa „Karvaičių kaimas" („Das Dorf von Karweiten"). M. Šlaža beschäftigte sich nicht mehr mit Lehrbüchern der litauischen Sprache für Deutsche. Seine Pläne verwirklichten E. Karschies, E. Kraemer, B. Krüger, J. Meižis u. a. Lituanisten des Memellandes.

Betrachten wir seine Tätigkeit unter den Bedingungen der damaligen Zeit, so hat M. Šlaža eine monumentale Arbeit durch die Schaffung des Lehrbuches der litauischen Sprache für litauische Schulen des Memellandes, das aus einigen Teilen bestand, geleistet. Der Anfang dieser Arbeit liegt im Frühling 1923, als die Abteilungsleiter für Ausbildung und andere Personen einen Auftrag bekommen hatten, ein Lesebuch für mittlere und höhere Klassen der Grundschulen zu erarbeiten [16]. Es erschien noch in demselben Jahr. An „Skaitymo knyga" („Lesebuch"), in dem die Verfasser nicht angegeben sind, zweifelte die Öffentlichkeit. Das Direktorium sorgte dafür, daß die Kritik nicht zunahm. Im Mai 1924 veröffentlichte es eine neue Ausschreibung, damit ein neues Lehrbuch verfasst werden konnte. Nach einem Jahr bekam die Bewertungskommission zwei Arbeiten: eine von M. Šlaža und eine von M. Kaulis, dem Lehrer aus Karkelbeck. Das Manuskript des ersten Autors wurde als besser anerkannt. M. Šlaža erhielt eine Geldprämie von 300 Liten und das Angebot, das verbesserte Lehrbuch zu veröffentlichen" [17]. Das Buch

[15] „Ryto" bendrovės spaustuvėje pradėta spausdinti knyga... // Pajūrio sargas. — 1924. — Spal. 25. — Nr. 5. — P. 82.

[16] *Gaigalaitis V.* Dėl naujosios skaitymo knygos pradžios mokyklai // Lietuvos keleivis. — 1924. — Vas. 12. — Nr. 19. — P. 2.

[17] Už lietuviško elementoriaus arba pyvelių sutaisymą statytų premijų padalinimas // Lietuvos keleivis. — 1925. — Geg. 14. — Nr. 58. — P. 3.

erschien im Herbst 1926 aus den Geldmitteln des Autors [18]. Das Elementarbuch hatte den Titel „Darželis" („Das Blumengärtchen"). Der Autor hat wahrscheinlich den Titel von der kurz vorher veröffentlichten Jugendzeitschrift „Darželis" abgeschrieben. Das Lehrbüchlein war für jüngere Klassen bestimmt. Es bestand aus dem Alphabet und einfachen Lesetexten. Die Pädagogen haben „Darželis" hoch eingeschätzt. M. Vasiliauskas hat in der Zeitschrift „Švietimo darbas" unterstrichen, daß die Arbeit von M. Šlaža sogar besser sei als Elementarbücher Groß-Litauens [19]. Der Rezensent betonte besonders die passenden und leichtverständlichen Zeichnungen zu den Texten. Er hat nur ein wenig an der Druckweise des Alphabets gezweifelt, es sei zu bündig gewesen. Unserer Meinung nach, hätte die Fibel ein Vorwort oder methodische Hinweise für den Lehrer haben sollen.

Von Erfolg gekrönt, hat M. Šlaža den zweiten (1934) und den dritten Teil (1937) verfaßt. Das waren Schulchrestomathieen für mittlere und höhere Klassen. Sie waren umfangreich (der dritte Teil hatte über 300 Seiten) und war sehr gut methodisch aufgebaut. Die Chrestomathieen führen den Schüler von einfachen zu komplizierteren Themen, fördern, daß der Schüler seine Welt besser wahrnimmt und seine Kreativität und sein Gedächtnis erweitert. In diesen Lehrbüchern stehen die besten Ergebnisse der deutschen Pädagogik, die durch die Methodik der Arbeitsschule weiterentwickelt worden sind. In den Chrestomathieen sind die besten Texte der litauischen Literatur von der Periode der litauischen nationalen Wiedergeburt bis zu den modernen Dichtern und Schriftstellern. M. Šlaža hat auch Erzählungen der Volksdichtung und populärwissenschaftliche und anschauliche Erzählungen gewählt. Er hat auf nationales und bürgerliches Engagement nicht verzichtet, z. B. Fragmente der Geschichte Litauens, die Nationalhymne, patriotische Gedichte verschiedener Autoren. Darauf verzichteten häufig Autoren anderer Lehrbücher des Memellandes. Weder im ersten Teil von „Darželis" noch im zweiten gab es Werke von Autoren aus Klein-Litauen. M. Šlaža hat nur die Komposition des Werkes von K. Donelaitis „Die Jahreszeiten" als Vorlage für sein Werk benutzt, in dem er das Material in Kapiteln „Frühlingsfreuden", „Die Lebendigkeit des Sommers", „Herbstnatur" und „Der weiße Winter" einteilte. Zum Teil haben die am Ende des zweiten Bandes gedruckten Erzählungen über die Küste den Mangel an Motiven über das Land ausgeglichen. Die Werke des kleinlitauischen Volkes erklangen deutlicher im dritten Teil der Chrestomathie. M. Šlaža stellte sie mit dem Versepos von K. Donelaitis „Die Jahreszeiten", mit patriotischen Gedichten von M. Hoffmann-Ateivis, mit philosophischen Versen von Vydūnas vor. Man vermißt die Poesie von F. Bajoraitis und die Prosa von der gerade mit dem talentierten Werk „Aukštujų Šimonių likimas" („Das Schicksal der Šimoniai aus Aukštujai") aufgeblitzten Autorin I. Simonaitytė. Damals waren sie beide sehr populär und von den Lesern beliebt. Die Übersetzung der Ballade „Erlkönig" von J. W. Goethe vertritt die Weltliteratur.

Alle drei Teile von „Darželis" waren sehr reich illustriert. Zum Illustrieren wurden Zeichnungen der Lehrer des Memellandes H. Richter und F. Ulrich benutzt, sowie Gemäldereproduktionen, originelle Photos der Städte und der Natur des Landes. Das erregte die Neugier des jungen Lesers und vergrößerte sein Weltverständnis. Das Direktorium bestätigte alle drei Teile von „Darželis" als Lehrbücher für Schulen des Memellandes. Deshalb entstand eine große Nachfrage. Insgesamt wurde der erste Teil von „Darželis" viermal, der zweite — zweimal, der dritte — einmal herausgegeben. Um die Herausgabe des einträglichen Lehrbuches bewarben sich verschiedene Verlage. Der Autor bevorzugte die Aktiengesellschaft „Rytas" — den bedeutendsten litauischen Verlag und Buchdruckerei des Memellandes. Manchmal erwarb sich das Direktorium selbst einen Teil der Auflage. Um sie schneller zu verbrei-

[18] Nauja mūsų vaikučiams knygutė // Lietuvos keleivis.— 1926.— Rugs. 9. — Nr. 108. — P. 3.

[19] *Vasiliauskas [M.]* M. Šlaža. „Darželis": [Rezension] // Švietimo darbas.— 1927.— Nr. 8.— P. 780—782.

ten, beauftragte das Direktorium die Schulabteilung derselben Behörde, die Lehrervereinigung des Memellandes, die Mittelschule von Heydekrug und das Progymnasium — Donelaitis in Pogegen das Lehrbuch zu verkaufen [20]. Mit der hohen und ständig ansteigenden Auflage des Buches fand M. Šlaža Anerkennung. Er wurde zu einem der bekanntesten Lehrbuchautoren in Litauen der Zwischenkriegszeit. Die Sammlung und die Veröffentlichung des lexikographischen Materials waren unvermeidliche Begleitumstände beim Verfassen dieser Lehrbücher. Als M. Šlaža bereits eine größere Menge lexikographischen Stoffes zusammen hatte, begann er 1924 mit der Herausgabe eines litauisch-deutschen Wörterbuches, das den Interessen einer breiteren Bevölkerungsschicht entsprach [21]. Die Nachfrage nach solchen Werken wuchs ständig, da für die Schulen bestimmte Wörterbücher unzureichend erschienen. Das gründlich zusammengestellte Deutsch-litauische Wörterbuch von Friedrich Kuršaitis (2 The, 1870—1883) war schon längst in den Buchhandlungen vergriffen und in den Antiquariaten sah man sich öfters gezwungen, für das Buch einen viel zu hohen Preis zu zahlen. Als M. Šlaža eine Hälfte seiner Arbeit bewältigt hatte, hat sich herausgestellt, daß auch Viktoras Gailius sich auf demselben Gebiet betätigte. Er hatte an seinem Wörterbuch noch vor dem ersten Weltkrieg, während seiner Studienjahre an der Königsberger Universität angefangen zu arbeiten. Aber es ist nicht zu Reibung zwischen den beiden Lexikographen gekommen, beide haben sich für eine Zusammenarbeit entschieden. Das Werk hat einige Jahre in Anspruch genommen. 1930 hat M. Šlaža den Vertrag mit V. Gailius unterschrieben und das Wörterbuch für die Drucklegung abgegeben. Das Buch wurde in einer Auflage von 4000 Exemplaren vom

[20] Dėl Šlažos skaitymo knygos // Lietuvos keleivis. — 1934. — Lapkr. 13. — Nr. 263. — P. 5.

[21] „Ryto" bendrovės spaustuvėje pradėta spausdinti knyga... // Pajūrio sargas. — 1924. — Spal. 25. — Nr. 5. — P. 82.

[22] Naudingas vokiškai—lietuviškas žodynas. Žymus klaipėdiškių Vk. Gailiaus ir M. Šlažos darbas // Lietuvos keleivis. — 1932. — Jun. 12. — Nr. 134.— P. 1 (die Beilage).— Unterschrift: *J.*

Verlag „Rytas" herausgegeben [22]. Es erschien schon im Sommer 1932 im Verkauf. Das war ein Werk, das im kleinen Format und im Feindruck auf dünnem Papier gedruckt wurde. Nach der Auffassung der Autoren sollte das Wörterbuch die Bedürfnisse jener befriedigen, die es für Lehr-, Selbstbildung oder Dienstzwecke brauchten. Es umfasste etwa 35 000 Wörter und Wendungen, manche Wörter hatten bis zu 50 Erläuterungen. Z.B. allein das Lexem „das Buch" erhielt 23 Bedeutungsentsprechungen und Ableitungen. Der deutsche Teil war mit Betonungszeichen versehen, im litauischen Teil fehlten sowohl Betonungs- als auch Intonationszeichen. Man hatte beabsichtigt, das Litauisch-deutsche Wörterbuch mit diesen Zeichen zu versehen, das schon unterwegs war. Aber wegen der Hitlerinvasion wurde es mit dem Buchstaben „P" abgebrochen. Nach dem Weltkrieg ist der größte Teil des Wörterbuches aus Versehen als Altpapier weggeworfen worden und ist verlorengegangen.

Das Deutsch-litauische Wörterbuch von M. Šlaža und V. Gailius hat nicht nur in ganz Litauen, sondern auch im Ausland seine Verbreitung gefunden. Das Werk wurde von den Fachleuten sehr positiv eingeschätzt. Im Wörterbuch angehäuftes Sprachgut wird auch heute noch als deutsch-litauische lexikographische Quelle benutzt [23]. Aufgrund dieses Wörterbuches wurde später von V. Gailius eine neue erweiterte Variante vorbereitet, die 1948 in Deutschland herausgegeben wurde.

Die Lehrergesellschaft des Memelgebietes zog M. Šlaža mit in den Trubel des öffentlichen Lebens hinein, wo sich Interessen für Kultur und Ausbildung verflochten haben. Die Bewegung, die von den Pädagogen ausgelöst wurde, entstand noch im Jahre 1923, als sich eine Gruppe litauischer Lehrer von der deutschen Lehrergesellschaft abgespalten hatte und versuchte selbständig ihre Tätigkeit zu entfalten. Diese Tätigkeit begrenzte sich meistens auf die Lösung der sozialen Probleme der Mitglieder. Einige Unternehmungslustigere wollten das Tätigkeitsfeld

[23] Trumpas mokyklinis vokiečių—lietuvių ir lietuvių—vokiečių kalbų žodynas.— K., 1977.— P. 3.

erweitern und eine größere Zahl Teilnehmer gewinnen und haben deshalb die Initiative ergriffen und 1932 die Lehrergesellschaft des Memelgebietes gegründet.

M. Šlaža war ihr Hauptorganisator und ihr ständiger Vorsitzender. Die Gesellschaft wuchs gut heran. Im Laufe von drei-vier Jahren hat die Mitgliederzahl 170 erreicht, die jeweils den Abteilungen in Memel, Heydekrug, Pogegen zugeteilt wurden. Die Tätigkeit ihrer Mitglieder bezog sich auf die Lösung der Fragen der sozialen und rechtlichen Sicherung der Lehrer; zu ihrem Interessenkreis gehörte selbstverständlich auch die weitere Entwicklung der litauischen Kultur und Ausbildung. Die Gesellschaft organisierte Lehrkurse und Ausflüge und stiftete eine Bibliothek. Ihre Mitglieder hielten Vorlesungen und haben der Regierung Hilfe bei der Vorbereitung und Ausarbeitung der Bildungsgesetze geleistet. Der bedeutendste Verdienst dieser Gesellschaft ist die Herausgabe von 11 Büchern, deren größten Teil Lehrbücher und Notenblätter für Chöre ausmachen. Diese Lehrbücher ersetzen die alten und die aus Hitlerdeutschland eingeführten Lehrbücher. Die ganze Verlagsarbeit hielt M. Šlaža in seiner Hand. Als Vorsitzender der Gesellschaft warb er um neue Autoren, sorgte für Geldmittel, Bücherdruck und ihren Verkauf. Die Werke der Lehrer und auch andere Bücher verkaufte er selber in seiner Wohnung in der Bahnhofstraße [24]. Der Vorsitzende übergab der Gesellschaft die Herausgabe seines Lehrbuches „Darželis". Unter dem Namen der Gesellschaft ist die dritte und vierte Auflage der ersten Teiles, die zweite des zweiten und die erste Auflage des dritten Teiles erschienen. Am Vorabend des zweiten Weltkrieges befanden sich, nach Behauptung der Gesellschaft, noch einige Bücher in Druck: das Lehrbuch für litauische Geographie von M. Gelžinis, die Liedersammlung von V. Bajoras und V. Voska. V. Bajoras und J. Meižis beendeten

[24] Dėl Šlažos skaitymo knygos // Lietuvos keleivis. — 1934. — Lapkr. 13. — Nr. 263. — P. 5.

das Lehrbuch für Naturkunde [25]. Keins dieser Bücher ist erschienen. L. Bajoraitė, alte Mitarbeiterin der litauischen Kultur, hat mir erzählt, daß die in Memel eingezogenen Hitleranhänger die gerade frisch im Verlag „Rytas" gedruckte Liedersammlung vernichtet hätten.

Die ständige Verlagsarbeit gab M. Šlaža die Möglichkeit, sich gut mit Verlags- und Kommerzfragen vertraut zu machen. Deshalb ist kein Zufall, daß eben er von bekannten Buchhändlern des unabhängigen Litauens, Jonas Karvelis und Jonas Rinkevičius eingeladen wurde, die in der Hafenstadt eine Abteilung ihres Handelunternehmens eröffnet hatten [26]. Sie engagierten ihn als Ratgeber. Später übernahm M. Šlaža hier die Stellung des Sachverwalters. Seine Frau M. Šlažienė arbeitete als Verkäuferin. Jonas Karvelis erinnerte sich in seinen im Exil herausgegebenen Memoiren an die Familie seines Mitarbeiters nur von der besten Seite.

M. Šlaža hat sofort die ausschließliche Bedeutung des Romans von I. Simonaitytė „Aukštujų Šimonių likimas" erkannt und leitete die Verhandlung mit der Autorin über die Autorenrechte für die Übersetzung des Romans ins Deutsche und die litauische Ausgabe in gotischer Schrift ein [27]. Zur Abmachung ist es aber nicht gekommen. Die Vereinbarung scheiterte an der von der Autorin geforderten Honorargröße und ihrem übertriebenen Mißtrauen. Verlust erlitt in dieser Sache nur I. Simonaitytė — das Buch ist bis heute in Deutscher Sprache nicht erschienen. Mit einer positiven Rezension zu dem Roman bestätigte M. Šlaža, daß er es doch ernst meinte [28]. Er hat sofort in ihrem Talent die künftige Klassikerin erkannt: sie hatte die Fähigkeit Personen deutlich zu charakterisieren und panoramaartig darzustellen.

[25] Klaipėdos krašto mokytojų draugija // *Šlaža M.* Darželis. — Klaipėda, 1937,— D. 2.— P. [221].— Das Verzeichnis der von der Lehrergesellschaft des Memelgebietes für die Veröffentlichung vorbereiteten Druckschrifte und Bücher.

[26] *Karvelis J.* Prekybininko keliu. — Chicago, 1979. — P. 170, 172.

[27] Iš Ievos Simonaitytės laiškų Liudai Girai: [Publikation] / Parengė R. Brogienė // Pergalė. — 1987. — Nr. 1. — P. 132, 133.

[28] *Šlaža M.* „Aukštujų Šimonių likimas" // „Aukuras" — P. 151—153.

M. Šlaža's Veranlagungen und seine Weltanschauung reiften in harter Arbeit und einer ununterbrochenen Bildung. Anteil daran hatte auch sein feinfühliges Reagieren auf jeden lebensvollen und novatorischen Impuls aller unterschiedlichen Kulturen, die sich auf dieser multilateralen Küstenregion verflochten haben. Sein großes Wissen schöpfte er ständig aus den Quellen der Literatur und dem reichen Erbe des geistigen Lebens von Klein-Litauen. Den Umfang seiner literarischen Interessen erkennt man an dem Rest seiner Bibliothek, den seine Familie aufbewahrt hat. Das sind etwa 950 Bücher in der litauischen Sprache meistens humanistischen Inhalts oder Werke der schöngeistigen Literatur von Ende des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts, etwa 70 Bücher in verschiedenen Fremdsprachen, und auch Sammlungen oder einzelne Hefte von 65 Titeln des Periodikums. In seiner Jugend hat M. Šlaža ein Tagebuch geführt, im reiferen Alter sammelte er Lebenserinnerungen alter Bewohner. Für diese Arbeit verstand er auch, das Interesse anderer verschiedener Persönlichkeiten zu gewinnen. Manches von seinen landeskundlichen Materialien ist auf unsere Initiative veröffentlicht oder auch in der litauischen Presse beschrieben worden [29].

Die schöpferische, erfolgreiche Tätigkeit von M. Šlaža wurde durch den Einmarsch der Hitlersoldaten in das Memelgebiet unterbrochen. Das drohende Unheil war schon seit 1938 zu spüren. Der Lehrer wie auch die ganze litauische Öffentlichkeit witterten die Gefahr. Aus Sicherheitsgründen unter dem Druck der frech gewordenen, ungehemmten Elemente hat M. Šlaža seinen Arbeitsplatz im Lehrerseminar aufgegeben, am 15. Januar 1939 verließ er auch das Gymnasium Vytautas des Großen [30]. Als formeller Vorwand nannte er seinen schlechten Gesundheits-

[29] *Kalvis J.* Atsiminimai apie „Nusidavimų" redaktorių / Parengė D. Kaunas // Pergalė. — 1986. — Nr. 11. — P. 180—182; *Kaunas D.* Apie kraštą, jo žmones // Banga (Klaipėdos rj.). — 1987. — Rugpj. 1. — Nr. 92. — P. 3.

[30] Išėjo į pensiją Vytauto Didžiojo gimnazijos mokytojas // Lietuvos keleivis.— 1939.— Saus. 19.— Nr. 16.— P. 3.

zustand und aus diesem Grunde beantragte er seine Pensionierung. Die Repressionen folgten nach dem Einmarsch der Hitlersoldaten in das Memelgebeit. Alle öffentlichen litauischen Persönlichkeiten wurden von der Gestapo verhaftet. Es konnte auch reiner Zufall gewesen sein, aber M. Šlaža wurde von seinem eigenen ehemaligen Schüler aus dem Lehrerseminar, einem Deutschen, festgenommen. Erst nach der Vermittlung der litauischen Regierung wurden alle Festgenommenen nach zwei Wochen in das Unabhängige Litauen freigelassen. M. Šlaža mußte sich von Neuem in Kaunas einrichten und ein passendes Beschäftigungsfeld suchen. Seine guten Deutschkenntnisse und Journalistenerfahrungen halfen ihm. Seit dem 16. Dezember 1939 gab er die Informationszeitschrift „Lithuania-Press" in der deutschen Sprache heraus, die für das Ausland bestimmt war, und unterrichtete an der Volksuniversität. Im damaligen Litauen konnten aber weder normale Arbeits- noch Lebensbedingungen geschaffen werden! Hier herrschten schon Stalins Marionetten. Überzeugt, daß er auch den stalinistischen Repressionen unterworfen werden konnte, entschloß M. Šlaža sich wieder in das Memelland zurückzukehren. Seit März 1941 fand der Lehrer und seine Familie Unterkunft in seinem Heimatdorf Lankutten. Von hier aus versuchte er seine alten Bekannten und einen Arbeitsplatz zu finden. Das gelang ihm leider nicht. Als er Tilsit besuchte, wurde er am 8. Mai ein zweites Mal von der Gestapo verhaftet. Das waren Halbstarke mit litauischen Namen. Die Gestapo beschuldigte den Lehrer, litauisch nationale Interessen im Memelland ausgeübt zu haben, was einem Verrat am dritten Reich glich. Danach wurde er verurteilt ohne Gerichtsprozeß und verbrachte vier Jahre im KZ Sachsenhausen und seine Familie wurde in die Tiefe Deutschlands verbannt. Sein Lebensmut, der Beistand seiner Nächsten, auch sein Glücksstern halfen ihm dem Tod zu entkommen, denn laut nicht endgültiger Angaben sind von 60 litauischen

Kulturträgern aus dem Memelland nur weniger als die Hälfte aus den Gefängnissen und KZ's zurückgekehrt [31].

Nach der Befreiung fand er seine Familie in Wernigerode, im Harz. Sie hegten den Wunsch, nach Memel zurückzukehren, aber die neue „Arbeiter- und Bauerverwaltung" hat ihnen die Erlaubnis verweigert. (Das war die übliche Reaktion auf die Anträge aller berühmten Litauer aus dem Memelland). Ungeachtet seines verschlechterten Gesundheitszustandes fing M. Šlaža wieder an, pädagogisch zu arbeiten: er lehrte als Dozent in Fortbilgungskursen, war als Schulleiter in Dardesheim, zuerst als stellvertretender Bildungsrat und dann als Bildungsrat in Wernigerode und Zerbst beschäftigt. Im September 1945 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands, vermutlich durch das Grauen der Hitlerzeit beeinflußt, da er nie linke Anschauungen vertreten hatte. Dieser Schritt soll eine rein formelle Handlung gewesen sein, denn er wollte keine Parteikarriere machen; andererseits brachte ihm die neue Verwaltung Deutschlands kein Vertrauen entgegen. Laut Erzählungen seiner Angehörigen wurde er von Stelle zu Stelle geschickt, es wurde ihm nicht erlaubt, sich in Gebieten aufzuhalten, die an Westdeutschland grenzten. Sein weiteres Leben wurde durch seine schlechte Gesundheit beeinflußt, die er im KZ verloren hatte. Er wurde Rentner, setzte seine Lieblingsbeschäftigung als Briefmarkensammler fort. Nur mit Mühe gelang es ihm, in Verbindung mit I. Simonaitytė zu kommen. Von ihr erhielt er einige Auskünfte über das Memelland und auch einige Hefte der Literaturzeitschrift „Pergalė" aus Vilnius. In den Nachkriegsjahren hat M. Šlaža sein letztes Werk — die Lebenserinnerungen unter dem Titel „Bestien in Menschengestalt" — geschrieben. Die Einleitung vermerkte er mit dem Datum von 6.6.1945, aber es entspricht kaum dem tatsächlichen Sachverhalt. Ein Werk von solchem Umfang konnte in so kurzer Zeit mit so wenig Lebenskraft nicht verfaßt werden. Die Erinnerungen sind im publizistischen Stil geschrieben, mit Absicht mied der Autor alle belletristischen Elemente der schöngeistigen Literatur. Seine Hauptaufgabe sah er darin, das Leben im KZ so authentisch wie möglich darzustellen. Damit wollte er das Naziregime anschuldigen und auch diejenigen warnen, die die wahren Ursachen der deutschen Tragödie noch nicht erkannt hatten oder sie nicht einsehen wollten. Weil er dieses Ziel vor Augen hatte, hat M. Šlaža die Organisation des KZ's, dieses Menschen — und alles Menschliche vernichtenden Systems in Einzelheiten beschrieben und das Henker—Opfer Verhältnis enthüllt. Der Autor mied alle Details, die seine Person verraten konnten. Es ist kein Zufall, daß er das Buch mit einem Pseudonym unterschrieben hat. Der Name M.S. Michalius ist unseres Erachtens aus Kriptonymen (in Deutschland wurde sein Name M. Szlaža geschrieben) und dem im KZ gegebenen Spitznamen Michalius zusammengestellt. Die herrschende Stimmung im damaligen Nachkriegsdeutschland und sein Selbstschutz riefen wohl seinen Wunsch nach Anonymität hervor.

Der Autor hat seine Lebenserinnerungen einem Verlag in der ehemaligen DDR vorgelegt, aber wurde abgewiesen. Der Grund ist uns nicht bekannt, obwohl M. Šlaža's Werk ein halbes Jahrhundert auf seine Veröffentlichung warten mußte, hat es seine Aktualität auch heute nicht verloren. Das Buch erhällt einen neuen Klang, wenn man es auf dem Hintergrund der zahlreichen litauischen Memoiren — Literatur der Sibirienverbannten betrachtet. Dieses Buch ist ein trauriges, aber sehr bedeutsames Denkmal für Klein-Litauen und den Autor selbst.

Domas Kaunas

Aus litauischer Sprache Irena Baradinskienė und Arūnas Stumbras

[31] Mūsų tautos aukos // Krivulė / Red. A. Puskepalaitis. — Detmold, 1948. — P. 13.